Paed,
O.
4 bp

GESCHICHTE
DES GALLO-FRÄNKISCHEN
UNTERRICHTS-
UND
BILDUNGSWESENS.

VON DEN ÄLTESTEN ZEITEN BIS AUF
KARL DEN GROSSEN.

MIT BERÜCKSICHTIGUNG DER LITTERARISCHEN VERHÄLTNISSE.

VON

DR. V. M. OTTO DENK,
CORRESP. MITGLIED DER KGL. AKADEMIE DER BUENAS LETRAS
ZU BARCELONA.

MAINZ,
VERLAG VON FRANZ KIRCHHEIM.
1892.

Mit Vorbehalt aller litterarischen Rechte.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Druck von Fl. Kupferberg in Mainz.

63/406

Vorwort.

Mehrere Jahre hindurch bereits beschäftigt mich eine ausführliche Darstellung der Entwickelung, welche seit den ältesten Zeiten bis zum Ausgange des Mittelalters herab das Bildungs- und Unterrichtswesen eines Volkes genommen, das wie das französische, früher als jedes andere abendländische an der intellektuellen Aufgabe Roms sich beteiligte. Das Material, welches sich mir insbesonders von der Zeit Karls des Grossen ab in ganz ausserordentlicher Fülle zur Verfügung stellte, sollte in die Form mehrerer Bände gegossen werden. Bereits hatte ich den ersten, die Jahrhunderte vor dem gewaltigen Frankenherrscher erörternden, zu Ende geführt, als der Zwang äusserer Verhältnisse und eine damit zusammenhängende Ablenkung meiner Studien nach einer anderen Richtung hin mich veranlassten, die Weiterführung meines ursprünglichen Planes auf unbestimmte Zeit zu vertagen. Da ich aber nicht weiss, wann und ob ich an die Wiederaufnahme meiner Arbeit gehen kann, habe ich mich entschlossen, den bisher ausgearbeiteten Teil derselben, um ihn nicht als Torso verstauben zu lassen, mit dem Charakter eines selbständigen Buches der Öffentlichkeit zu übergeben, wobei mich die Überzeugung trug, dass der dort gebotene Inhalt alle Bedingungen berge, die erforderlich, um das Interesse eines fachmännischen Publikums zu gewinnen.

Bislang haben sich deutsche Federn dem von mir behandelten Gegenstande keineswegs mit jener Hingabe gewidmet, welche er vermöge seiner inneren wie äusseren Bedeutung zu fordern berechtigt ist. Wohl finden sich sporadische Anläufe, im knapp gehaltenen Rahmen von Aufsätzen und Schulprogrammen die eine oder andere Per-

sönlichkeit und Erscheinungsform des gallo-fränkischen Bildungswesens in die Beleuchtung zu rücken, so bei G. Kaufmann mit seinen leider nur zu kurz bemessenen Abhandlungen über „Rhetorenschulen und Klosterschulen in Gallien während des 5. und 6. Jahrhunderts“ und über Sidonius Apollinaris, sowie bei Fertig in seinen drei Schulschriften ebenfalls über Sidonius (Würzburg 1845, Passau 1846 und 1848). Damit ist aber auch die Aufzählung so ziemlich erschöpft. An eine ausführliche pragmatische Geschichte des gallofränkischen Erziehungs- und Schulwesens hat in Deutschland aber noch Niemand Hand angelegt, obschon eine derartige Arbeit als Beitrag zur Kenntnis der Wandelungen, welche sich an der abendländischen Geisteskultur vollzogen, für jeden von Wert ist, dessen Beruf es mit sich bringt, aus den Wechselgängen der Geschichte und ihren zahlreichen Verästelungen belehrenden Stoff entnehmen zu müssen.

Wie das Bild eines Stromes gibt sich die Geschichte des gallo-fränkischen Bildungswesens der inneren Anschauung. Dort die Teilung in einen Ober-, Mittel- und Unterlauf, hier die Gliederung in die druidische Zeit (Druidenschule), in die gallo-romanische Zeit (heidnische Rhetorenschule) und in die christliche Periode (Kloster- und Episkopalschulen).

Aus dem geheimnisvollen Dunkel der Druidenhaine tritt die Flut heraus, sich fast unvermerkt in das breitgerissene Strombett römischer Rhetorik und Schulgelehrsamkeit einsenkend, in welchem die blitzenden Wellen sich vorbeiwiegen an stolzen Städten und prunkenden Landhäusern, abwechslungsweise reichbebaute Gefilde durchschnellend. Aber elementarische Gewalten entladen sich — die wilden Stürme der Völkerwanderung trüben den Strom, und seine Wasser, vorher noch klar und blank, schleichen in schmutziger Färbung dahin, langsam und in trägem Laufe; Versumpfung droht ihn mit ihrer Umarmung zu ersticken. Da naht das Christentum, entfernt die Schleusen der Barbarei und löst den Strom von dem ihn umengenden, verderblichen Schlamm. Bald rauschen seine Wasser wieder licht dahin, Klöster und Kathedralen spiegeln sich in seinem Geflute und es scheint, als ob sein Lauf fürderhin nicht

mehr gehemmt und seine Wellen nicht mehr getrübt werden sollen; aber nochmals droht ihm verhängnisvolles Stauen in dem betäubenden Giftschwadem des Sumpfes. Doch wieder wird Hilfe. Des grossen Karl gewaltiger Geist rettet und sichert dem Abendlande den Bildungsstrom und zerstreut, wenn auch nicht für immer, die Nebel und das Dunkel der Barbarei. Das Auftreten des unsterblichen Frankenherrschers zieht diesem Buche zugleich die Grenzfurche, die es nicht überschreiten will.

Es ist leicht begreiflich, warum bisher die Zeit von Karl dem Grossen an und die Geschichte des dieser Periode eigenen Geisteslebens mehr Schilderer gefunden hat als die vorausgehenden Jahrhunderte fränkischer Geschichte. Für jene Epoche fliessen die Quellen reichlicher und heller, als für diese; hier sickern sie oft nur dünn aus dem Geschiebe der Felsen, dort drängen sie sich breiter an die Tageshelle und der nach Wahrheit dürstende Forscher kann sich müheloser an ihnen satt trinken. Selbst die Franzosen haben es gefühlt, wie schwer es ist, das Material zu einer die Zeiten der vorkarolingischen Verhältnisse behandelnden Geschichte ihres Bildungswesens in ein wohlgeordnetes Ganze zusammenzufassen, und doch kann ihnen Niemand die Anerkennung vorenthalten, dass sie sich nicht eifrig um die Erforschung derselben umgethan. Überhaupt sei hier ausdrücklich darauf hingewiesen, dass wir, was die Ausbeutung der Archive zu schulgeschichtlichen Zwecken betrifft, recht gut von unseren westlichen Nachbarn lernen können, die, seitdem Jules Simon im Jahre 1870 an die Departements- und Gemeindearchive die Anordnung erlassen, eifrigst nach dem Stande des Volksunterrichts vor dem Jahre 1789 zu forschen, eine ungemein rührige Thätigkeit entfalten, welche sich keineswegs auf die Zeit vor der Revolution beschränkt, sondern die entlegensten Perioden des Mittelalters ins Auge fasst. In zahlreichen Werken, Broschüren, Zeitschriften und Zeitungen legen seitdem Archivare, Privatgelehrte, Akademiker, Professoren und Volksschullehrer die Früchte ihres Forscherfleisses nieder, uns das alte Frankreich in intellektueller Beziehung in einem äusserst günstigen Lichte zeigend. Und diese

Forschungen, die, nebenbei bemerkt, den Anforderungen historischer Kritik meistenteils vollauf gerecht werden, sind durchwegs geeignet, „uns weniger hochmütig auf die Franzosen herabsehen zu lassen, deren Bestrebungen für geistige Kultur und Bildung geringzuschätzen bei uns seit einiger Zeit in Mode gekommen ist“, wie ein hervorragender deutscher Gelehrter, Professor Zarncke (Litterarisches Zentralblatt 1887 S. 592) mit Recht getadelt hat. Ich hätte vielleicht nicht an dieses Wort des nun verewigten Gelehrten erinnert, müsste ich nicht besorgen, dass mir einer oder der andere germanische Heisssporn und politische Nörgler ein Buch als Verbrechen anrechnet, welches, obschon es vom Grundsatze der Unparteilichkeit nicht abweicht, die Geschichte der frühesten Geistespflege Frankreichs darzustellen unternommen hat. Glücklicherweise ist aber die Wissenschaft ein allgemeines Gut der gebildeten Völker, das sich um angestrichene Grenzpfähle nicht zu kümmern braucht.

Noch erübrigt mir, Einiges über die französischen Vorarbeiten zu sagen, welche sich mit mir in die Bestellung desselben geistigen Feldes geteilt haben. Die engere Geschichte des gallo-fränkischen Bildungswesens haben insbesonders zum Vorwurfe genommen: Du Boulay [1], der berühmte Verfasser der Geschichte der Pariser Universität, Kilian [2], Théry [3], Henry de Riancey [4] und Vallet de Viriville [5]. Obgleich sie aber keineswegs ohne grosses Verdienst sind, bieten sie doch für die Geschichte des gallischen Unterrichts- und Erziehungswesens nicht genug, da sie, um ihr weit gestecktes Ziel, die moderne Zeit, zu erreichen, rasch über die ersten Jahrhunderte hinweggehen müssen. Die hauptsächlichsten Quellen sind und bleiben, wenn man von der Ur-

[1] Bulaeus, Historia Universit. Paris, 6 vol in fol. Parisiis 1665.

[2] Kilian, Tableau de l'Instruction secondaire en France, depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Paris 1841.

[3] Théry, Hist. de l'éducation en France, depuis le Ve siècle jusqu'au XIXe siècle. 2 vol. Paris 1843.

[4] H. de Riancey, Hist. critique et legislative de l'Instruction publique et de la liberté de l'enseignement en France. 2 vol. Paris 1844.

[5] Vallet de Viriville, Hist. de l'Instruction publique en Europe. Paris 1852.

zeit Galliens absieht, für das 4. Jahrhundert Ausonius und für das 5. Jahrhundert Apollinaris Sidonius, während als spätere Quellenwerke vor allem in Betracht kommen die einzig in ihrer Art dastehende *Histoire littéraire de la France* der ebenso gelehrten als fleissigen Mauriner, die Bollandisten, die Werke Mabillon's: *Acta* und *Annales* des Benediktinerordens, eine reiche Fundgrube von Thatsachen, Martène's *Amplissima Collectio* und *Thesaurus anecdotorum*, d'Achery's *Spicilegium*, die Sammelwerke Du Chesne's und Bouquet's, die *Monumenta Germaniae* von Pertz und endlich die allerdings historisch nicht immer korrekte *Patrologia latina* des Abbé Migne. Nähere bibliographische Nachweise über diese, sowie über andere bei Abfassung dieses Werkes benützte Hilfsmittel wird der geneigte Leser an geeigneter Stelle desselben finden.

Meine Arbeit erhebt keineswegs den Anspruch auf eine nach allen Seiten hin abgeschlossene Vollständigkeit. Eine solche wird sich bei der Beschaffenheit der Quellen auch je kaum verwirklichen lassen. Mein Buch soll nur ein Beitrag zur Geschichte der abendländischen Bildung sein und darthun, welchen Verlauf die Entwickelung der durch Rom vermittelten antiken Geisteskultur bei den Gallo-Franken genommen hat.

Zum Schlusse obliegt mir noch die angenehme Pflicht, Herrn Direktor Dr. G. Laubmann der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München, Herrn Dr. G. Grupp, Vorstand der Fürstl. Öttingen-Wallerstein'schen Bibliothek in Maihingen, Herrn Canonicus Dr. A. Bellesheim in Aachen, Herrn Seminardirektor F. X. Kunz in Hitzkirch (Luzern), Herrn Professor P. Gabriel Maier in Einsiedeln, insbesonders aber dem um das Erziehungswesen hochverdienten Herrn Direktor Ludwig Auer des hiesigen Cassianeums für gütige Förderung meiner Arbeit den wärmsten Dank auszusprechen.

Donauwörth (Bayern), im Herbst 1891.

Dr. V. M. Otto Denk.

Inhalt.

Seite

Erstes Kapitel: Die gallo-druidische Zeit. — Massilias Bildungseinfluss . . . 1

Zweites Kapitel: Römisches Bildungswesen in der Kaiserzeit im allgemeinen . . . 40

Drittes Kapitel: Die heidnischen Rhetorenschulen Galliens vom 1.—4. Jahrhundert . . . 82

Viertes Kapitel: Die gallischen Rhetorenschulen im 5. Jahrhundert und das Christentum. — Sidonius Apollinaris . . . 141

Fünftes Kapitel: Erziehung und Unterricht beim Volke und Adel Galliens . . . 164

Sechstes Kapitel: Die Kloster- und Episkopalschulen Galliens. — Die Tolosanerschule . . . 183

Siebentes Kapitel: Die Bildungsmittel und das Lehrprogramm der gallischen Kloster- und Episkopalschulen . . . 208

Achtes Kapitel: Das gallo-fränkische Bildungswesen. — Chrodegang von Metz . . . 243

Erstes Kapitel.

Die gallo-druidische Zeit. — Massilias Bildungseinfluss.

Die erste und älteste Quelle, aus welcher uns Kunde über gallisches Unterrichts- und Erziehungswesen zuströmt, ist Caesars berühmte Geschichte des gallischen Krieges, jenes Meisterwerk der Darstellung, das vom Standpunkte der Vornehmheit aus mit Fug »als die vornehmste Schrift des gesamten antiken Altertums« erklärt worden ist. Darin heisst es: In ganz Gallien gibt es nur zwei Menschenklassen, welche von einigem Gewicht und Ansehen sind. Von diesen beiden Klassen ist die eine die der Druiden, die andere die der Ritter; jene verwalten den Kultus, nehmen die öffentlichen und Privatopfer vor, legen die Vorbedeutungen aus, eine grosse Anzahl Jünglinge strömt ihnen des Unterrichts wegen zu [1].

Diese schlichtvornehme Aufzeichnung des grossen Römers weist dem Forscher den Pfad an, auf dem er sich bei einer Untersuchung des gallischen Bildungs- und Erziehungswesens zu bewegen hat; sie zeigt ihm, dass ein Versuch, die pädagogische und unterrichtende Thätigkeit bei den Kelten Galliens unter die beobachtende Lupe zu bringen, nur im engsten Anschlusse an die Frage nach Wesen und Bedeutung des Druidentums, als dem obersten und auschliesslichen Träger aller gallisch-keltischen Geisteskultur, zu einem Ergebnis geleiten kann.

Scheidet man, wie es der Gegenstand erheischt, die Erziehung nach ihren beiden natürlichen Seiten, nach einer körperlichen und geistigen aus, so kommt vorerst die Thätigkeit der Druiden noch

[1] Caesar, De bello gall. lib. VI, 13: In omni Gallia eorum hominum, qui aliquo sunt numero atque honore, genera sunt duo Sed de his duobus generibus alterum est druidum, alterum equitum. Illi rebus divinis intersunt, sacrificia publica ac privata procurant, religiones interpretantur. Ad eos magnus adulescentium numerus disciplinae causa concurrit.

nicht in Frage, sondern das Wirken der gebornen Erzieher, der Eltern, tritt zunächst in sein Recht. Leider fliessen die Mitteilungen der Alten hierüber so spärlich, dass wir kaum das Notdürftigste in Erfahrung bringen.

Der Schwerpunkt der häuslichen Erziehung lag in der Gewöhnung der Kinder an unbedingten Gehorsam und an die strengste Unterwürfigkeit unter den Willen der Eltern, namentlich des Vaters, dem nach heidnischer Rechtsanschauung unbeengte Macht über die ganze Familie zustand[1]. Schon frühzeitig wurde also den Kindern grosse Ehrfurcht vor den Eltern eingeprägt. Sie mussten diese beim Mahle bedienen und durften nicht, solange das Knabenalter währte, an des Vaters Seite ausser dem Hause erscheinen. Die Richtung der körperlichen Erziehung neigte vor allem nach dem Bestreben, ein kräftiges, abgehärtetes, gesundes Geschlecht zu schaffen, welches den Anforderungen des damals noch sehr rauhen gallischen Klimas an den äusseren Menschen vollauf gewachsen war. Wie sich bei einem so kriegslustigen, kampfbereiten Volke, als welches die Gallier geschildert werden, von selbst ergibt, wurde der Knabe schon bald in die Waffenschule eingeführt. Die Waffentüchtigkeit war auch der Prüfstein für die Reife des Sohnes, denn erst wenn dieser zum Kriegsdienste sich tauglich erwies, durfte er öffentlich mit seinem Vater sich zeigen und war er ebenso selbständig, als er vordem unfrei und abhängig gewesen[2].

So viel über die in der engeren Familie sich abwickelnde erzieherische Thätigkeit. Vielgestaltiger als über die häusliche Erziehung sind die Nachrichten über die geistige Bildung, welche dem jungen Gallier vermittelt wurde. Hier ist es nun der mächtige Stand der Druiden, welcher seinen weitreichenden Einfluss und seine tief eingreifende Thätigkeit entfaltet.

Die Etymologie hat sich häufig mit dem Worte: Druide beschäftigt. Es fällt über den Rahmen dieses Buches hinaus, den etymologischen Bemühungen und aufhellenden Versuchen weiter nachzuhängen; es möge somit der Hinweis genügen, dass der Grundbegriff des Wortes Druid im Altirischen (Drui, Droi, Draoi, die beiden letzteren Formen verderbt, Plur. Druidhe, woher die

[1] Caesar, VI, 19: Viri in uxores, sicuti in liberos, vitae necisque habent potestatem.

[2] Caesar. VI, 18: In reliquis vitae institutis hoc fere ab reliquis differunt, quod suos liberos, nisi cum adoleverunt, ut munus militiae sustinere possint, palam ad se adire non patiuntur filiumque puerili aetate in publico in conspectu patris adsistere turpe ducunt.

griechische und lateinische Form Druides), Zauberer oder Magier bedeutet [1]. Je nach ihrer Sonderbeschäftigung nannte man sie auch noch Mathematiker [2], Mediker [3], Theologen, Philosophen [4], und Pomponius Mela belegt sie mit dem Namen magistri sapientiae, Weisheitslehrer [5].

Ähnlich den Priestern Brahmas in Indien, den Brahminen, und jenen der ägyptischen Gottheiten, stellten auch die Druiden eine Genossenschaft, obschon keine eigentliche starr abgeschlossene Kaste dar, denn ihr Amt pflanzte sich nicht durch Erbschaft fort. Der Löwenanteil der allgemeinen Achtung und des Einflusses entfiel auf das Haupt dieser Priesterschaft, auf den Ober- oder Erzdruiden (Coibhi Druid), den Vorstand des gesamten Kollegiums [6]. Nur der würdigste und von dem Ansehen der Standesgenossen am höchsten getragene Druide gedieh zum Besitze dieser Würde, welche beim gleichzeitigen Vorhandensein mehrerer verdienstvoller Bewerber durch die Wahl verliehen wurde; zu Zeiten musste indes sogar der gottesgerichtliche Zweikampf die Entscheidung herbeiführen [7].

Der hohe gesellschaftliche Rang, die mit ihm verbundenen weitgehenden Vorrechte als: eigene, freie Gerichtsbarkeit, eigenes vom Adel unabhängiges Steuerwesen [8] (nicht gänzliche Steuerfreiheit, wie gewöhnlich behauptet wird), Befreiung vom Kriegsdienste schufen den Beruf eines Druiden selbstverständlich zu einem sehr begehrenswerten, und man begreift im Zusammenhalte mit diesen Verhältnissen die Mitteilung Caesars, dass Viele, verlockt durch jene

1 Die irische Bibelübersetzung gibt das Wort Zauberer oder Weise stets mit Draoithe wieder, z. B. Exod. 7, 11: Anois *Draoithe* ne Hegipte dor innedursanfos aran modhgceadna le nandroigheachtuibh. — Matth. 2, 1: Feuch Tangadar *Draoithe* o naird shoir go Hiarusalem. Die Zauberkunst heisst irisch: Druidheacht, der Druidenstab oder das Symbol der Druidenwürde: Slatnan Druidheacht. *Toland*, History of the Celtic religion and learning, pag. 56—59, 66—67.

2 Suetonius, Tiberius, 36.

3 Plinius, Hist. natur. XXX, 4.

4 Tacitus, Annales, II, 32. Plinius, XXIX, 12.

5 Pomp. Mela, De situ orbis, lib. III, 2. Über die zahlreichen Ableitungen und Erklärungsversuche des Wortes: Druide vgl. *K. Barth*, Über die Druiden der Celten, S. 10 u. ff.

6 *Barth*, a. a. O. S. 32.

7 Caesar, lib. VI, 13.

8 *Creuzer*, Symbolik und Mythologie der alten Völker, fortges. von Mone. 6. Teil. S. 390.

Vorteile, entweder freiwillig, oder von Eltern und Verwandten angetrieben, sich dem Druidenstande widmeten [1]. In dem zahlreichen Zufluss von Schülern las man sogar die günstige Bedeutung eines gesegneten Jahres [2].

Der Wirkungskreis der Druiden schied sich nach den verschiedenen Richtungen aus, welche sich auf der Grundlage der Bedürfnisse und Gewohnheiten des ihrer Führung und Leitung sich unterordnenden Volkes erhoben. Sie waren nicht nur die Vermittler zwischen diesem und der Gottheit, die Priester, sie waren auch seine Richter, sie waren seine Ärzte, ja seine Seher, denn man schrieb ihnen divinatorische Begabung zu; sie waren im weitesten Umfange des Wortes seine Lehrer und Erzieher — kurz, die eigentlichen Verwahrer alles Wissens, die Verfasser und Erklärer aller göttlichen und menschlichen Satzungen [3], so dass der Dichter Lucan von ihnen sagen konnte, es sei ihnen allein gegeben, die Götter zu erkennen und die himmlischen Mächte [4]. Gross war die Gewalt der Druiden. Wehe demjenigen, und mochte er auch zu den Angesehensten des Adels und der Obrigkeit gehören, der sich erkühnte, ihrer Entscheidung zu trotzen; ausgeschlossen wurde er von allen Opfern und aus der Gemeinschaft Aller. Damit war ein furchtbarer Bann über ihn verhängt, das Brandmal der Ruchlosigkeit schändete ihn, und ihn mieden Alle, selbst seine Anrede floh man, um nicht von dem Fluche angesteckt zu werden, den der Druidenmund auf ihn geschleudert [5].

Solche Machtstellung und ihre Anerkennung seitens des Volkes konnte nur wurzeln in einem über den rohen, ungebildeten Massen schwebenden Geiste, in einem Wissen und Können, welches dem Verständnisse und Einblicke des breiten Haufens entrückt war; sie konnte nur Halt gewinnen in einer alle Volksschichten durchtränkenden Anschauung, dass die Aussprüche der Druiden »Urteile des Himmels selbst« (breatha nimhe) [6] seien.

Das bedeutendste Mittel, seinen Einfluss zu wahren und zu festigen, erkannte und übte das Druidentum in der Erziehung der Kinder. Der Druidenorden riss dieselbe an sich, nicht bloss jener,

[1] Caesar, VI, 14: Tantis excitati praemiis et sua sponte multi in disciplinam conveniunt et a parentibus propinquisque mittuntur.

[2] Strabo, IV, 4, §. 4. — [3] *Amedée Thierry,* Hist. des Gaulois, II, 1.

[4] Solis nosse Deos et coeli Numina vobis
Aut solis nescire datum. (Luc. Pharsal. lib. I, 1. V. 452.)

[5] Caesar, VI, 13. — [6] *Toland,* History p. 85.

die sich dem Druidismus selbst widmen wollten, sondern aller, und nötigenfalls sollen die Kinder den Eltern zum Unterrichte mit Zwang weggenommen worden sein[1].

Bestimmend auf die Gestaltung der druidischen Lehrmethode wirkte das Streben, dem profanen Auge das Eindringen in den Geheimschatz des druidischen Wissenskreises zu erschweren oder unmöglich zu machen. Die Druidenschüler mussten sich nämlich den ganzen Lehrstoff durch eine einseitige Gedächtnispflege aneignen, zu welchem Behufe sie eine grosse Menge von Versen — man spricht von zwanzigtausend — auswendig zu lernen hatten[2]. Was diese Verse betrifft, so waren sie höchst wahrscheinlich nach dem in der keltischen Zahlenlehre vorwaltenden Gesetze der Dreiheit in sogenannten Triaden und in einer nur dem Eingeweihten verständlichen mystischen Sprache verfasst. Bekanntlich gilt in der keltischen Archäologie jede, drei Gegenstände irgend einer Wissenschaft zusammenfassende Rede als eine Triade[3], eine noch in der walisischen Sprache enthaltene Darstellungsform des Druidismus; es ist dies ein Überlieferungssystem, welches durch die Einrichtung des Bardenwesens seine höchste Vollkommenheit erhielt und zur Einkleidung jeder Art von Kenntnis und Wissenschaft angewandt wurde[4].

Die Druidenschüler durften somit dem Geiste mit Hilfe der Schriftzeichen nichts vermitteln. Als Grund nennt Caesar, dem wir diese Mitteilung verdanken, die Geheimhaltung der Lehre, sowie noch einen rein pädagogischen Zweck, nämlich die Stärkung des Gedächtnisses, das, nach desselben Gewährsmannes Ausdruck, im Vertrauen auf das Hilfsmittel der Schrift gewöhnlich vernachlässigt werde[5]. Ob Caesar mit seinen Angaben, welche er ja nicht

[1] *Barth*, a. a. O. S. 105.

[2] Caesar, VI, 14: Magnum ibi numerum versuum ediscere mittuntur.

[3] Als Beispiel einer aus dem Walisischen stammenden Triade diene:

Eiry mynydd! — gwangeus Jâr —
Gochwiban gwynt ar dalar —
Yn yr ing goran yw'r Câr

Schnee ist auf dem Berge! der Vogel ist futterfrässig —
Rauhe Pfeifen blasen auf dem Vorgebirge —
In der Not ist der Freund am schätzbarsten.

(*Davies*, Mythologie of the Druids p. 75.)

[4] *Mone*, Gesch. des Heidentums. 2. T. S. 430. 431.

[5] Caesar, VI, 14: Id mihi duabus de causis instituisse videntur, quod neque in vulgum disciplinam efferri velint, neque eos, qui discunt, litteris confisos minus memoriae studere; quod fere plerisque accidit, ut praesidio litterarum diligentiam in perdiscendo ac memoriam remittant.

unmittelbaren Äusserungen der Druiden entnahm und die er selbst nur als sein Vermuten darstellt, der Wahrheit nahe gekommen, muss auf sich beruhen. Wenn indes die Druiden in der That mit ihrer Unterrichtsmethode auch die Zucht des Gedächtnisses verfolgten, so wichen sie hierin nur wenig von dem Lehrgebrauche der alten Griechen und Römer ab, welche den Knaben Denksprüche (Chrieen, Sentenzen) zum Auswendiglernen gaben, um den jugendlichen Geist, der eines schnellen und zugleich sicheren Fortschreitens noch nicht fähig, zu leichterem Erfassen zu erziehen[1].

Was aber auch immer die Druiden zu ihrer strengen Methode vermochte, so dürfte doch soviel sicher stehen, dass das Verbot des Nachschreibens sich lediglich auf die Schüler bezogen haben könne, denn dass überhaupt die sämtlichen Lehrsätze gar nicht aufgeschrieben worden wären, dass der Druidenorden keine geschriebene Sammlung derselben gehabt, sondern ihre Forterbung nur mittelst des Gedächtnisses bewerkstelligt habe, ist bei dem schwankenden Wesen des Gedächtnisvermögens nicht wohl annehmbar; mit Recht hat man vielmehr darauf hingewiesen, dass die Gleichförmigkeit der Lehre, ohne die sich diese nicht so lange hätte erhalten können, nicht von der Gedächtnisstärke Einzelner abhängig gemacht werden durfte[2].

Angesichts der erwähnten Lehrmethode und des Umfanges der einzelnen, zum Vortrag gebrachten Disziplinen überrascht die Thatsache nicht, dass manche Schüler, und wahrscheinlich nicht die hellsten Köpfe, zwanzig Jahre brauchten[3], um den Studiengang zurückzulegen. Für einen schwächeren Verstand muss die mechanische Aneignung so vieler Tausende von Versen eine wahre Riesenarbeit gewesen sein, welche notwendig viel Zeit kostete. Man hat daher keineswegs nötig, diese Ausdehnung der Lernzeit mit dem billigen Bemerken abzuthun, es bedürfe eben einer langen Gewohnheit, um in Sophistereien Meister zu werden und vieler

[1] Seneca, Epist. 33.

[2] *Barth,* a. a. O. S. 28. Übrigens teilten die Druiden die Eigentümlichkeit, den Unterricht bloss an das lebende Wort zu knüpfen, mit Pythagoras, Sokrates, Empedocles, Parmenides, Melissos und Xenophanes. Auch in ihrer mystischen Sprachweise erinnern sie an die alten hellenischen Philosophen. Clemens Alex. Stromat. lib. IV. p. 358. 569. 571. (Köln 1688.)

[3] Caesar, VI, 14: Itaque annos nonnulli vicenos in disciplina permanent. Pomp. Mela l. c. sagt dagegen im allgemeinen: docent multa nobilissimos gentis vicenis annis.

Studien, um sich jene Fähigkeit anzueignen, welche die Regierung des Janhagels, den man an der Nase herumführe, erfordere[1].

Ob nun auch die Druiden ihren Schülern den Gebrauch der Schrift wehrten, besassen sie für sich doch, wie angedeutet, die Kenntnis der Schreibekunst. Schon das Verbot zu schreiben erhärtet diese Thatsache. Zudem ist die Vertrautheit der Druiden mit den Schriftzeichen durch das Zeugnis der Alten hinlänglich gewährleistet. Es war gallische Sitte, bei Begräbnissen ausser den Waffen, Geräten, Tieren und Sklaven auch Briefe zu verbrennen, damit der Tote sie entweder im anderen Leben selbst lesen oder anderen Toten übergeben könne[2]. Nach der Schlacht bei Bibracte fanden sich im eroberten Lager der Helvetier Heeresverzeichnisse, die sogar in griechischen Schriftcharakteren verfertigt waren[3]. Mehrere in Nimes, Vaison (Dép. Drôme), Gargas und Malance (Dép. Vaucluse) gefundene gallische Inschriften erheben für Südfrankreich die Verwendung griechischer Schriftzeichen durch die Gallier zur unumstösslichen Thatsache[4]. Dieselben waren ihnen durch die grosse Griechencolonie Massilia überliefert worden, nachdem die Gallier den Gebrauch ihres ursprünglichen Alphabets, das dem griechischen nicht unähnlich gewesen sein soll, verloren oder in Vergessenheit hatten kommen lassen[5]. Was die Verbreitung griechischer Schrift im Norden Galliens betrifft, so wissen wir allerdings, dass Caesar, als er von der nervischen Grenze aus einen Brief an seinen Legaten Cicero schrieb, sich der griechischen Zeichen bediente, um dem Feinde, falls ihm das Schreiben in die Hände fiele, seine Pläne nicht zu verraten[6]. Nun waren die Nervier, wie die Belger über-

[1] So spricht sich *Toland,* History of the Druids p. 50 aus: Nor ought this (die lange Lernzeit) to seem wonder, since to arrive at perfection in Sophistry, requires a long habit as well as in juggling, in which last they (die Druiden) were very expert: but to be masters of both, and withal, to learn the art of managing the mob, which is vulgarly called leading the people by the nose, demands abundant study and exercise.

[2] Caesar, VI, 14. — Pomp. Mela, III, c. 2. — Diod. Sicul. V, c. 28: In funeratione mortuorum, epistolas propinquis inscriptas in rogum conjiciunt, quae a defunctis deinde legantur.

[3] Caesar, I, 29: Tabulae *literis graecis* confectae.

[4] Beiträge zur vergleich. Sprachforschung, Bd. 2, 3, 4. — Revue Celtique, V, p. 120. — *Gröber,* Grundriss der roman. Philologie, I, S. 291.

[5] *Frickius,* Commentatio de Druidis, §. 13, pag. 183 (Ulm 1744).

[6] Caesar, V, p. 48.

haupt, zu denen sie gehörten, nicht nur an Sprache, Sitte und Verfassung zwar von den Aquitanern, nicht aber auch von ihren unmittelbaren Nachbarn, den eigentlichen Galliern verschieden[1], sondern bei all' ihrer Tapferkeit ein sehr rohes, allen civilisatorischen Einwirkungen der römischen Provinz abholdes und unzugängliches Volk, bei welchem eine Kenntnis griechischer Schriftzeichen nicht zu suchen war. Daraus kann aber sicher nicht der Schluss gezogen werden, als sei die griechische Buchstabenschrift im nördlichen Gallien überhaupt nicht bekannt gewesen, denn ohne Zweifel werden sich auch die Druiden Nordgalliens mit ihr nach Massgabe vertraut gemacht haben. Man darf also annehmen, dass die Druiden sowohl im Süden wie im Norden des Landes die griechische Schrift kannten und anwandten[2].

Für ihre tiefer liegenden und geheimen Zwecke dienten ihnen aber, nach allem was wir von den Runen und der Pflanzenschrift wissen, besondere Schriftcharaktere[3], in deren Gebrauch sie ohne Zweifel ihre Novizen oder Zöglinge einweihten, mochte auch zu Unterrichtszwecken das Schreiben noch so strenge verpönt sein. Auf das Vorhandensein einer derartigen Geheimschrift deutet schon das altkeltische Wort oga (ogum, ogma) hin, welches nach den zuverlässigsten Deutungen sowohl eine Arcanwissenschaft als auch eine Arcanschrift bedeutet[4].

[1] *Budinszky,* Ausbreitung der röm. Sprache, S. 88.

[2] Hist. litt. de la France I, 1, pag. 13. — Caesar, VI, 14.

[3] *Ledwich,* Antiquities of Ireland, p. 80. — *Davies,* Celtic research. p. 280. — Barth, S. 37.

[4] *Keysler,* Antiqu. Septentr. et Celtica p. 38 (Hannover 1720): Probe noverim vocabulum Oga, Ogum, vel Ogma, Celti significasse secreta literarum, vel literas ipsas. Vgl. *Moore,* Hist. of Ireland, I, p. 57, der bezüglich einer druidischen Geheimschrift noch bemerkt: »such as is known to have been used for sacred purposes among the hierarchies of the Eeast.« Wie *Toland* p. 73—75 versichert, wird in vielen altirischen Handschriften die Methode der Geheimschrift, Ogum genannt, gelehrt. Zum Schreiben derselben bediente man sich, ehe Papier und Pergament in Gebrauch kamen, der Birkenrinden (Ogham — beith, Ogham — coll, Ogham — craoth = Ogham branches). Noch in der Vorrede zu der von O'Donell, später Erzbischof von Tuam, veranstalteten Übersetzung des Neuen Test. ins Irische (Dublin 1602) wird darauf hingewiesen, dass die Übersetzung verfertigt sei »to the Ogum and propriety of the Irish tongue«, d. h. nach dem Alphabet, der Orthographie und der irischen Schreibweise.

Im Einklange mit der keltischen Zahlenlehre zergliederte sich die theokratische Hierarchie des Druidenordens in eine Dreizahl, in: Barden, Vates und Druiden[1]. Die Barden, sagt Strabo[2], sind Hymnensänger und Dichter; die Vates opfern und erforschen die Natur; die Druiden beschäftigen sich ausser der Betrachtung der Natur auch mit der Sittenlehre. Diodorus Siculus[3] erwähnt ebenfalls der Barden, welche zu einem lyraähnlichen Instrumente, Crott, Heldenlieder sangen, worin sie das Andenken der grossen Männer feierten, namentlich jener, welche ihr Leben zum Besten des Vaterlandes geopfert hatten. Sie entflammten die Brust der Streiter zum Waffengange[4] und stimmten ihre Saiten zum Spottliede für die Schuldigen und Feigen[5]. Aber nicht nur die Heldenthaten, sondern auch das Sagenleben, sowie alles, was zum Aufbau der Geschichte eines Volkes gehört, seine Gesetze und Gebräuche, ja sogar die Dogmen und Religionspflichten[6] gestalteten sich den Barden zum Liede, und damit es auch am Gegensatze nicht gebrach, stellten sie ihre Kunst selbst in den Dienst des Gemeinen und Niedrigen, bei festlichen Gelagen schändliche Weisen singend, Vallemachien genannt[7].

Schwerwiegend war ihr Einfluss auf die Gemüter im Krieg wie im Frieden. Oft verhinderte ihr Dazwischentreten blutigen Kampf, und ihre begütigende Rede war nicht selten genügend, die schon zum Streite erhobenen Waffen feindlicher Heere zum Sinken

[1] Ammian Marcell. XV, c. 9 kennt diese Dreiteilung auch, doch nennt er statt der Vates die Euhages. Von den Barden sagt er: Bardi, quidem fortia virorum illustrium facta composita versibus cum dulcibus lyrae modulis cantitarunt.

[2] Strabo, IV, c. 4, §. 4: τρία φῦλα τῶν τιμωμέτων διαφερόντως Βάρδοι μὲν, ὑμνηταὶ καὶ ποιηταὶ.

[3] Diod. Sicul. V, c. 31. Ἐισὶ καὶ παρ' αὐτοῖς καὶ ποιηταὶ μελῶν, οὓς Βάρδους ὀνομάζουσιν οὗτοι δὲ μετ' ὀργάνων ταῖς λύραις ὁμοίων, οὓς μὲν ὑμνοῦσιν, οὓς δὲ βλάσφημοῦσιν.

[4] Lucan Pharsal. I, V. 447:

Vos quoque, qui forte animas, belloque peremtas
Laudibus in longum vates dimittitis aevum,
Plurima securi fudistis carmina Bardi.

[5] Diod. Sicul. l. c.

[6] Prudent. Apotheos. V. 296. Quem non Bardus pater aut avus augur rem docuere Dei.

[7] Vallemachiae, inhonestae cantiones, et carmina jocuque turpia. Isid. Hisp. Gloss. p. 32. (Linguae latinae Auctores ed. D. Gothofred. Genev. 1602.)

zu bewegen[1]. Auch die Barden zählten zum Unterrichtskörper des gallischen Schulwesens, denn ihnen oblag die Aufgabe, die in Druidenkollegien studierende Jugend in nationaler Dichtkunst und Musik zu unterweisen. Wer die hohe Verehrung ermisst, welche im Altertum den Dichter überhaupt trug, so dass dieser Begriff mit dem eines Weisen und Sehers in einen einzigen zusammenschmolz, dem muss auch die pädagogische Bedeutung der Barden Galliens zum lebendigen Bewusstsein gelangen.

Was nun die lehrende Thätigkeit der Vates (Euhages) und der Druiden im engeren Sinne angeht, so schieden sich die Unterrichtsfächer in den Druidenschulen in: 1. Theologie, 2. Philosophie (Moralphilosophie, Psychologie, Rhetorik), 3. Naturkunde (Mathematik, Astronomie, Geometrie), 4. Rechtskunde, 5. Arzneiwissenschaft, 6. Musik und Dichtkunst, 7. Magie.

Nachstehend soll nun der Versuch gemacht werden, Wesen und Umfang der einzelnen Disziplinen zu erörtern, um solchergestalt ein möglichst getreues Bild des gallischen Unterrichtslebens zu gewähren. Allerdings kann bei dem Mangel eingehender Nachrichten und umfassender positiver Mitteilungen von einer systematischen Struktur der betreffenden Unterrichszweige hier keine Rede sein, denn was uns über dieselben überliefert worden ist, findet sich nur in gelegentlichen Bemerkungen der alten Autoren zerstreut, die ihrerseits bei der ängstlichen und sorgfältigen Geheimhaltung des druidischen Lehrgebäudes selbst nur wenig in Erfahrung bringen konnten. Aber schon aus dem Wenigen, was sich über die intellectuelle Bildung und Thätigkeit der Druiden auf uns gerettet, lässt sich der Schluss gewinnen, dass diesselben doch etwas mehr gewusst haben, als ihnen eine aberwitzige Hyperkritik zugestehen möchte[2], und dass ein gebildeter und wahrheitsliebender Mann, wie der Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus, nicht ohne Grund von dem regen Eifer der Druiden für lobenswürdige Studien gesprochen haben kann[3].

Um mit dem Wichtigsten, der druidischen Theologie, zu beginnen, so scheint ursprünglich die Gotteslehre der Druiden einen ziemlich geläuterten Gehalt besessen und nach des Origines' Zeugnis mit dem judaischen Gottesbegriffe zusammengeklungen zu haben[4].

[1] Diod. Sicul. V, 31. — [2] *Mone*, a. a. O. S. 408.

[3] Amm. Marcell. XV: Per haec loci hominibus paulatim excultis viguere studia laudabilium doctrinarum.

[4] Origines, Contra Cels. c. 16. Miror autem, qui Celsus Odrysas, Samothraces, Hyperboreos, inter vestustissimas sapientissimasque gentes

Derselbe Kirchenschriftsteller erklärt geradezu, dass in Britannien der Druidenkultus den Boden für die Heilslehre des Evangeliums vorbereitet habe. Die Druiden lehrten das Dasein eines grossen Wesens, Hyzzus, Esus[1], was bei den Kelten »der starke Gott« bedeutet und den Grund alles Seienden darstellt. Dieses Wesen war ewig, immateriell, unerfassbar, unermesslich; alle anderen Gottheiten waren nur die verschiedenen Offenbarungsformen seiner Eigenschaften[2].

Diese Reinheit der Lehre verlor sich aber, als Gallien unter den Einfluss der Griechencolonie Massilia und unter römische Herrschaft geriet, wo es dann von dem phönikisch-hellenisch-römischen Götterwuste berührt wurde. Die einzelnen Namen und Wesenheiten dieser Götter anzuführen, ist zwecklos. Wichtiger aber als die Nomenclatur der aus Inschriften bisher gewonnenen (36) gallischen Götter und (14) Göttinnen erscheint die Thatsache, dass in der druidischen Gotteslehre die Idee einer göttlichen Dreiheit, in einem einheitlichen Wesen vereinigt, vorhanden war. Zu Beaune, zu Paris, Reims und Autun hat man Altarbilder und Statuen entdeckt, welche in plumper Zeichnung zwar, aber im Übrigen deutlich dreiköpfige Gottheiten vorführen[3].

numerare dignatus fuerit. Quin et Homeri Galactophagos, Gallorum Druydas Petasque, qui multa Judaica doctrinae finitima profitentur sapientissimas gentes antiquasque appellat. Vgl. Historisch-polit. Blätter 1842, II. Bd. S 601.

[1] Lactant. Institut. divin. I, 21. — Lucan, I, 444—46. — *Frickius,* l. c. p. 92. — *Mone,* a. a. O. S. 414 — *Barth,* a. a. O. S. 71. 72.

[2] Im März 1711 wurde in der Kirche von Notre-Dame zu Paris ein Basrelief eingemauert gefunden, welches den Namen Esus trug. Dasselbe stellt das höchste Wesen jugendlich und bartlos dar. In der Linken hält der Gott die heilige Mistel, während die Rechte, mit dem Kelt bewehrt, sich anschickt, vom Baume das Symbol der unsterblichen Seele zu trennen, um es den Druiden zu weihen, welche es dann den Menschen als kostbarste Gabe der Gottheit geben. *J. B. Bouché,* Druides et Celtes, Paris 1848, p. 151. 152.

[3] Revue Archéologique 1880. 40. Bd. Juni- und Juliheft: Les Tirades Gauloises pag. 6—13, 70—84. *Duruy-Hertzberg,* Röm. Gesch. I, p. 147. 148. Übrigens kannte schon Lucan diese gallische Trilogie:

Et quibus immitis placatur sanguine diro
Teutates, horrensque feris altaribus Hesus
Et Taranis Scythicae non mitior ara Dianae.
(Pharsal. I, 444—46.)

Taranis ist der gallische Donnergott, Teutates ist Merkur (Hades — Pluto), Esus ist, wie schon einmal bemerkt, nicht der Name einer

Was die Druiden über diese Gottheiten lehrten, das war deren Unsterblichkeit, ihre Macht und Gewalt, die ebenso sehr ins Unendliche sich erstreckte wie ihre Gerechtigkeitsliebe[1]. Als praktische Gebote der Theologie betonten die Druiden ein Dreifaches: die Götter ehren, das Böse meiden, die Tapferkeit üben[2]. Der allgemeine Weltgeist, so lehrten sie weiter, leite alles, erfülle alles, er sei die Vorsehung, von welcher das ganze Naturleben ausgehe und in die es wieder zurückfliesse, angefangen vom Erbeben der Erde bis zum fallenden Laube.

Die Druiden führten in ihrem theologischen Lehrsystem zwei Prinzipe, welche die Welt beherrschten, ein gutes und ein böses. Sie versinnbildeten dies durch zwei ein Ei tragende Schlangen, wie man auf verschiedenen in Notre-Dame zu Paris aufgefundenen Denkmälern sieht. Das Ei, die Frucht der beiden vereinigten Prinzipe, ist das Sinnbild der aktiven und passiven Zeugung, das Sinnbild des Lebens. Die sich in den Schwanz beissende Schlange ist eine Allegorie der im Erzeugen sterbenden und im Sterben erzeugenden Natur und der Ewigkeit[3].

Nach druidischer Anschauung war jedem Wesen sein besonderer Geist zugeteilt. Diese Lehre leitete zur Verehrung der Elemente, sowie der verschiedenen Teile der sichtbaren Welt und schuf jenes vielgestaltige, geheimnisvolle Reich niedrer Geister, die in den mannigfachen Feensagen deutschen Aberglaubens als entstelltes Überbleibsel alter Druidenlehren noch fortdauern[4].

bestimmten Gottheit, sondern bezeichnet ein übersinnliches, in Tempeln nicht einschliessbares Wesen. Dom. Martin, Religion des Gaules, II, p. 17. 18.

[1] *Chimiac de la Bastide de Cleaux,* Discours sur la nature et les dogmes de la Religion Gauloise. (Paris 1769, pag. 1—4.) — Multa de deorum immortalium vi ac potestate disputant et juventuti tradunt. Caesar, VI, 14.

[2] Δρυΐδας αἰνιγματωδῶς ἀποφθεγγομένους φιλοσοφῆσαι, σέβειν θεούς, καὶ μηδὲν κακὸν δρᾶν, καὶ ἀνδρείαν ἀσκεῖν. Diogen. Laertes, Prooem. V.

[3] *Pelloutier,* Hist. des Gaules lib. III, p. 12. 13.

[4] *Mone,* a. a. O. S. 421. Die Bewohner der Bretagne, wo der Druidismus ein sehr langes Dasein fristete und demzufolge auch heute noch der meiste Aberglaube herrscht (*Fr. Michel,* le Pays basque p. 147) glauben immer noch an Feentänze. Wie die Hexe (Druidin) unserer deutschen Sagen nichts ist als die germanische Priesterin (von thrûdhr, Jungfrau, welche Bezeichnung auch eine der Walkyren führte), sind auch die Feen der gallischen Sagenwelt nichts anderes als die verblassten Spuren von Druidinnen, deren Vorhandensein und priester-

Die Theologie der Druiden hatte zum Fundament eine Psychologie, welche als wichtigsten Grundsatz die Unsterblichkeit der Seele zum Ausdrucke brachte. War der Mensch, wie sie lehrten, von Gott dem unsterblichen Wesen erschaffen, so verlangte eine folgerichtige Entwickelung dieses Satzes von der Unsterblichkeit der Gottheit auch die Unsterblichkeit der Menschenseele und die Annahme einer Fortdauer nach dem leiblichen Tode[1]. Aber wie dachte man sich diese Fortdauer? Vielfach hat man im Altertume geglaubt und auch jetzt noch besteht die irrige Anschauung, dass die Druiden mit Pythagoras eine Seelenwanderung (Metempsychosis), d. h. eine Wanderung der Seele nach dem Austritte aus dem Körper[2] durch verschiedene Thier- und Menschenleiber gelehrt hätten. Dem ist jedoch nicht so, sondern sie lehrten eine lange, nach dem Tode fortgesetzte Trennung des irdischen und jenseitigen Lebens[3]. Was man fälschlich für eine Metempsychosis[4] hielt, war, streng genommen, nichts anderes als der

liches Walten hinlänglich erwiesen (Pomp. Mela III, 6; Strabo, IV, 4), und die Elbentänze sind dunkle Erinnerungen an nächtliche Kultushandlungen. Aber selbst diese spärlichen Überreste keltischer Religion zeigen eine feinere Geistesbildung, wie *Grimm*, Deutsche Mythol. p. XXVI sagt, als uns deutsche oder nordische Mythologie kund geben; es dringt darin mehr von priesterlicher Lehre durch.

[1] Strabo, IV, 4: ἀφθάρτους εἶναι τὰς ψυχάς. — Diod. Sicul. V, 28: τὰς ψυχὰς τῶν ἀνθρώπων ἀθανάτους εἶναι συμβέβηκε. — Valerius Maximus II, c. 6. Persuasum habuerant, animas hominum immortales esse. Amm. Marcell. XV, c. 9: Druidae pronuntiarunt animas immortales. Pomp. Mela, III, 2: Unum ex iis, quae praecipiunt, in vulgus effluxit, videlicet ut forent ad bella meliores, aeternas esse animas, vitamque alteram ad manes.

[2] Caesar, VI, 14: Inprimis hoc volunt persuadere, non interire animas, sed ab aliis transire ad alios. Diod. Sicul. V, 28: εἰς ἕτερον σῶμα τὴν ψυχὴν εἰζδόνεσθαι· τὰς ψυχὰς δι' ἐτῶν ὡρισμένών παλινβιοῦν.

[3] Pomp. Mela, III, 2. Lucan, Pharsal. I, 454 u. ff.:

Vobis auctoribus, umbrae,
Non tacitas Erebi sedes, Ditisque profundi
Pallida regna petunt: regit idem spiritus artus
Orbe alio: longae (canitis si cognita) vitae
Mors media est.

Vgl. Macrobius in Somnium Script. lib. I, c. 9. Virgil. Aeneis VI, 732—751, wo von der tausendjährigen Reinigung der Seele durch Feuer, Wasser, Luft und endlicher Auferstehung die Rede ist.

[4] Vgl. *Döllinger*, Heidentum und Judentum, S. 560. Was übrigens die Lehre des Pythagoras betrifft, so handelt es sich bei ihm nicht so

Inhalt eines dritten psychologischen Druidenlehrsatzes, nämlich: die Seele wird nach einer bestimmten Frist wieder geboren[1], das heisst, sie vereinigt sich aufs neue mit dem Körper, um dann in ihm ewig zu bleiben, mit anderen Worten — die Druiden lehrten gleich den persischen Magiern eine Auferstehung der Toten[2].

War die Gottheit gerecht und die Seele unsterblich, so musste sich je nach Beschaffenheit des irdischen Wandels an die Fortdauer der Seele Lohn oder Strafe im Jenseits knüpfen. Allerdings glaubten die Druiden auch, dass die durch Feuer geläuterten schuldbeladenen Seelen in ein besseres Leben eingingen, wie sie dies von den auf dem Scheiterhaufen hingerichteten Verbrechern annahmen[3]. Den Feigen traf in der anderen Welt Strafe, der Tapfere erntete Belohnung. So erklärt sich auch die von Caesar, Strabo, Pomp. Mela u. a.[4] betonte Tapferkeit und Todesverachtung, mit der sich die Gallier ebenso mutvoll ins Schlachtgetümmel wie in die prasselnde Lohe des Scheiterhaufens stürzten, denn sie war eine Ausgeburt druidischer Psychologie. Sogar auf den Alltagsverkehr und auf die geschäftliche Verbindung des Volkes erstreckte sich der Einfluss jener Seelenlehre. Der den Galliern angeborene Ehrlichkeitssinn wurde durch dieselbe zu einer ganz merkwürdigen Ausgestaltung gebracht. Der Gläubiger konnte nämlich seinem Schuldner, der in die Ewigkeit abschied, ganz ruhig und unbesorgt ins Grab nachsehen; er wusste ja, dass die Eintreibung seines Guthabens auch im Jenseits gesichert sei und dass Schuldbriefe, dem Toten mitgegeben, auch über das Grab hinaus ihren Wert

fast um eine Seelenwanderung als vielmehr um eine Neugeburt (Palingenesis). Pythagoras vero non μετεμψύχουσιν sed παλινγενεσίαν esse dicit, hoc est redire, sed post tempus. Servii Comment. in Virgil. Aen. III. vs. 67 p. 274. Scholiast. ad Pindar. Olymp. II. p. 31. — Sententia de Palingenesia antiquior est. Primus dogma proposuit Pythagoras. Nonnulli dicunt mentionem hic fieri Palingenesiae, quam Pythagoras statuit. Ille enim animas in alia corpora transeuntes dicit renovari. Demetr. Triclin. Schol. ad Pind. Olymp. II. p. 146. Indes scheint auch Pythagoras seine Lehre aus der persischen Philosophie, die er bei den Magiern Persiens studierte (Valer. Maxim. VIII, 7), welche selbst eine Auferstehung annahmen (*Döllinger*, a. a. O. S. 380. 381), geschöpft zu haben.

[1] Diod. Sicul. V, 26 cfr. Note 1.

[2] *Pelloutier*, II, p. 342.

[3] *Mary-Lafon*, Hist. du midi de la France I, p. 23.

[4] Caesar, VI, 14. — Strabo, IV, 4. — Pomp. Mela, III, 2.

beibehielten[1]. So durchdrang die Seelenlehre der Druiden alle irdischen Lebensverhältnisse und verlieh ihnen das Gepräge einer grösseren Vollkommenheit. Was Wunder, dass die Alten, welche diesen Barbaren die Entdeckung so bedeutender Kenntnisse nicht zutrauten, die druidischen Lehren einstimmig für pythagoräisch erklärten[2], obschon es anderseits nicht an Anschauungen fehlte, welche als Ursprung der pythagoräischen Philosophie den Druidismus bezeichneten; denn wie Aristoteles und Sotion nach dem Zeugnisse des Diogenes Laertius sich ausdrückten, habe die Philosophie ihren Ausgangspunkt bei den Magiern der Perser, bei den Chaldäern der Babylonier und Assyrer, bei den Gymnosophisten der Inder und bei den Druiden der Kelten und Galater (Gallier), die man auch Semnothei nenne, genommen[3], von welchen sie zu den Griechen gelangt sei†.

[1] Valer. Maxim. II, 6. Pomp. Mela, III, 2. Diod. Sicul. V, 28: Wenn Valer. Maxim. seine Angabe: persuasum habuerant, animas hominum immortales esse mit dem hämischen Zusatze begleitet, dass man darüber lachen könnte, wenn nicht Pythagoras das Nämliche geglaubt hätte, und er sich über die Philosophie der Gallier, die er wegen ihrer alten transalpinischen Beinkleidertracht nur spöttisch die Behosten (braccati) nennt, so ehrt dies weder ihn noch die Religion seines Volkes, wie *Mone* l. c. S. 408 mit Recht bemerkt.

[2] Pseudoorigines Philosophemena. c. XXV. ed. Gronov. in Thesauro Antiqu. Graec. t. X, p. 264: Druidae in Celtis Pythagoricae summopere philosophiae fuerunt innixi. Auctor hujus illius disciplinae et meditationis Zamolxis, Pythagorae exstitit servus genere Thracius. Is ab Pythagorae decessu illuc delatus ansam dedit hujus Philosophici studii amplectendi. Habentur a Gallis eo quod arte Pythagorica e calculis et numeris praedicerent ipsis quaedam futura, prophetarum et praesciorum numero. Cujus etiam ipsius artis occasione, quoniam nonnulli quoque ausi sunt sectas ex his erigere, silentio non praeteribimus. Quin et magicis utuntur Druidae Porro ex discipulis fuere Lysis et Archippus, et Pythagorae servus Zamolxis, qui etiam Druidas dicitur apud Celtas Pythagorica philosophari docuisse. Aber Herodot, die Quelle über Zamolxis, (III, 96, IV, 94) gesteht selbst, dass dieser viele Jahre vor Pythagoras gelebt habe (δοκέω δὲ πολλοῖσι ἔτεσι πρότερον τὸν Ζάλμοξιν τοῦτον γενέσθαι Πυθαγόρεω) und ist überhaupt nicht geneigt, an die Existenz des Zamolxis zu glauben, eine Anschauung, welche er mit der von Suidas' Lexicon (ed. Kuster, Cantabrigae 1705) vertretenen teilt, wonach Zamolxis eine dem Cronos der Griechen entsprechende Gottheit bedeutet.

[3] Τὸ τῆς φιλοσοφίας ἔργον ἔνιοί φασιν ἀπὸ βαρβάρων ἄρξαι· γεγεννῆσθαι γὰρ παρὰ μὲν Πέρσαις Μάγους, παρὰ δὲ Βαβυλωνίοις ἢ Ἀσσυρίοις, Χαλδαίους καὶ Γυμνοσοφίστας παρὰ Ἰνδοῖς· παρά τε Κελτοῖς καὶ Γαλάτοις τοὺς καλουμένους Δρύδας καὶ Σεμνοθέους. Diogen. Laert., Prooem. I.

Mit der Philosophie verbanden die Druidenschulen die eifrigste Pflege der Beredsamkeit[1]. Die Redekunst war so recht das Lieblingsstudium der Druiden, denn keine Wissenschaft begünstigte mehr den ausgesprochenen redeseligen Hang der Keltenrasse. Zwei Dinge, sagt Cato, lieben die Gallier besonders, das Kriegswesen und die Kunst gewandt zu reden[2]. In ihrer Leidenschaft für schöne Reden überboten die Gallier selbst die Griechen, wie der Sophist Themistius bemerkt, welcher sagt, der Anblick eines Rednermantels wirke auf sie wie Eisen auf Magnet[3]. Eine eigentümliche Gepflogenheit brachte es mit sich, dass demjenigen, welcher einen Redner durch Lärm unterbrach, nach dreimaliger Verwarnung vom Ratsdiener zur Strafe der Mantel durch Abschneiden eines Stückes unbrauchbar gemacht wurde[4]. Diese Sitte muss als Beweis für das Ansehen betrachtet werden, in welchem die Redekunst stand. Nicht minder eigenartig ist die Beschaffenheit des gallischen Gottes der Beredsamkeit. Als solchen verehrten die Gallier nicht, wie die Griechen den Merkur, sondern den Herakles, den sie nach einer Meldung des Satyrikers Lucian aus Samosata (geb. etwa 117 n. Chr.), der selbst eine Reihe von Jahren als Lehrer der Rhetorik in Gallien gewirkt, in ihrer Sprache Ogmios nannten[5]. Derselbe Schriftsteller erzählt auch von einem

† Φιλοσοφία πάλαι μὲν ἤκμασε βαρβάροις, κατὰ τὰ ἔθνη διαλάμψασα· ὕστερον δὲ καὶ εἰς Ἕλληνας κατῆλθεν· προέστησαν δ' αὐτῆς Αἰγυπτίων τε οἱ προφῆται, καὶ Ἀσσυρίων οἱ Χαλδαῖοι, καὶ Γαλάτων οἱ Δρύδαι, καὶ Σαμαναῖοι Βάλτρων, καὶ Κέλτων οἱ φιλοσοφήσαντες, καὶ Περσῶν οἱ μάγοι. Clem. Alexand. Strom. I, p. 305. Ähnlich urteilt auch Tatian (Rede an die Griechen c. 1), wenn er schreibt: »Benehmet euch nicht ganz und gar feindlich gegen die Barbaren, ihr Griechen, noch verachtet sie; denn welche von euren Einrichtungen kommt nicht von den Barbaren?«

1 Habent tamen et facundiam suam magistrosque sapientiae Druidas. Pomp. Mela, III, 2.

2 Pleroque Gallia duas res industriosissime persequitur, rem militarem et argute loqui. Charisius, Instit. Grammat II (*Keil,* Grammat. Latin. I, p. 202).

3 *Aubertin,* l'eloquence politique et parlementaire en France avant 1789. (Revue des Deux Mondes 1873 p. 654.)

4 Strabo, IV, 4, 3.

5 Lucian, op. (ed. Schmieder) p. 335—338 (Hercules). Τὸν Ἡρακλέα οἱ Κέλτοι Ὄγμον ὀνομάζουσι φυνῇ τῇ ἐπιχωρίῳ. — Τὸν λόγον ἡμεῖς οἱ Κέλτοι, οὐχ ὥσπερ ὑμεῖς οἱ Ἕλληνες, Ἑρμῆν οἰόμεθα εἶναι, ἀλλ' Ἡρακλεῖ αὐτὸν εἰλάζομεν, ὅτι παραπολὺ τοῦ Ἑρμοῦ ἰσχυρότερος οὗτος. Einige Verwandtschaft mit der Idee der alten Gallier bekundet der Gedanke der

Gemälde, auf welchem Herakles als hochbetagter Greis mit einer grossen Glatze und wenigen schneeweisen Haaren abgebildet war. Seine Zungenspitze war mit einer aus Gold und Bernstein ungemein fein gearbeiteten Kette durchlöchert, mit welcher er eine grosse Schar von Menschen, sämtlich an den Ohren gebunden, nach sich zog, wobei ihm die Menge nicht nur widerstandlos folgte, sondern sogar unter lebhafter Freudenbezeugung jauchzend und munter nachdrängte. Das Bild verkörperte die Macht der Beredsamkeit und zwar jener durch das höhere Alter zur edlen Reife ausgegorenen. Die enge Verwandtschaft zwischen Zunge und Gehör gelangte durch die Kette zur Darstellung, welche die Zungenspitze des Gottes mit den Ohren der Menschen verband. Die Stärke des Herkules lag nach Meinung der Gallier weniger in seinem Körper als in seiner Überredungsgabe, und als seine Geschosse dachten sie sich die wohlgezielten und schnell treffenden Worte, die tief in die Herzen der Zuhörer sich einsenken.

Der Gewährsmann Lucians, welchem dieser die Erklärung jenes Bildes verdankte, war ein in griechischer Wissenschaft tüchtig bewanderter gallischer Philosoph, also ein Druide, der das griechische Idiom vollkommen beherrschte[1]. Aber man darf aus dieser Erscheinung noch keinen zu weit greifenden Schluss auf sprachliches Wissen der Druiden ziehen. Wenn man absieht von der blossen Kenntnis der griechischen Schriftzeichen, die ja, wie oben gezeigt wurde, in einem grossen Teile Galliens bestand, so war das Beherrschen der griechischen Sprache selbst wenigstens zu Caesars Zeiten unter den gallischen Philosophen auf das verhältnismässig eng umschriebene Territorium Massilias beschränkt. Konnte doch Caesar, welcher des Griechischen kundig war, mit dem Druiden Divitiacus, der sich in Rom als Abgesandter befunden hatte[2], weder griechisch noch lateinisch, sondern nur durch einen Dolmetscher verkehren[3].

Nächst der Beredsamkeit verwandten die Druiden nach übereinstimmender Aussage der Alten besondere Sorgfalt auf die N a t u r-

Griechen, den Herkules als *μουσαγέτης* zum Haupte der Musen zu machen, welches Beispiel die Römer nachahmten, indem sie im Cirkus Flaminius zur Ehre des Herkules und der Musen, wie Plin. lib. XXXV, c. 10 erwähnt, einen Tempel errichteten. Dieser wurde später in die Kirche Della Santa Lucia umgewandelt.

[1] Κελτὸς δέ τις παρεστὼς οὐκ ἀπαίδευτος τα ἡμέτερα, ὡς ἔδειξεν, ἀκριβῶς Ἑλλάδα φωνὴν ἀριεὶς, φιλόσοφος, οἶμαι, τὰ ἐπιχώρια. Lucian, l. c.

[2] Cicero, De divinat. lib. I, 90.

[3] Caesar, I, 19.

lehre[1], die mit der Mathematik einen wichtigen Bestandteil ihrer Schulwissenschaft bildete.

In der Naturlehre und Kosmogonie führten sie die Entstehung alles Körperlichen auf eine Schöpfung aus nichts zurück. Es war nur eine streng logische Erweiterung ihres psychologischen Satzes von der Unsterblichkeit der Seele und dem ewigen Leben, die Unvergänglichkeit der Welt zu behaupten, da ein ewiges Leben auch einen ewigen Wohnort forderte. Jedoch hielten sie mit Plato und der Stoa dafür, dass die Welt dereinst durch das Zusammenwirken von Feuer und Wasser überwältigt würde[2].

Unter den mathematischen Wissenschaften pflegten die Druiden namentlich die Astronomie. Nach Caesar lehrten sie Vieles 1) über die Bewegung der Gestirne, 2) über die Grösse der Erde und 3) über die Natur der Dinge[3]. Auch Pomponius Mela kennt eine ähnliche Dreiteilung des einschlägigen Unterrichtsstoffes: 1) Grösse der Erde, 2) Gestalt der Erde, 3) Bewegung des Himmels und der Gestirne[4]. Ammianus Marcellinus sagt, dass es der Druidengrad der Euhages gewesen, denen die Erforschung der Tiefen und Geheimnisse der Natur obgelegen[5], welche Wissenschaft die Griechen Physiologie (Naturkunde) zu nennen pflegten[6].

Die astronomischen Kenntnisse der Druiden waren übrigens nicht gemeiner Art. Ihrer Zeiteinteilung legten sie nicht die Berechnung nach Tagen, sondern nach Monden zu grunde[7]. Der Mond galt ihnen heilig und mit der sechsten Neumondnacht fingen sie die Monate und Jahre an, sowie sie nach je dreissig Jahren ein Saeculum begannen. Eine ihrer wichtigsten Cultushandlungen, der Mistelschnitt, wurde stets vorgenommen, wenn der Mond sechs

[1] Caesar, VI, 14. De rerum natura disputant. — Amm. Marcell. XV, 9: Seriem et sublimia naturae pandere conabantur.

[2] Strabo, IV, 4. Ἀφθάρτους λέγουσι τας ψυχὰς και τὸν κόσμον, ἐπικρατήσειν δέ ποτε πῦρ και ὕδωρ. Man vgl. hiezu Cicero, Somn. Scipion. 7, De natura Deor. II, 118.

[3] Caesar, VI, 14: Multa de sideribus atque eorum motu, de mundi ac terrarum magnitudine, de rerum natura.

[4] Pomp. Mela III, 2: Hi (Druidae) terrae mundique magnitudinem et formam, motus coeli ac siderum et, quid Dii velint, scire profitentur.

[5] Amm. Marcell. XV, 9: Euhages vero scrutantes summas et sublimia naturae pandere conabantur.

[6] Cicero, De divinat. lib. I naturae rationem, quam physiologiam Graeci appellant.

[7] Caesar, VI, 18.

Tage alt war, am Neujahrstage[1]. In merkwürdiger Übereinstimmung mit dem Athener Meton[2] (432 v. Chr.), der zuerst den Cyklus von 125 vollen und 111 leeren Monaten (zu 30 und 29 Tagen) oder 12 gemeine Jahre zu 12 Monaten und 7 Schaltjahre zu 13 Monaten vorschlug, so dass also im Durchschnitt ein Monat = 29,^{532} Tage und ein Jahr = 365,^{263} Tage in sich begriff, berechneten die Druiden den Mondcyklus auf 19 Jahre. Sie beobachteten den Mond in der Erdnähe und entdeckten Erhöhungen auf demselben. Man vermuthet daher, dass sie zu ihren Beobachtungen sich schon der Vergrösserungsgläser bedienten und hält für solche die sogenannten Druidenköpfe, aus Crystall und Glas geschliffen von 1$^1/_2$ Zoll Durchmesser, die man noch als Raritätsstücke in Sammlungen zeigt[3].

Dass die Druiden den Sonnenumlauf um die Erde berechneten, erhellt aus dem Zahlenwerte des Wortes Belenos (Belen), unter welcher Bezeichnung sie den Sonnengott und ihren Kronos oder vielmehr das Symbol der Sonnenrotation verehrten. Setzt man nämlich an Stelle der einzelnen Buchstaben des Wortes Belenos nach der Zahlweise der Griechen, deren Alphabet, wie wiederholt erwähnt, in den Gebrauch der Druiden gelangt war, die entsprechenden Zahlenwerte, so ergibt sich:

B	η	λ	ε	ν	ο	ς	
2	8	30	5	50	70	200	= 365

Anders ausgedrückt war Belenos nicht eine Gottheit, sondern vertrat den Druiden nur das positive Zahlensymbol des Sonnenumlaufs[4].

[1] Plinius, Hist. nat. XVI, c. 95.

[2] Diodor. Sicul. XII, 36.

[3] *Barth,* a. a. O. S. 39. Nach *Toland,* p. 95 heisst man diese Gläser im Walisischen Gleini na Droedh (Druidenglas), im Irischen Glaine nan Druidhe, was dasselbe bedeutet, im Niederschottischen Adder-stones (Schlangensteine).

[4] *J. B. Bouché,* Druides et Keltes, Paris 1848, pag. 159. 193. *Barth,* a. a. O. S. 71. Dass übrigens Belen (irisch Beal, Beolan), dessen Geheimdienst auf einer an der Loiremündung liegenden Insel gefeiert wurde (Strabo, IV, 4, 6) als Sonnengott der Kelten galt, bezeugt auch Auson. Profess. X, 17—21:

Nec reticebo senem
Nomine Phoebicium
Qui Beleni Aedituus,
Nil opus inde tulit

Selbstredend setzte das Studium der Astronomie[1] nicht unbedeutende mathematische Kenntnisse voraus. Dafür tritt übrigens schon die Thatsache ein, dass die Druiden die Geometrie übten, denn bei Grenzstreitigkeiten wurden sie als Schiedsrichter herangezogen, in welcher Eigenschaft sie natürlich theoretische Ermittelungen zu veranstalten hatten[2].

Auch in Mechanik und Statik mögen die Druiden eine keineswegs zu verachtende Summe von Wissen besessen haben, wenn man die Steindenkmäler betrachtet, zu deren Errichtung Maschinen

und Profess. IV, 7—9: Tu Bajocassis stirpe Druidarum satus,
Si fama non fallit fidem,
Beleni sacratum ducis e templo genus:
Et inde vobis nomina etc.

Zur Ehre Belens pflegten die Druiden am 1. Mai auf den bekannten Steinmonumenten (Carns) Feuer anzuzünden, daher der Ausdruck la Bealteine oder Belens Feuertag (*Toland*, pag. 102). Bei Gregor von Tours (Gloria confess. c. 5) ist die Rede von einem in der Auvergne gelegenen Belenhügel: cacumen montis Belenatensis. Im Armorikanischen heisst Belec Priester, Belegieth Priesterschaft. Durch die von den Druiden am 1. Mai angezündeten Feuer wurden in Gallien, Britannien und Irland sowie auf allen keltischen Inseln die zu schlachtenden Tiere und Menschen getrieben, so dass der Ausdruck entstand: between Bel's two fires, d. h. in grosser Verlegenheit sein, in der man sich nicht zu helfen weiss. Auch am 1. November wurden solche Feuer angezündet. Sie wurden von den Druiden geweiht. Am vorhergehenden Abende mussten alle Familien ihre Feuer auslöschen und sich von dem geweihten neues holen.

[1] Auch die keltischen Tempelanlagen weisen auf die mathematischen Kenntnisse der Druiden. *Toland* p. 122. 123 beschreibt einen dieser Tempel, der auf der Insel Lewis stand; er wurde gebildet durch einen Kreis von 7′ hohen und 6′ von einander entfernten Obelisken. Im Mittelpunkt stand ein 13′ hoher Stein von der Form eines Schiffsruders. Südlich vom Kreise waren vier Obelisken, die in einer Linie hinliefen; eine andere solche Linie lief südlich und eine dritte westlich; nördlich gingen alleeartig zwei gerade Obeliskenreihen von derselben Grösse und Entfernung wie jene des Kreises. Sie standen 8′ von einander und wurden durch je 19 Steine gebildet, wobei ein 39. Stein am Eingang dieser Steinallee sich befand. Dieser Tempel stand astronomisch; er gab die zwölf Tierkreiszeichen und die vier Hauptwinde an. Die 19 Steine an jeder Seite bedeuteten den von den Druiden angenommenen Cyklus von 19 Jahren. Im Übrigen war der Tempel der Sonne, in zweiter Linie aber auch, wie das Ruder anzeigte, den als Gottheiten von den Galliern verehrten Winden und der See gewidmet.

[2] Caesar, VI, 13.

erforderlich gewesen sein müssen, die heute nicht mehr bekannt sind. Zu diesen Denkmälern gehören Obelisken, manche von 24 bis 30 Fuss Höhe, oder Duns, mit welch keltischem Worte man alle auf Anhöhen angebrachten Befestigungen bezeichnet, die aus unbehauenen Steinen von so ungeheurer Grösse hergestellt sind, dass es undenkbar ist, wie menschliche Hände sie ohne Zuhilfenahme von Maschinen an die von ihnen eingenommene Stelle schaffen konnten[1]. Ebenso erhärten die von den Druiden errichteten merkwürdigen Altäre, grosse auf drei bis fünf senkrechte Pfeiler gelegte und Lech (Stein) genannte Steinplatten, genugsam ihre Tüchtigkeit auf dem Gebiete der praktischen Mechanik. Manche dieser Platten waren auf eine oder zwei Unterlagen wagrecht gestellt, so dass man sie leicht bewegen konnte, daher man sie auch Wagsteine, später Zaubersteine hiess, da sie einen übernatürlichen Eindruck auf das gewöhnliche Volk machten[2].

Innig verwachsen mit der Philosophie der Druiden war auch ihre Rechtskunde, die aus der Lehre von einer strafenden Gerechtigkeit im Jenseits, verbunden mit jener der Unsterblichkeit der Seele, Nahrung zog. Als Richter genossen die Druiden ein solches Ansehen, dass man nicht anstand, sie für die Gerechtesten zu halten[3]. Daher stammte auch ihr ausserordentlicher politischer Einfluss, auf grund dessen sie im Lande der Aeduer sogar den Vergobret, die höchste obrigkeitliche Person, selbst wählten und ihn mit Gewalt über Leben und Tod ausrüsteten[4]. Die Rechtskenntnisse der Druiden wurden angewandt auf die Schlichtung von öffentlichen und privaten Streitigkeiten, bei Beurteilung aller Verbrechen, bei der Entscheidung in Erbschaftsangelegenheiten, bei Ausmass von Lohn und Strafe[5]. Es war schon oben davon die Rede, wie schwer sie das Gebahren desjenigen ahndeten, der sich ihrer richterlichen Erkenntnis nicht anbequemte. Zu gewisser Zeit im Jahre versammelten sich die Druiden in grosser Anzahl bei der mit Auszeichnung nach ihnen benannten Stadt Dreux (Depart. Eure et Loire[6], dem Mittelpunkt des transalpinischen Galliens, an geheiligter Stätte, um feierlichen Gerichtstag zu halten. Ihre zahlreiche An-

1 *Toland,* pag. 116. 119. 131. 151. — 2 *Barth,* a. a. O. S. 90.

3 Strabo, IV, 4.

4 Caesar, I, 16. Vierg hiess noch in späterer Zeit zu Autun die höchste obrigkeitliche Person. *Barth,* a. a. O. S. 104, Note 1.

5 Caesar, IV, 13; Strabo, IV, 4.

6 *Buläus,* Hist. Univ. Paris. I, p. 3: urbs Druidarum, vel Drusidarum, *la ville des Drus,* quae hodie *Dreux.*

wesenheit erschien in den Augen der Menge als ein Segen für die Gegend[1]. Bei diesen Gerichtsverhandlungen, wo wahrscheinlich nur die wichtigeren Rechtssachen zur Abwickelung gelangten, spielte die gerichtliche Beredsamkeit eine grosse Rolle. Günstigen Ausgang in Rechtshändeln verhiess nach seltsamer Verquickung druidischer Rechts- und Naturlehre der Besitz des Anguinums (Schlangenei), das aus Geifer und Schleim unzähliger, sich häutender und zu einem Knäuel verflochtener Schlangen entstanden sein soll, wie die Druiden behaupteten. Diese Speichelabsonderung wurde von dem Gewürm zischend in die Höhe geworfen und diesen Auswurf musste man, noch ehe er die Erde berührte, in einem Mantel auffangen, um mit ihm alsdann schleunigst davon zu reiten, weil die Schlangen sogleich und solange verfolgten, bis sich ihnen ein fliessendes Wasser entgegenstellte. Plinius, der dies erzählt, sagt ferner, dass das Ei an einem bestimmten Mondestage erbeutet werden müsse, vergisst aber dabei nicht, die nach seiner Ansicht schlauen Betrügereien der Druiden und den gallischen Wahnglauben zu rügen[2]. Dieses angebliche Schlangenei, wovon der römische Naturforscher selbst ein Exemplar in der Grösse eines mittleren, runden Apfels mit knorpeliger Kruste und warzigen Erhöhungen gesehen[3], scheint ein Petrefakt gewesen zu sein.

Welch mystische Bedeutung dem Schlangenei im Lehrsystem der Druiden zukam, wissen wir heute nicht mehr. Bekanntlich war das Ei den Alten das Symbol der Welt, die Schale der Himmel, das Eiweiss die Luft, der Dotter die Erde und in den samothrakischen Mysterien galt es als das Sinnbild alles Lebens.

Ähnlich wie in das Rechtsleben des gallischen Volkes die druidische, aus Aberglauben, Zauber und Speculation gewobene Naturwissenschaft hineinspielte, so auch in die druidische Medizin, die übrigens von dem hippokratischen Grundsatz geleitet worden zu sein scheint: heilige Dinge gehören für heilige Menschen, Weltleute dürfen sich nicht damit abgeben, bis sie eingeweiht sind[4]. Plinius steht nicht an zu behaupten, dass die Magie aus der Heilkunde hervorgegangen sei und unter dem Deckmantel der Heilsamkeit gleichsam als eine erhabenere und heiligere Medizin sich

1 Strabo, IV, 4. — 2 Plinius, XXIX, c. 12.

3 Ibidem: Vidi equidem id ovum mali orbiculati modici magnitudine, crusta cartilaginis, velut acetabulis brachiorum polypi crebris, insigne Druidis.

4 *Sprengel,* Pragm. Gesch. der Arzneikunde I, S. 118.

eingeschlichen habe. Derselbe Autor hebt den Einfluss und die Bedeutung der Druiden als Ärzte und Magier noch zu seiner Zeit hervor und behauptet sogar, von Gallien sei diese Kunst nach Britannien gekommen, »wo sie noch jetzt so stark im Schwunge ist, dass man fast meinen sollte, die Perser hätten die Kenntnisse in derselben von dorther erhalten.« Was wir über die medizinischen Lehren der Druiden wissen, beschränkt sich auf ein ganz unbedeutendes Mass, obwohl nicht zu zweifeln, dass bei dem unermüdlichen Streben dieser Lehrer und Erzieher des Volkes, die Geheimnisse der Natur zu erforschen und namentlich die in der Pflanzenwelt schlummernden und verborgenen Heilkräfte zu entdecken und der Menschheit dienstbar zu machen, zu einem ziemlich umfangreichen botanischen Wissen geführt haben muss, und dass die von den Druiden für das gemeine Leben bei Hausmitteln und zu Agrikulturzwecken verwendete heilige Kräuterkunde ausgebildet worden sei[1].

Das heiligste Produkt des Pflanzenreichs war den Druiden ein Parasite, die Mistel (viscus), die, wie sie den Brahmanen als soma, den Persern als hom, so den Druiden als Quelle alles Guten, der Gesundheit, ja sogar des Lebens und der Unsterblichkeit galt[2]. Ebenso war ihnen der Baum heilig, auf dem sie wuchs, und namentlich der Eichbaum, dem sie ohnehin eine solche Verehrung bezeugten, dass sie nur in Eichenhainen opferten und nur mit Eichenlaub bekränzt, wie uns ausser Plinius[3] ein bei Autun aufgefundenes Basrelief belehrt, so dass nach griechischer Etymologie die Druiden von δρῦσ (Baum, Eiche) den Namen erhalten zu haben scheinen. Was nun die Mistel betrifft, so wurde sie von einem Druidenpriester unter grossem Volksandrange am Neujahrstage, dem allheilenden, mittelst einer goldnen Sichel vom Baume geschnitten und mit einem weissen Tuche aufgefangen. Alsdann wurden Opfertiere geschlachtet und Gebete zur Gottheit verrichtet, damit diese ihr Geschenk denen, welchen sie es bescheren werde, segne. Ein aus der Mistel bereiteter Trank nahm allen Giften ihre Kraft und hob die Unfruchtbarkeit der Tiere, kurz — die Mistel war nach dem Sinne der sie bezeichnenden keltischen, aber uns nunmehr unbekannten Wortform die Alles heilende.

1 *Mone,* a. a. O. S. 403.

2 *Roget de Belloguet,* Ethnogénie gauloise II, p. 138. Vgl. Revue Archéol. 1880, p. 40.

3 Plinius, XVI, 95.

Eine andere, besonders heilkräftige Pflanze war Selago, welche nach ausdrücklicher Erklärung der Druiden gegen alle Übel half und deren Rauch hauptsächlich gegen Augenleiden wirkte[1]. Aber sie musste mit religiösem Eifer gesammelt werden und zwar mit der rechten, von dem Mantel bedeckten Hand, während die Linke aus dem Ärmel gestreckt wurde, als wolle man etwas stehlen. Der Sammler musste weiss gekleidet sein, mit sauber gereinigten, blossen Füssen gehen und zuerst ein Brot- und Weinopfer gespendet haben. Die Pflanze wurde in einem neuen Linnen gesammelt und aufbewahrt[2]. Auch das Samolum (Anemone pulsatilla, gem. Küchenschelle) musste nach druidischer Vorschrift mit der Linken und zwar nüchtern gepflückt werden; dabei durfte man sich aber nicht umsehen. In einer Rinne zerkleinert schützte es Haustiere gegen Krankheiten[3]. Von sonstigen Pflanzen verwendeten die Druiden zu Heilzwecken: die Centaurea, ein kräftiges Gegengift, Limeum, vielleicht das schwarze Bilsenkraut, den spitzblättrigen Ampfer (Rumex acutus, Grindwurz, im nördlichen Deutschland Bardenwurz genannt), die Feldraute (Fumaria officinalis), den keulenförmigen Bärenlapp (Lycopodium clavatum) auch Thrutenfuss geheissen, die Belladonna (gem. Tollkirsche), die Mandragora (Alraunwurzel), die Bryonia (weisse Zaunrübe), den Blätterschwamm, den Knoblauch, das Blutkraut, das Hirschwundkraut (Eupatorium), sowie die Verbenenarten (Eisenkraut, Taubenkraut[4]).

Vielleicht ist sogar die Annahme gerechtfertigt, dass selbst die keltische Landwirtschaft durch den Einfluss druidischen Wissens gewonnen habe. Wahrscheinlich rührt die von Plinius erwähnte gallische Methode, die Fruchtbarkeit des Bodens durch Düngung mit Mergel zu erhöhen, von einer Anleitung durch die Druiden her[5].

[1] Plinius, XIV, 62. Als Selago ist nicht Lycopodium clavat. Selago L., eine Bärlappenart, die noch heute in manchen Gegenden als Drudenmoos, Schlangenmoos, Neunheil bekannt ist, zu betrachten, sondern wahrscheinlich Camphoreta hirsuta Monspeliensium, Kampferkraut, in Frankreich Champeuce genannt. Diese Pflanze wächst, nach Angabe eines alten Kräuterbuchs (Land- und Haussbibliothek II. Teil. S. 375), um Montpellier und Nimes und die Wundärzte in Languedoc gebrauchten es bei innerlichen und äusserlichen Krankheiten.

[2] Plinius, XXIV, 62.

[3] Plinius, XXIV, 63. Der Leibarzt des Kaisers Claudius, Scribonius Largus, empfahl gegen Schlangenbiss eine Pflanze, ὀξυτρύφολλον genannt, die man vor Sonnenaufgang ebenfalls mit der Linken pflücken musste. *Sprengel,* a. a. O. II, S. 44.

[4] *Barth,* a. a. O. S. 44 u. ff. — [5] Plinius, XVII.

Schliesslich sei unter den Gegenständen des druidischen Lehrprogramms noch die Magie erwähnt. Es erleidet keinen Zweifel, dass die Druiden die Geheimnisse derselben kannten und ihre Schüler darin unterwiesen, wie sie denn auch die Mittel besassen, um Extase zu erzeugen[1]. Die Magie bildete einen wesentlichen Teil ihres Cultus, und indem sie die Ergründung der Natur der Dinge zum Inhalte ihres religiösen Wissens und Glaubens erhoben, drückten sie die Offenbarung ihrer göttlichen Wesenheit bildlich im Gottesdienste aus, so dass zwischen der druidischen Naturlehre und dem rituellen Opferwesen das innigste Ineinandergreifen herrscht. Wer die heilsamen Kräuter begehrte, wer einen forschenden Blick in die Zukunft werfen und an das Schicksal eine Frage stellen, wer Genesung von schweren Leiden, Rettung aus Gefahren und in Schlachten verlangen wollte, der musste der Gottheit ein Opfer geloben, wobei man den Wert eines Menschenlebens nicht erst ängstlich abwog[2], denn dem obersten Wesen galt als kostbarste Opfergabe der Mensch selbst[3], eine Idee, welche nicht nur den meisten Völkern des Altertums eignete, sondern die auch die wertvollste unserer christlichen Heilswahrheiten geworden ist, denn ohne Opfer keine Erlösung. Bei den Kelten war es der Druide, der das Opfer darbrachte und ihm gebührte es, aus den die Opferung begleitenden zufälligen Umständen die Zukunft teils durch Prophezeiung und Zeichendeutung, teils durch Mutmassungsschlüsse zu erforschen. Die solches thaten, waren die Vates (keltisch faidh, vait, Plur. vaids) d. h. Propheten oder Ärzte[4].

So haben wir denn im Vorstehenden, soweit uns die Nachrichten der alten Schriftsteller begleiten, in allgemeinen Umrissen ein Bild des Wissens entworfen, welches für druidische Unterrichtsthätigkeit den Stoff lieferte. Dieses Bild möge in einigen Teilen vervollständigt werden.

Es ist klar, dass bei einem so bedeutenden Andrange lernbegieriger Knaben und Jünglinge, wie er uns verbürgt ist, der Unterricht nicht in Gebäuden erteilt werden konnte, sondern unterm freien Himmel gegeben werden musste, wie dies auch im

[1] *Ennemoser,* Gesch. der Magie, I. Bd., S. 719. 720.

[2] Caesar, VI, 16; Pomp. Mela, III, 2; Strabo, IV, 4; Diod. Sicul. V, 27; Lucan, Pharsal. III, 399—425.

[3] Augustin. De civit. Dei lib. VII, c. 19 sagt gerade mit Bezug auf die Gallier: Quia omnium seminum optimum est genus humanum.

[4] *Toland,* History pag. 66. 69.

Mittelalter bei manchen berühmten Lehrern der Fall war, deren Hörerzahl kein Gebäude fassen konnte. Die Druiden lehrten im Anblicke der freien Natur und zwar, dem störenden Geräusche der grossen Menge entrückt, in den heiligen Hainen, auf Bergen und Höhlen[1]. Für das mystische Element, welches den Unterricht der Druiden charakterisierte, war die erhabene Einsamkeit solcher Orte unstreitig der geeignetste Lehrplatz, denn hier lief der jugendliche Geist nicht Gefahr, durch zerstreuende Einwirkungen abgezogen zu werden, sondern im Gegenteil leitete den Zögling alles, was ihn umgab, vielmehr dazu an, sich nach Innen zu vertiefen und das von den Lippen des Lehrers Vernommene in stiller Beschaulichkeit auf Verstand und Phantasie wirken zu lassen. Übrigens spricht die Wahl von Hainen und höher gelegenen Punkten auch noch für die ärztliche Befähigung der Druiden, welche solche Lehrorte gewiss nicht ohne Berücksichtigung der hygienischen Seite ihres Schullebens aussuchten[2].

Die vornehmste, weil durch den ständigen Aufenthalt des obersten Schulleiters ausgezeichnete Druidenanstalt befand sich im Gebiete der Carnuter in der heutigen Diözese Chartres bei der schon erwähnten Stadt Dreux; dort war der Schwerpunkt des ganzen druidischen Lehrwesens und des national-religiösen und politischen Lebens[3]. Eine andere berühmte Druidenschule und zwar die älteste Galliens[4] lag zu Autun (Augustodunum) auf einem Berge, der heute noch den Namen Montedru (mons Druidarum, Druidenberg) führt[5]. Diese Schule, wohin insbesonders der gallische Adel, wenn er zu weit von Massilia, dem ersten Musensitze des Landes entfernt war, seine Söhne mit Vorliebe sandte[6], war noch zur Zeit, als der Kelte Julius Sacrovir 21 n. Chr. im Vereine mit dem Trierer Julius Florus einen Aufstand der Aeduer gegen die römischen Zwingherren wagte, von 40,000 vornehmen Jünglingen besucht, welche Sacrovir als Geissel für die Anhänglichkeit ihrer

1 Docent multa nobilissimos gentis clam et diu . . . aut in specu, aut in abditis saltibus. Pomp. Mela III, 2.

Nemora alta remotis
Incolitis lucis. Lucan, Pharsal. I, 453. 454.

2 *Sprengel*, a. a. O. I, S. 118.

3 Caesar, VI, 13.

4 *Buläus*, I, p. 25: Omnium gallicanarum antiquissima.

5 *Buläus*, I, p. 6.

6 *Riancey*, Hist. critique et legisl. de l'instruct. publique en France I, p. 5.

Eltern und Verwandten an seine Sache behandelte und gegen Rom bewaffnete[1]. Auch im Gebiete des heutigen Bajeux gab es eine Druidenschule[2], ebenso zu Vesontio (Besançon) bei den Sequanern[3] und das berühmte Colleg du Guienne zu Bordeaux soll eine Fortsetzung der ehemals dort blühenden Druidenschule sein.

Es wurde bereits hervorgehoben, dass es bei den Galliern als Schande galt, wenn ein Kind vor erlangter Grossjährigkeit öffentlich an des Vaters Seite gesehen wurde. Anknüpfend an diesen allgemein geübten Grundsatz drängt sich von selbst die Schlussfolgerung auf, dass auch die Zöglinge der Druiden von der Berührung mit der grossen Welt möglichst ferne gehalten wurden und ein abgesondertes Leben führen mussten. Nur darf man sich die Sache nicht etwa so zurecht legen, wie man aus Stellen bei Pomponius Mela und Lucan herleiten möchte, dass die Schüler gänzlich und fortwährend in Wäldern und Höhlen lebten, denn dagegen erhebt schon die klimatische Beschaffenheit des damaligen Galliens[4] und die ganze Lebensweise jener Zeit Einspruch. Sicher haben die Druidenschüler, vielleicht geschieden in grössere Abteilungen und der Obhut ihrer betreffenden Lehrer und Erzieher übergeben, unter Dach und Fach gelebt, wenn nicht der Unterricht sie hinausrief ins Freie auf den Hügel, in den Hain oder bei unfreundlicher Witterung in die schützenden Höhlen.

Jeder neueintretende Zögling musste seine gewohnte Tracht mit der des Druidenordens vertauschen, deren Verschiedenheit im Schnitte sich entweder nach Gauen oder nach provinziellen Eigentümlichkeiten richtete. Gewöhnlich bestand die Kleidung aus einem bis an die Hälfte der Schenkel reichenden, vorne zugesteckten

[1] Tacitus, Annal. III, c. 43: Augustodunum caput gentis, armatis cohortibus, Sacrovir occupaverat et nobilissimam Galliarum subolem liberalibus studiis ibi operatam, ut eo pignore parentes propinguosque eorum adjungeret: simul arma occulte fabricata juventuti dispertit. Quadraginta millia fuere, quinta sui parte legionariis armis, ceteri cum venabulis et cultis, quaeque alia venantibus tela sunt.

[2] Ausonii Profess. IV (Ad Attium Pateram): Tu Bajocassis stirpe Druidarum satus.

[3] *Buläus,* l. c. I, p. 6.

[4] Nach Diod. Sicul. V und Varro, De re rustica I, c. 7 war Gallien im Winter von Schnee und Eis bedeckt, die Flüsse waren fast alle gefroren, so dass ganze Heere trocknen Fusses darüber setzen konnten; das Land war so kalt, dass die Rebe nirgends gedieh. Vgl. *Picot,* Hist. des Gaulois, II, p. 193.

Unterkleide mit engen Aermeln und einem Mantel darüber[1]. Auf einigen Steindenkmälern ist ein Druide abgebildet im langen, wallenden Philosophenmantel, mit dem gehörnten Monde, wie er am sechsten Tage ist, in der Rechten; der Oberdruide ist dargestellt mit einem Scepter in der Linken und der Eichenkrone auf dem Kopfe; das Bild eines Druidenjüngers findet sich mit einem Stirnband und einer Art Schleier über dem Kopfe[2].

Der Unterschied im Wissensumfange und in der geistigen Entwickelung der einzelnen Schüler erheischte von selbst eine Gliederung und Trennung derselben in bestimmte Klassen oder Jahrgänge[3]. Auch hing das Aufrücken in eine höhere Abteilung von einem bestimmten Masse angeeigneter Kenntnisse ab, über welche man eine Prüfung abzulegen hatte und nur wer mehrere Tausend Verse als Antwort auf gestellte Fragen wiederholen oder der Hauptsache nach wiedergeben konnte, hatte bestanden[4]. Wer seine Kenntnisse erweitern oder vertiefen wollte, der besuchte noch die Druidenschulen in Britannien, wie Caesar angibt, der das Inselreich sogar die Heimat und den Hauptsitz druidischer Weisheit nennt[5], während aus Tacitus, Plinius und Juvenal eher das Gegenteil hervorleuchtet[6]. Dass die insulare, abgeschlossene Lage Britanniens einen reineren und eigenartigeren Bestand der druidischen Lehre gewährte[7], kann man ohne weiters zugeben, wie auch feststeht, dass die britannischen Druiden ihren gallischen Amtsgenossen auf mathematischem und astronomischem Gebiete, sowie in mechanischen Kenntnissen vorausgeeilt waren.

Zur möglichsten Abrundung des Bildes über altgallisches Schulwesen darf der Hinweis nicht mangeln, dass die Zöglinge der Druiden auch ihre Feiertage hatten, unter welchem der Neujahrs-

1 *Barth,* a. a. O. S. 33.

2 *Montefaucon,* L'antiquité expliquée t. II. pars II, lib. V, c. 6, p. 436.

3 *Barth,* a. a. O. S. 27. — 4 *Chimiac,* l. c. pag. 19.

5 Caesar, VI, 13: Disciplina in Britannia reperta atque inde in Gallia translata esse existimatur, et nunc, qui diligentius eam rem cognoscere volunt, plerumque illo discendi causa proficiscentur.

6 Tacitus, Vita Agricol. c. 11. Plinius, Hist. nat. lib. XXX, c. 1. Juvenal. Satyr. XV, 111: Gallia causidicos docuit facunda Britannos.

7 Revue Archéol. 1880, p. 83: »Là semble devoir être placé le centre de la revolution qui transforme le vieux culte de la Gaule, le régénéra et en fit une puissance à la fois politique et religieux. Les Druides bretons avaient certainement conservé le dépôt des traditions orientals. L'idée de nos triades peut venir là.«

tag vermöge der ihm innewohnenden Bedeutung oben an stand. Schon tags vorher brachte der Ruf: »Auf zum Mistelsuchen!«[1] Leben und Freude in die Jugend. Die frohe Schar ergoss sich in die Wälder, um Ausschau zu halten nach dem geheiligten Strauche und den wertvollen Fund alsbald an die Lehrer zu berichten. Dann wurden die Schüler von den Druiden zum Volke gesandt, um ihm ein glückliches Neujahr zu wünschen und es zum Opfer einzuladen, wofür die jugendlichen Boten eine kleine Gabe empfangen zu haben scheinen[2]. Noch um die Mitte des laufenden Jahrhunderts wurde in manchen Gegenden Frankreichs insonderheit auf dem Lande der Brauch beobachtet, dass die Jugend unter dem alten Rufe: Au guy l'an neuf (aguilanneuf): »Auf zur Mistel! Ein neues Jahr!« von Haus zu Haus zog und dafür Gaben an Geld oder Esswaaren erhielt[3], welche Geschenke man in der Gegend von Chartres: aiguilables nannte[4]. Wenn heute noch der Neujahrstag bei den Franzosen in so hohen Ehren steht und feierlicher begangen wird als selbst Weihnachten, so hängt dies mit der Bedeutung desselben in altgallischer Zeit zusammen.

Wie es ausser Druiden auch Druidinnen gab, so wurde auch von letzteren nach der bisher besprochenen Methode unterrichtet. Neben den Geheimwissenschaften wie Zauberei und Wahrsagerei, welche vermöge ihres besonderen Wesens der weiblichen Neugierde wohl am meisten Befriedigung gewährten, lehrte man in den

[1] Ad viscum Druidae, Druidae clamare solebant! Für diese Stelle wird gewöhnlich Ovid als Quelle angezogen, obschon sie sich bei ihm nirgends findet.

[2] *Buläus,* l. c. pag. 14. — *Paul Merula,* Cosmogr. pars II, lib. III, c. 11

[3] So sang man in Tonneins (Depart. Lot-et-Garonne):

Nous sommes arrivés, nous somnes arrivés
A la porte des rics,
Dame, donnez-nous l'etrenne du gui!

Si votre fille est grande
Nous demandons l'etrenne du gui!
Si elle est prête à choisir l'époux
Dame, donnez-nous l'etrenne du gui!

Si nous sommes vingt ou trente,
Nous demandons l'étrenne du gui!
Si nous sommes vingt ou trente bons à prendre femme
Dame, donnez-nous l'étrenne du gui!

Mary-Lafon, l. c. pag. 24.

[4] Encyclopädie des Sciences, Paris 1755. V, p. 150.

Schulen der Druidinnen sicher auch noch andere Dinge. Wenigstens haben wir für die einschlägigen Zustände des heidnischen Irlands den sichersten Beweis in den feinen Einwänden, welche die von Druidinnen unterrichteten Töchter des Königs Laogirius in dem uns noch erhaltenen Religionsgespräche mit dem heil. Patrik vorbrachten[1].

Den im Mittelalter von der Kirche so häufig und entschieden begehrten und streng durchgeführten Grundsatz von der Unentgeltlichkeit des Unterrichts kannten die Druiden nicht. Sie forderten Lehrgeld und wie es schien, liessen sie sich sehr gut bezahlen, sonst hätte man ihnen nicht den Vorwurf machen können, ihre Philosophie sei geizig und wucherisch[2]. Der grosse Reichtum, welchen Caesar in den gallischen Tempeln und heiligen Orten erbeutete und der in Italien, sowie den Provinzen ein Sinken des Goldwertes um 25 Prozent zur Folge hatte[3], konnte grösstenteils nur aus der Lehrthätigkeit der Druiden gewonnen worden sein.

Die Bedeutung der Druiden als Lehrer und nationaler Pädagogen musste von dem Zeitpunkte an zusammenschrumpfen, in welchem Roms Adler mit siegesstolzem Flügelschlage über den gallischen Gefilden rauschte. 50 Jahre vor Christus lag Gallien zu den Füssen der Weltbeherrscherin, obschon mehr eine Beute innerer Zerwürfnisse, welche schon vor Caesars Erscheinen das gallische Reich zerfleischt und geschwächt hatten, als von fremder Kriegskunst niedergerungen. »Hätte der Druide Divitiacus, anstatt in Rom die Hilfe eines eroberungssüchtigen Volkes anzurufen, sich mit seinem weitausschauenden Bruder Dumnorix verbunden, der nach Caesars Behauptung der angesehenste und beliebteste Mann bei seinem Volke, den Aeduern, war, und hätte er es über sich vermocht, seinen Druidendünkel der Wohlfahrt des Vaterlandes unterzuordnen und gemeinsam mit dem eigenen Stande, mit dem Bruder und dem ergebenen Volke den unruhigen, verräterischen Adel niederzuhalten, so wäre am Ende das zersplitterte Land unter dem politisch reich begabten Dumnorix zu einem Gesamtreich verschmolzen und der Untergang Galliens verhindert worden.« Aber das Fehlen eines dritten Standes, der die beiden herrschenden, mit Sonderrechten übermässig ausgestatteten Stände verband, wurde für die Selbständigkeit Galliens die verhängnisvolle Klippe,

1 *Toland*, pag. 68.
2 Valer. Maxim. II, c. 6: Avara et foenatoria Gallorum philosophia.
3 Suetonius, Caesar, c. 54.

an welcher es zuletzt scheiterte. Das Volk seufzte unter einem Zustande, der es nur dem Namen nach von der Knechtschaft unterschied und verzweifelnd an der eigenen Kraft stellte es sich in den Dienst des Adels, diesem alle Rechte zugestehend, welche sonst Herren über die Hörigen besitzen. Über den Leichnam der Volksfreiheit hinweg haderten die Grossen und Mächtigen, Adel und Priester, um die Hegemonie in blutigen Bürgerkriegen. Unbedenklich wandte man sich zur Gewinnung von Macht und Oberhand dem Verrat zu und wenn der Sequanerstamm den mächtigen Germanenfürsten Ariovist über den Rhein zog, warf sich der aeduische Druide Divitiacus dem Caesar in die Arme. So ebnete der Parteizwist der gallischen Machthaber der römischen Eroberungssucht den Pfad und Gallien fiel als reife Frucht in Caesars Schoss.

Sobald Gallien einmal bezwungen war, verbot Rom, um den Druidismus zu brechen, die Fortdauer einer Einrichtung, welche den Kern und das zusammenhaltende Band der gallischen Nation bildete[1]. Rom, gegen andere Religionssysteme sonst so duldsam, so lange sich diese mit ihrem Götterapparate in den römischen Staatskultus einfügen liessen, verfuhr strenge gegen das Druideninstitut. Dass die neuen Gewalthaber den Menschenopfern in Gallien ein Ende bereiteten, lobt Plinius nicht mit Unrecht als etwas dankenswertes[2]. Aber hier machte man nicht Halt, sondern schon unter Augustus wurde den Bürgern die Teilnahme am Druidencultus verpönt[3]; Tiberius erliess ebenfalls Unterdrückungsmassregeln[4] und Claudius ging sogar soweit, dass er den ganzen Cult einfach bei Todesstrafe untersagte[5], ja in einem gewissen Falle einen römischen Ritter aus dem gallischen Volke der Vocontier, der sich zur Gewinnung eines Rechtshandels eines druidischen Schlangeneies (Anguilinum) bediente, in Narbonne hinrichten liess. Ob die Druiden Galliens einen Widerstand gegen dieses Verfolgungssystem erhoben, wissen wir nicht; ebensowenig, wie weit sie bei dem Aufstande Sacrovirs die Hand im Spiele hatten. Dass sie aber bei dieser Erhebung beteiligt waren, ist sicher. »Die Ausübung der dem Druidismus eigentümlichen Riten wurde jetzt in ähnlichem Lichte angesehen wie das Verbrechen der Magie, auf

1 *Döllinger,* a. a. O. S. 562. — 2 Plinius, XXX, 4.

3 Suetonius, Claudius 25.

4 Tacitus, Annal. II, 32. — Suet., Tiberius 36. Beide Schriftsteller reden zwar nur von der Vertreibung der Mathematiker bezw. Magier aus Rom; aber hieher rechnete man auch die Druiden.

5 Plinius, l. c.

welchem für einen Provinzialen Todesstrafe stand[1]«, wie der oben erwähnte Fall darthut.

Rom, die Meisterin der Welt und der politischen Künste, besass eine gereifte Erfahrung in der Methode, die Anschauungen, Sitten, Denkweise und Sprache eines eroberten Landes und eines besiegten Volkes in eine neue Form zu giessen. Namentlich bewusst waren sich die Römer der Tragweite des Schulwesens, das ihnen vorzüglich geeignet erschien, die heranwachsenden Generationen eines Landes mit Sicherheit den neuen Verhältnissen zu gewinnen und sie von denen der Vergangenheit loszulösen. Auch Gallien wurde dem Einflusse dieses Verfahrens unterstellt und zwar mit einem Erfolge, der den Bestand Roms selbst überdauert hat. Den Druidenschulen entgegen entwickelten sich römische Bildungsanstalten, und mehr als durch äussere Gewalt erreichte Rom durch das Gewicht seiner verfeinerten Geistespflege. Seine reiche Litteratur, seine Philosophie, sein Polytheismus, seine hoch entwickelte Cultur, insbesonders aber die Politik der Kaiser vermochten über das Druidentum mehr als rohe Gewalt und strenge Verbote. Die Druiden wurden unter römischer Herrschaft häufig Professoren, wodurch ihnen ein hauptsächlicher Teil ihres früheren Amtes, der Unterricht, verblieb. Dem vorbereitenden Einflusse der Druiden ist es auch zuzuschreiben, wenn in Gallien die Schulen mehr blühten als anderswo[2]. Jene bildeten in denselben Städten, die früher ihre heiligen Orte waren, ein Kollegium von Lehrern, das an die Stelle der alten Druidenschulen rückte. So war es in Bordeaux und Toulouse und man hat keinen Grund, für das übrige Gallien eine gleiche Umwandlung der Druidenschaft zu leugnen[3]. Wahrscheinlich waren es gerade die Barden, die vormaligen Lehrer der keltischen Poesie und Beredsamkeit, welche sich unter der neuen Regierung als Lehrkräfte verwenden liessen. Noch im vierten Jahrhunderte gehören Nachkommen ehemaliger Druidengeschlechter zu den Lehrzierden römisch-gallischer Schulen und in zähem Festhalten an einst Gewesenes hatten sie aus verflossenen Zeiten noch die alten ehrwürdig mysteriösen Namen in eine neue Epoche mit neuen Daseinsbedingungen hinübergerettet. Solche Lehrer, welche ihre Abkunft auf druidisches Blut zurückleiteten, waren die Professoren Attius Patera, Attius Tiro, Delphidius und Phöbicius, denen wir in

1 *Duruy-Hertzberg,* I, p. 487. — 2 *Gröber*, Romanische Philologie, S. 295.

3 *Mone,* a. a. O. S. 397. 398.

der Folge noch näher treten werden. Ihre den einheimischen Göttern entlehnten Beinamen hingen unfraglich mit dem Dienste der Ahnen als Hüter und Wärter gallischen Cultuslebens, insbesondere als Priester des Belen-Apollo zusammen.

So ging denn druidisches Unterrichtswesen in römischer Schulthätigkeit auf. Aber wenn auch die Druiden als solche aus der Geschichte verschwinden, der Druidismus lebte noch lange fort, denn der Conservatismus des menschlichen Herzens, besonders wenn ihn der religiöse Hauch erfüllt, ist von einer schwer zu erschütternden Lebensdauer. Wenn Kaiser Claudius mit seinem strengen Gesetze mehr als die Abschaffung der als »compressae famosae superstitiones« bezeichneten Übelstände verfolgte, worunter nach der ganzen Sachlage nur die rituellen Menschenopfer verstanden sein konnten, dann prallte sein Vorgehen wirkungslos ab, denn der Druidismus wurde noch nicht aus der Welt geschafft[1]. Im Geheimen arbeitete die druidische Macht nur um so zäher und eifriger, sonst hätte es nicht im 4. und 5. Jahrhunderte noch solcher Anstrengungen seitens der Kirche bedurft, um die aus der Druidenzeit erhaltenen Volksgebräuche zu beseitigen[2] und würde man nicht sogar zu den Zeiten des Bischofs Eligius († 659) noch Spuren des druidischen Einflusses verspüren[3]. Ist es doch eine geschichtlich verbürgte Thatsache, dass selbst einzelne Kaiser wie Vespasian[4], Aurelian[5] und Diocletian[6] an die druidische Wahrsagekunst glaubten. Auch der als Bagaudenkrieg bekannte letzte Ausbruch der alten gallischen Opposition gegen römische Herrschaft dürfte zum teil als Wirkung einer druidischen Unterstützung anzusehen sein. Wenigstens bietet das satyrische Lustspiel »Querolus« (der Murrkopf, Pessimist), die bedeutendste Komödie des 4. Jahrhunderts[7], die Handhabe zu der eben berührten Annahme. In diesem Lustspiel, das man fälschlich dem Plautus zugeschrieben, geisselt der Dichter indirekt die

[1] *Thierry*, Hist. de Gaulois III, p. 319 täuscht sich entschieden, wenn er das gänzliche Aufhören des Druidentums von dem Erscheinen des Claudianischen Dekrets datiert.

[2] *Beugnot*, Hist. de la destruction du paganisme en occident, I, p. 292.

[3] *Dom Martin*, l. c. I, 1, c. 32.

[4] Tacit. Hist. IV, 54.

[5] Vopisci Aurel. c. 44.

[6] Vopisci Numerianus c. 13. 14. Lamprid., Alex. Sev. c. 60.

[7] *Magnin*, La comédie au IV^{e} siècle (Revue des Deux Mondes 1835. II, p. 656—673).

von den Druiden geleitete Justizpflege. Der Autor führt Querolus[1] ein, indem dieser zum Laren seines Hauses spricht und um Förderung seines Glückes bittet, als dessen Inhalt er die Befugnis erachtet, sich ungestraft mit dem Gute der Mitmenschen zu bereichern, sie zu berauben und nach Belieben zu töten. Der Gott gibt darauf zur Antwort: Querolus könne haben, was er begehre, er brauche nur an die Ufer des Liger (Loire) zu kommen. Bekanntlich fanden hier im Gebiete von Chartres jährlich die grossen Rechtsversammlungen der Druiden statt.

Der Dichter erwähnt nirgends den Namen der Druiden, aber der Hinweis auf sie ist unverkennbar und nicht misszuverstehen. Überhaupt ist der Name dieser einst mächtigen gallischen Hierarchie seit dem misslungenen Aufstande der Bataver unter Civilis (60—70 n. Chr.) aus der Geschichte verschwunden. Aber die Erinnerungen an das Walten und Wirken der keltischen Priester und Lehrer hat sich im Volksbewusstsein herabgerankt auf die spätesten Jahrhunderte, welche aus den Druiden Riesen, aus den Druiden Feen schufen, und noch heute steht der gemeine Mann mit stummer Bewunderung vor den gewaltigen Steindenkmälern aus keltischer Zeit, um welche der Glaube des Volkes, der sich ihr Entstehen durch Menschenhände und menschliches Wissen nicht erklären konnte, einen reichen Sagenkranz gewunden hat.

Schon oben war die Rede von dem Einflusse, welchen die grosse Griechencolonie Massilia (das heutige Marseille) insbesondere auf den Süden Galliens geäussert hat. Um 600 v. Chr. waren

[1] *Quaerolus:* Si quid igitur potes, Lar familiaris, facito ut sim privatus et potens. *Lar.* Potentiam cujusmodi requiris? — *Querolus.* Ut mihi liceat spoliare non debentes, caedere alienos, vicinos autem et spoliare et caedere. *Lar.* Ha! ha! ha! Latrocinium, non potentiam requiris: hoc modo nescio edepol quemadmodum praestari hoc possit tibi: tamen inveni: habes quod optas, ad Ligerem vivito. *Qu.* Quid tamen? — *L.* Illic jure gentium vivunt homines: ubi nullum est prestigium: ibi sententiae capitales de robore proferuntur et scribuntur in ossibus, illac etiam rustici perorant et privati judicant: ibi totum licet. Si dives fueris, Patus appelaberis; sic nostra loquitur Graecia. O silvas, o solitudines, quis vos dixit liberas? Multa majora sunt quae tacemus: tamen interea hoc sufficit. *Qu.* Neque dives ego sum, neque robore uti cupio; nolo jure haec silvestria. Auch *Chimiac*, l. c. p. 17. 18. hebt hervor, dass in »Querolus« die vom Druidismus beherrschte Justiz zum Gegenstande der Satyre gemacht sei.

phokäische Griechen nach dem Westen des mittelländischen Meeres ausgewandert und hatten ungefähr fünf Meilen von der östlichen Rhonemündung eine Niederlassung, das oben genannte Massilia, gegründet[1]. Begünstigt durch eine vortreffliche maritime Lage entwickelte sich dieser phokäische Ableger sehr rasch zu einem blühenden, zu Land wie zur See gleichmässig starken Emporion. Seine Bewohner hielten unverbrüchlich treu an altgriechischer Sitte und mit strengem Sinne wachte der aristokratische Rat der Sechshundert oder Timuchen (τιμοῦχοι), über Reinhaltung öffentlicher Sittsamkeit, so dass er selbst die Pantomimen von der Bühne fernhielt, um das Volk vor dem zersetzenden Gifte lüsternen Schauspielwesens zu bewahren. Kinderlosigkeit schloss jeden Bürger von der Würde eines Timuchen aus. In eine eigentümliche Stellung wurde jeder Massiliote gebracht, dem das Dasein aus irgend welchen Gründen zur Qual geworden und der nach stoischer Moral dem »Patet exitus« vor dem ferneren irdischen Wandel den Vorzug gab; er musste nämlich dem Senate genügende Gründe für seinen Entschluss, aus eigenem Antriebe die Welt zu verlassen, vorlegen und erst wenn die Sechshundert diese Angaben als stichhaltig befunden, erteilten sie dem Lebensmüden die staatliche Genehmigung und gaben sie ihm das Mittel, sich zu töten, indem sie ihm den von der Regierung allein in Verwahr gehaltenen, nötigen Schierlingssaft verabreichten. Kein Massiliote durfte seiner Tochter mehr als hundert Goldstücke zur Morgengabe auswerfen, kein Kleid, kein Schmuck durfte den Wert von fünf Goldstücken übersteigen, niemand durfte bewaffnet die Stadt betreten, sondern wer Waffen trug, musste sie an den Thoren abgeben und erhielt sie erst beim Verlassen der Stadt zurück. Den Weibern war der Genuss des Weines verboten, weil man im Genusse desselben Gefahr für die Sittsamkeit des schönen Geschlechts befürchtete.

[1] *G. Busolt,* Griech. Geschichte, 1. Teil, S. 285. *Brückner,* Hist. reipublicae Massiliensium. Göttingen 1826. *Lancelot,* Précis historique de l'ancienne Marseille, Marseille 1839. *L. Geisow,* De Massil. Republ. Bonn 1865. Bis zum Jahre 46 v. Chr., als die Massilioten im Bürgerkriege zwischen Caesar und Pompejus durch jenen ihres Gebietes beraubt wurden, umfasste der ager Massiliensis die Landschaften der Volcer, Arecomici und Helvii, die von Pompejus 97 v. Chr. besiegten Solyer (Caes. bell. civil. I, 35, 4) und die Küste von der Rhonemündung bis Nicäa. Davon verblieb den Massilioten nur die im Osten gelegene Küste bis Athenopolis und Nicäa. (*Hirschfeld,* Sitzung der Wien. Akademie Phil. Kl. 1883, S. 272.)

Und während die mächtige Seestadt mit ehrender Treue an die Erhaltung althellenischer Sittenstrenge und Denkart dachte, war sie nicht minder bemüht, Sitz und Brennpunkt griechischer Gelehrsamkeit zu sein und in diesem Bestreben hat sie sich den auszeichnenden Beinamen Athenopolis oder »gallisches Athen« erworben. Die Nachbarschaft der Barbaren hat diese Stadt nicht gehindert, ihrer Aufgabe als Trägerin hellenischer Geisteskultur gerecht zu werden, im Gegenteil drang die Macht ihrer civilisatorischen Thätigkeit weit über die Grenzen des eigenen Gebiets ins tiefe Gallien hinein. Sie wurde nicht nur ein ächtes παιδευτήριον, das mit Erfolg um den keltischen Geist rang und die Barbaren des südlichen Galliens durch verständnisvolles Einwirken auf sie für wissenschaftliches Leben gewann[1], sondern sie wurde auch zur fruchtbaren Mutterstadt, welche vielen Colonien das Dasein gab, die ihrerseits sich mit jener in die edle Aufgabe teilten, die Samenkörner hellenischer Intelligenz über eine weite Fläche zu verstreuen. So wurden Narbo, Nemausus (Nismes), Arelatum (Arles), Vienna (Vienne), Antipolis (Antibes) nachmals als Sitze der Musen gefeiert und schenkten der Welt gelehrte Männer. Das bildende Moment Massilias sprach sich nicht zum geringsten in der beachtenswerthen Erscheinung aus, dass die Südgallier sich sehr häufig dem Studium griechischer Sprache und Philosophie zuwandten und in hellenischer Bildung einen ziemlich hohen Grad erklommen. Als Typus solcher vom Hellenentum polierten Gallier mag Lucians oben erwähnter Gewährsmann hingestellt werden, welchem der griechische Schriftsteller das Zeugnis gibt, in hellenischer Weltweisheit vollkommen bewandert gewesen zu sein. Strabo vermerkt, dass sich ganze gallische Gemeinden griechische, in Beredsamkeit geübte Anwälte hielten und dass die griechische Sprache bei Verträgen und sonstigen Abmachungen die Geschäftssprache der gebildeten Gallier gewesen, wie sie denn im ganzen mittelländischen Meerbecken zum Gedankenaustausche der Handel treibenden Welt diente.

Als Hort der Musenthätigkeit bot Massilia alle Vorzüge eines solchen, denn nirgends floss der Glanz hellenischer Wissenschaft mit dem Elemente provinzieller Zurückgezogenheit zu einem so lebendig fördernden Ganzen zusammen wie in der alten Phokäerstadt, wesshalb es denn auch die angesehensten jungen Römer, besonders unterm Kaiserreich, vorzogen, ihre Studien nicht in Athen,

1 Strabo, IV, 4.

sondern auf gallischem Boden in Massilia zu vollenden[1]. Dabei machte denn das Zusammenströmen drei verschiedener nationaler Elemente, der Griechen, Kelten und Römer, wovon letztere als zahlreiche Colonisten in Massilia lebten, die Stadt auch in völkersprachlicher Hinsicht zu einer buntbewegten und erwarb ihren Bewohnern das Epitheton der dreisprachigen (trilingues)[2]. Bekanntlich schickte Kaiser Augustus den Neffen seiner Schwester, L. Antonius, einen Jüngling, nach Massilia ins Exil, um dort unterm Scheine der Studien zu leben[3]. Auch Agricola, der Schwiegervater des Historikers Tacitus, bildete seinen Geist an der Schule zu Massilia[4]. Und wie hier, so blühten auch in der übrigen Narbonensis und in Aquitanien die Wissenschaften so vorzüglich, dass nach dem Dafürhalten des gallischen Geschichtschreibers Trogus Pompejus nicht Griechenland nach Gallien, sondern dieses nach Griechenland ausgewandert zu sein schien.

Frühe schon hatten sich die Massilioten namentlich um die Wissenschaft der Grammatik verdient gemacht. Von den Textrecensionen des Homer, welche von unbekannten Verfassern herrühren (auch die sieben städtischen Exemplare und je nach der Stadt genannt, aus der sie für die alexandrische Bibliothek angekauft worden waren), gilt die massiliotische noch immer als die vorzüglichste. Aus Massilia stammten die hervorragenden Grammatiker Lucius Plotius Gallus, sodann Castor und dessen Schüler Petronius; ferner wirkten dort der als Rhetoriker gefeierte Antonius Gnipho und der Arelatenser Favorinus. Aber auch sonst blieb kein Zweig der Wissenschaft in Massilia ungelehrt und noch sind die Namen einzelner berühmter Unterrichtsmänner erhalten. Als Mathematiker, Astrologen und Geographen sind vor allem zu erwähnen Pytheas und Euthymenes, welch' beide auf Anordnung ihres heimischen Senats Entdeckungsreisen antraten, jener

[1] Liv. 40, 4. — Florus, IV, 12. — Cicero, Pro Flacco 26. — Sueton, Octav. 65. — Vellej. Patercul. II, 102.

[2] Varro apud Isid. XV, 1. St. Hieronymus, Praef. secund. in Comment. in Epistol. ad Galat. lib. II.

[3] Tacit. Annal. IV, 44.

[4] Tacit. Agricol. 4: Arcebat eum ab inlecebris peccantium, praeter ipsius bonam integramque naturam, quod statim parvulus sedem ac magistram studiorum Massiliam habuerit, locum Graeca comitate et provinciali parcimonia mistum, ac bene compositum. Memoria teneo solitum ipsum narrare, se in prima juventute studium philosophiae acrius, ultra quam concessum Romano ac senatori hausisse.

nach Britannien und Irland, Germanien, Skandinavien und Island, dieser an die Küste Afrikas, über den Äquator hinausdringend; und ob auch Strabo gegen letzteren den Vorwurf der Lüge erhebt, so sind doch die Angaben desselben ein zuverlässiger Probestein für die Genauigkeit seiner Beobachtungen. Von anderen gelehrten Massilioten seien hier angeführt: Krinas und Karmides als Mediziner, Charmoleus, Zenotus und Menecrates als Gesetzkundige, Tolon, Gyateus, Sydanus und Eratosthenes, die wegen ihrer mathematischen Kenntnisse geschätzt wurden.

Massalia sicherte sich seinen Rang als Bildungsherd auch dann noch, als es durch römische Macht aus seiner Selbständigkeit verdrängt und von Caesar, gegen den es zur Zeit seines Ringens mit Pompejus gekämpft, zu einer Provinzialstadt der weltbeherrschenden Roma herabgedrückt worden war. Ihre Bedeutung als Vermittlerin geistiger Cultur wurde deswegen nicht beeinträchtigt, sie konnte sich vielmehr unter dem Schutze der Herrin um so eifriger der Pflege der Wissenschaften hingeben und das ganze Land mit Unterrichtskräften höherer und niedrer Ordnung ausstatten. Und noch lange fuhr Massilia fort, als Bildungsstätte in die Ferne zu wirken. Zu jener Zeit, in welcher, wie Tatian in seiner Rede an die Griechen klagt, die hellenische Sprache durch Herübernahme vieler barbarischen Ausdrücke ihres edlen, vornehmen Charakters entkleidet und zu einem wahren Mischmasch verunstaltet wurde und infolge des Zusammenflusses vieler Jünglinge aus Thrakien, dem Pontus und anderen Ländern ein solcher Verfall der griechischen Sprache einriss, dass die Schüler in Athen die Aussprache ihrer Lehrer verdarben, ja desswegen manchem gebildeten Griechen ein baldiges Aussterben des heimathlichen Idioms bevorzustehen schien[1], zu jener Zeit erklangen die hellenischen Laute sogar reiner in Massilia als in der Eulenstadt, eine Erscheinung, welche viele junge Griechen nach dem gallischen Süden zog.

Überhaupt vermochte sich in Gallien die griechische Sprache, namentlich seit griechische Lehrer dahin das Christentum getragen, noch bis ins 6. Jahrhundert vorzugsweise im gallischen Teile der alten Narbonensis, ebenso auch im Lyonergebiete zu erhalten, und dies nicht nur unter den Gebildeten, sondern ebenso sehr im Volke selbst bei den Frauen. In letzterer Hinsicht sei hier nur an die in griechischer Sprache geschriebenen und insbesondere an weibliche Leser gerichteten Briefe des heil. Irenäus erinnert; auch die Martyrerakten

[1] *Gräfenhan,* Gesch. der kl. Philologie, III. Bd S. 20. 21.

der Kirche von Lyon sind griechisch geschrieben[1]. Der hl. Pothinus, ein Schüler Polykarps und gemartert zu Lyon (177 n. Chr.) predigte griechisch. Mit welcher Zähigkeit sich das griechische Idiom in Südgallien festhielt, beweist die Thatsache, dass im 3. Jahrhunderte Testamente sowohl in lateinischer wie in griechischer Sprache abgefasst werden konnten[2]; dass der Vater des Schulmannes und Dichters Ausonius, einer der berühmtesten aquitanischen Ärzte seiner Zeit und von seinen Mitbürgern den sieben Weisen Griechenlands gleichgestellt, der lateinischen Sprache nicht, wohl aber der griechischen mächtig war[3]; dass endlich im 5. Jahrhunderte ein Teil der Einwohner von Arles griechisch sprach, als St. Caesarius sein bischöfliches Amt unter ihnen antrat[4]. Man findet es daher erklärlich, wenn im frühen Mittelalter in Massilia noch griechische Werke abgeschrieben wurden[5].

Es ist fast überflüssig zu bemerken, dass die griechische Sprache unter den bewegenden, vielfachen Einwirkungen der Jahrhunderte zuletzt auch in Massilia wie in den übrigen Teilen Südgalliens von ihrer früheren Reinheit beträchtlich abfallen musste und zwar um so mehr als selbst die ehernen Laute der lateinischen Zunge dem Roste nicht widerstehen konnten, der sich in ihr Gewebe hineinfrass und sie im mähligen Fortgange der Zeit zu ganz anderen Organismen umschuf.

1 Epist. I, 13, 7. — Hist. litt. t. I, 1, p. 59. 137. 228. — Der Einfluss, welcher vom sprachlichen Leben Massilias ausstrahlte, gibt sich noch heute im Wortschatze der französischen Sprache kund. So kommt chef von κεφαλή (nicht von caput), prêtre von πρεσβύτερος, bourse von βύρσα, zèle von ζῆλος, lauter griechischen Wörtern her. Vgl. *Ideler*, Gesch. der altfranzösisch. Nationallitteratur. Berl. 1842. S. 18. 19.

2 Fideicommissa quocunque sermone relinqui possunt, non solum latina vel graeca sed etiam punica vel gallicana vel alteriusque cujusque gentis. Ulpian lib. II. Fideicommiss. Dig. l. XXXII, 11.

3 Ausonii, Idyll. II:

Sermone improptu Latino verum Attica lingua
Suffecit culti vocibus eloquii.

4 *Mabill.* Acta SS. Bened. I, n. 11, p. 662.

5 *Budinszky,* Ausbreitung der lateinisch. Sprache, S. 104.

Zweites Kapitel.

Römisches Bildungswesen in der Kaiserzeit im allgemeinen.

Von allen Ländern, welche sich vor der Macht Roms beugen mussten, hat sich keines rascher, verhältnismässig leichter und tiefer in römisches Wesen versenkt als Gallien, nirgends traf der lateinische Geist auf eine durch die Natur mehr unterstützte Verwandtschaft als bei den gallischen Kelten und kein Volk wurde in Sitte und Sprache so römisch wie eben dieses. Die Eigenart namentlich der reich beanlagten südgallischen Stämme kam den uniformierenden Bestrebungen Roms mehr als zur Hälfte entgegen. So wurde das meridionale Gallien schnell in den Bildungskreis gezogen, welcher von der Tiberstadt ausging, und diese, man möchte sagen, unbedingte Hingabe des Barbarenlandes an römische Civilisation hatte zur Folge, dass der Lateiner sich beim Betreten südgallischen Bodens wie auf heimatliche Erde versetzt wähnte[1]. Anderseits riss dieser vorwärts drängende Eifer, welcher bewirkte, dass bereits im ersten Jahrhundert n. Chr. eine Garnison von nur 1200 Mann zur Aufrechthaltung der Ruhe im ganzen gallischen Lande genügte[2], das gallische Element sogar über die Grenze des von den Umständen wirklich Zulässigen hinaus. Im ungestümen Verlangen nach römischen Bildungsformen griff man unterschiedlos nach allem, was der Römer brachte, mochte es nun aus dessen Ursprünglichkeit hervorgegangen sein oder nur, wie gewisse exotische Cultusübungen, erst römischen Anstrich und römische Gestalt gewonnen haben; so erklärt sich, dass man bei der gallischen Landbevölkerung noch im 4. Jahrhunderte auf Spuren ägyptischen Cultuslebens stösst[3].

Caesar hatte in den Jahren 58—51 v. Chr. Gallien von den Ufern des Rheins bis zum Weltmeer dem Riesenleibe der römischen

[1] Plin Hist. nat. lib. III, 4. — Strabo, IV, 1, 12.

[2] *Budinzsky,* a. a. O. S. 102.

[3] *Ampère,* L'empire Romain et Rome, II, p. 309.

Weltherrschaft eingefügt; doch war es ihm vom Schicksal nicht mehr verstattet, den Ausbau seines Werkes zu vollenden und das eroberte Land mit dem ihm in der Provinzialverwaltung gebührenden Range zu bekleiden. Letzteres zu bewerkstelligen fiel als politisches Erbe dem gewandten Augustus zu, für welchen der Standpunkt in dieser Arbeit durch das politisch vollkommen richtige Bewusstsein vorgezeichnet war, dass der Schwerpunkt des Reiches nur im Westen liegen könne und zwar in den Ländern, auf die der Hellenismus noch keinen Halt gewonnen und welche daher dem römischen Wesen um so nachhaltiger erworben werden konnten[1]. Und Augustus traf das Richtige. Der Westen des Reiches erwies sich viel gelehriger als der Osten; jener wurde von derselben Hand, die ihn bezwungen, auch gebildet. Die Sprache Virgils und Ciceros wurde, wenn auch mit unvermeidlicher Verderbtheit, so allgemein in Gallien, Britannien, Spanien, Pannonien und Afrika angenommen, dass sich die schwachen Reste des keltisch-punischen Elements nur in den Hochländern und unter dem Landvolk noch erhielten. Erziehung und Schulbildung impften den Eingebornen die Anschauungen der Römer ein und Italien gab seinen lateinischen Provinzen ebenso gut Sitten wie Gesetze[2].

Seit 27 v. Chr. zerfiel das transalpinische Gallien in vier Teile:

1) Gallia Narbonensis von Tolosa bis Vienna, Geneva und die Rhonequellen einschliessend, 2) Aquitania vom Liger (Loire) bis zu den Pyrenäen, 3) Lugdunensis (Lyoner Gebiet) zwischen dem Liger und der Sequana (Seine), 4) Gallia Belgica vom Rhein und dem lugdunensischen Gebiet begrenzt. In ethnographischer Hinsicht gehörte das Gebiet zwischen Seine und Rhein den Belgern, das Land zwischen den Pyrenäen, dem Ozean und den Sevennen den iberischen Aquitanern und jenes zwischen Garonna, der narbonesischen Provinz und dem Oberrhein etwa bis nach Mühlhausen dem Keltenvolke[3]. Die berühmtesten der Aquitaner waren die Ausker, die der Kelten die Aeduer, die der Belger die Trevirer[4]. Ursprünglich zählte Gallien an 300—400 Völkerschaften, aber

[1] *Herm. Schiller,* Gesch. d. röm. Kaiserzeit, 1. Bd. 1. Teil, S. 205.

[2] *Gibbon,* Decline and fall of the Roman empire. II, p. 49.

[3] Strabo, IV, 1. 1; IV, 2, 1; IV, 3, 1. — Plinius, Nat. hist. IV, 105. — Ammian. Marcell. XV, 11.

[4] Pomp. Mela, III, c. 2.

Augustus verschmolz sie im Jahre 9 in 64 Gaue[1], so das 14 keltische Stämme aufhörten unter eigenem Namen fortzubestehen[2].

Augustus besass nicht nur selbst hervorragendes politisches Geschick, ihm eignete auch die glückliche Gabe, die tüchtigsten Männer ausfindig zu machen, wie sie von den Umständen begehrt wurden. Für Gallien wurde Agrippina mit seiner verwaltenden Thätigkeit zum grossen Segen. Er legte ein vortreffliches Strassennetz an, das von Lugdunum (Lyon) aus, als dem Knotenpunkte, sich nach den vier Weltgegenden über das ganze Land erstreckte. Lugdunum selbst trat besonders dadurch in Vordergrund, dass es sich zum religiös-politischen Centralpunkte Galliens gestaltete und den Gedanken eines gemeinsamen, gallischen Vaterlandes schuf, den Partikularismus der Sondergaue zurückdrängend[3]. Rom, Meisterin in der Kunst die Völker zu unterjochen, war unerschöpflich in der Auffindung diesbezüglicher Mittel. Ein neuer, in Rom ausgeheckter Cultus, die Kaiservergötterung, wurde von Lugdunum aus, dem Sitze des Oberpriesters in Gallien, den nicht widerstrebenden Galliern zugeschoben, um den noch vorhandenen traditionellen Einfluss des alten druidischen Gottesdienstes lahm zu legen und zu beseitigen; der Gedanke einer Reichsreligion, welcher so vorzüglich in den Rahmen des Centralismus der römischen Republik passte, rang sich auf den von Drusus gestellten Antrag zur monumentalen Gestaltung durch, indem an sechzig gallische Völkerschaften dem Kaiser Augustus auf gemeinsame Kosten ein prachtvolles Denkmal nebst geweihtem Altar zu Lugdunum errichteten, und wenn alljährlich am 1. August die Abgeordneten von Gallia comata zur Beratung der provinziellen Angelegenheiten nach Lugdunum kamen, so brachten sie hier in dem neuen Tempel, in welchem fortan die »augustalische Vorsehung« als Gottheit verehrt wurde, in Gegenwart einer grossen Menschenmenge ihre Opfer dar[4].

Aber es gab auch noch andere Mittel, womit Rom den gallischen Geist nationaler Selbständigkeit zu betäuben verstand. Die durch ihre Knappheit wie diplomatische Meisterschaft gleich ausgezeichnete Darstellung, welche Tacitus von der Romanisierung Britanniens[5] entwirft, gilt im nämlichen Umfange von Gallien.

1 *Desjardins,* La Gaule romaine II, p. 357. 501. — Notitia provinc. et civitat. Galliae in Rhein. Museum Bd. XXIII (S. 262—302).

2 Strabo, IV, 1, 1; IV, 3—4. — Pomp. Mela, III, c. 2.

3 *Duruy-Hertzberg,* Gesch. des röm. Kaiserreichs, Bd 1, S. 162.

4 Ibid. I, p. 140. 156.

5 Tacit. Agricol. 21.

»Unsere Sitten,« schreibt derselbe, »kamen in Aufnahme und die Toga wurde häufig. Dann geschah der Schritt zu den Reizmitteln der Laster, zu Säulenhallen, Bädern und dem Glanz der Gastmähler. Und das heisst bei den Unerfahrenen feine Bildung, da es ein Stück Knechtschaft ist.« Nicht nur der Anblick der grossen gallischen Städte wie Marseille, Arles, Vienne, Lyon, Toulouse, Poitiers, Besancon, Reims, Narbonne, Autun, Nismes, Langres und Trier änderte sich unter römischer Herrschaft in einer Weise, dass sie mit dem Zustande der italienischen Städte recht wohl einen Vergleich aushalten konnten und sogar einen vorteilhafteren Eindruck machten als im vorigen Jahrhunderte[1], auch die Bevölkerung wuchs, wie schon erwähnt, derart rasch in die neuen Verhältnisse hinein, dass Kaiser Claudius, selbst ein Gallier, seinen Landleuten nachrühmte, sie hätten sich in Sitten, Künsten und durch Familienbande schnell mit den Römern vereinigt.

Doch was Roms moralischen Eroberungszug in Gallien eigentlich vollendete, das war sein Schulwesen. Auch der »Schulmeister von Rom« spielte, wie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der »Schulmeister von Sadowa« in die Politik hinein und wenn er auch keine Schlachten schlug, so zeigte er sich um so emsiger, den Geist des einmal bezwungenen gallischen Volkes nach römischem Modell zu bilden und zu erziehen. Beides hat die römische Schule redlich geleistet, soweit sie es nach Beschaffenheit ihrer Kraft und Natur zu thun vermochte. Alle grossen Städte Galliens, namentlich die in der Narbonensis gelegenen, waren Bildungssitze und besassen öffentliche Schulen, in welchen die gallische Jugend mit dem reichen Schatze römischen und griechischen Schriftums bekannt gemacht wurde. Man konnte bezüglich Galliens sagen: soviel Schulen als Provinzialstädte[2]. Nirgends im gesamten Reiche blühten die Studien und das Schulwesen so reich und farbenprächtig wie in Gallien; höchstens dass die afrikanische Provinz sich noch in einen Vergleich einlassen darf. Selbst die griechischen Studiensitze kamen diesen beiden Ländern gegenüber ausser Gebrauch[3], wie bezüglich Gallien schon hervorgehoben wurde. Ja, der Schüler gewann einen solchen Vorsprung vor dem Meister, dass, während Rom allen von ihm unterworfenen Völkern den Geist seiner Sprache

[1] *Gibbon,* l. c. I, p. 64.
[2] Hist. litt. I, 1 p. 47. 48.
[3] *Westermann,* Gesch. der römisch. Beredsamkeit, S. 251.

aufdrängte und schon zu Plutarchs Zeiten[1] die lateinische Zunge alle anderen übertönte, Glanz, Kraft und Fluss der römischen Rede in Aquitanien eher als in Rom gefunden wurden und man, um schönes und reines Latein zu vernehmen, nach jener südgallischen Provinz gehen musste[2], ähnlich wie das beste Englisch, das sogenannte »Queens English«, nicht in London, sondern in Dublin erklingt. Aquitanien, wo die gebildetsten Menschen jener Jahrhunderte lebten[3], besass die vorzüglichsten Redner und diese Thatsache mag auch dem römischen Satyriker Juvenal vorgeschwebt haben, als er, klagend über den Verfall der Beredsamkeit in Rom, den Rat erteilte, zu ihrer Erlernung nach Gallien zu gehen[4]. Wenn man schon im 1. Jahrhundert der Kaiserzeit vielen Galliern begegnet, welche teils hohe Civilämter und Kriegswürden inne hatten, teils als Rhetoren oder auf irgend eine andere Weise im politischen Leben und Treiben der Hauptstadt eine Rolle spielten[5], so gestattet dies einen Schluss auf die vortreffliche Entwickelung der heimatlichen Schulen, aus denen sie hervorgegangen und denen sie jene Gesamtbildung zu danken hatten, welche, durchdrungen vom Geiste der lateinischen Sprache, die unabweisliche Vorbedingung bildete für jede staatliche Anstellung oder auch nur für jede Teilnahme am politischen Leben überhaupt. Man hat das Gallien der Kaiserzeit nicht mit Unrecht Roms Vorratskammer grosser Männer genannt, ein leicht begreiflicher Ausspruch, wenn man die wissenschaftliche, selbst Rom überbietende Regsamkeit Galliens ins Auge fasst[6]. So war es auch keine rhetorische Floskel oder Übertreibung, wenn der Panegyriker Claudian, als Dichter der »praeclarissimus poetarum« genannt[7], die Gelehrsamkeit der gallischen Bürger rühmt[8].

[1] Plutarch, Quaest. Moral. X, t. V. p. 112 ed. *Wyttenbach*, und mit Bezug auf Gallien Strabo IV. Auch St. Augustin (Confess. I) erzählt, dass die Kinder zu seiner Zeit kaum mehr punisch verstanden, wohl aber recht geläufig lateinisch reden konnten. Und De trinit. XV, 10. Serm. 168 de verb. Apostol.: Proverbium notum est Punicum, quod quidem latine vobis dicam, quia P. unice non omnes nostis etc.

[2] Sulpic. Sev. Dial. I c. 27. — [3] *Reinkens,* Martin v. Tours, S. 31.

[4] Accipiat te
Gallia, vel potius nutricula caussidicorum
Africa. Satyr. VII, 147.

[5] Hist. litt. I, 1. p 126. — [6] *Gräfenhan,* a. a O. IV, 18. 36.

[7] *Orelli* Inscript. n. 1182.

[8] Claud. De IV consul. Honor. Aug. Paneg. 582—583:
te Gallia doctis
Civilibus et toto stipavit Roma senatu.

Was nun den Verlauf des gallischen Studienwesens in der Kaiserzeit betrifft, so galten während des ganzen 1. Jahrhunderts und auch später noch als Norm und Grundlage die in Rom bestehenden Schuleinrichtungen. Um daher ein Verständnis für die einzelnen Erscheinungen auf dem Gebiete des gallisch-römischen Schullebens zu ermöglichen, ist ein Überblick über den allgemeinen Charakter der römischen Unterrichtspflege nötig und zwar über deren Beschaffenheit unter der Monarchie.

Ungleich den Griechen, bei welchen der Ausgangs- und Sammelpunkt aller Lehr- und Erziehungsthätigkeit die Heranbildung des Individuums zur schönen Menschlichkeit das Höchste war; welche ihr Erziehungsideal mit der Pädagogik der Harmonie und des schönen Masses darstellten, deren Aufgabe und letztes Ziel aller intellektuellen Bildung im Erfassen und Durchdringen der das menschliche Dasein umgebenden Geheimnisse, in einer übertriebenen Pflege des Idealismus lag, die dann schliesslich in der unseligen Zweifelsucht des Skeptikers Pyrrho (οὐδὲν μαλλον) auslief, erhob sich die internationale Pädagogik Roms auf dem Grundsatze, den Seneca in der berühmten Formel verkörperte: »Vitae discimus.« Erziehung für das Leben, für die Praxis war dem Römer das leitende Prinzip. Nur was sich auf das dem Einzelnen wie dem Staate unmittelbar Nützliche richtete, das entsprach dem thatkräftigen Sinne jenes Volkes, das nicht mit philosophischen Träumereien und vergiftenden Sophistereien irgendwo in der Luft hängen blieb und darüber Freiheit und politische Selbstbestimmung verlor, wie dies den Griechen trotz ihrer Erziehung zum Schönen begegnete, sondern unablässig den Boden wahrnahm, worauf es wandelte und darum auch mit Einsetzung seiner Energie und mit praktischer Bethätigung der in ihm treibenden Lebenskraft den Erdkreis sich unterwarf. Jene theoretisierende Richtung, welche die pädagogischen Systeme eines Pythagoras, Plato, Aristoteles kennzeichnet, sucht man vergebens bei dem nüchternen, praktischen Römer. Weder Quintilian folgt einem bestimmten pädagogischen System, der lediglich die Ausbildung zum Redner im Auge hat, noch thun es die praktischen Anweisungen des älteren Cato an seinen Sohn mit seinen Vorschriften wie man ein tüchtiger Mann, ein Redner, ein Rechtskundiger, Arzt, Landwirt und Kriegsmann werden könne, noch auch Varros Schrift von den Schulwissenschaften[1]. Vielleicht lässt sich der prinzipielle

[1] *Grasberger*, Erziehung und Unterricht im klass. Altertum, II. Bd. S. 13.

Unterschied zwischen römischer und griechischer Denkweise auf dem pädagogischen Gebiete nicht schärfer und bestimmter umschreiben, als dies Horaz mit den Worten gethan:

Geist hat die Muse den Griechen, den Griechen gerundeten Ausdruck
Gütig verlieh'n, da sie sonst nichts als nach Ehre nur geizig;
Römische Knaben dagegen, in langen Berechnungen fertig,
Lernen in hundert Teile ein Ass zu zerlegen[1].

Dieses trennende Merkmal zwischen den beiden Völkern spricht sich sogar in ihrem Wortschatze aus. Während der Grieche mit dem einzigen Begriffe παιδεία den ganzen Inhalt der intellektuellen und physischen Erziehung und Bildung wiederzugeben vermag, muss der Lateiner für »Erziehung« und »Unterricht« gesonderte Wortformen zu Hilfe nehmen, sie mit educatio et disciplina (Quintil. V, 10. 25), educatio doctrinaque puerilis (Cic. de orat. III, 31, 125) bezeichnen[2]. Der praktische Sinn trug alle Verhältnisse der Römer wie der Grundton den Accord. »Das Vaterland hat uns unter der Bedingung geboren und erzogen, damit wir seinem Nutzen die meisten und schönsten Kräfte unseres Geistes, Talents und Verstandes weihen, daher müssen wir Künste erlernen, durch welche wir dem Staate nützen, denn das erachte ich für die höchste Weisheit und Tugend.« (Cicero. Orat. in Verr. III, 69, de rep. I, 4, 8, 20, 33; pro Archia poeta 6) und Plinius (Epp. VIII, 14, 3) frägt: Quotus enim quisque tam patiens, ut velit discere quod in usu non sit habiturus? Darum vermisst man auch bei den Römern die auf dem Plato'schen Grundsatze, dass das ganze Leben des Menschen des richtigen Zeitmasses und der harmonischen Gestaltung bedürfe[3], sich aufbauende Pflege der Musik, als eines integrierenden nationalen Mittels, welches die Hellenen als Grundlage der Grammatik betrachteten und mit der Gymnastik durch die Orchestik aufs engste

[1] Horat. Ars poet. 323—325:

Grais ingenium, Grais dedit oro rotundo
Musa loqui, praeter laudem nullius avaris.
Romani pueri longis rationibus assem
Discunt in partes centum diducere.

[2] Das griechische παιδεία entsprach dem lateinischen »humanitas«, womit man die Bildung und den Unterricht in den schönen Künsten begriff, so dass unsere humanistischen Studien genau dem ursprünglichen Wortsinne entsprechen. (Aul. Gell. Noct. Att. lib XIII, c. 16: Παιδείαν quod nos eruditionem institutionemque in bonas artes dicimus; quas qui sinceriter cupiunt appetuntque, hi sunt vel maxime *humanissimi*.)

[3] Plato Protagor. c. 15: Πᾶρ γὰρ ὁ βιὸς τοῦ ἀνθρώπου εὐρυθμίας τε καὶ εὐαρμοστίας δεῖται.

verbanden[1], so dass bei ihnen Blüte und Verfall des gesamten Staates von dem kräftigeren oder lässigeren Betrieb von Musik und Gymnastik abhingen[2]. Freilich änderte sich bei den Römern auch hierin Manches, nachdem sie einmal mit griechischem Wesen näher bekannt geworden, was Horaz also ausdrückt:

Graecia capta ferum victorem coepit et artes
Intulit agresti Latio. (Ars poet.)

Was nun das römische Schulwesen nach seiner organischen Seite hin betrifft, so stufte es sich ab in Elementarschulen, in die Schulen der Grammatiker und der Rhetoren.

Ein Gesetz, welches ein schulpflichtiges Alter bestimmt hätte, gab es nicht, denn, wie Cicero, der selbst von Staatsschulen nichts wissen mag, bemerkt, wollten die Römer die Erziehung weder durch Gesetze geregelt, noch sie für alle gleichmässig eingerichtet haben (Cic. de rep. IV, 2, 37). Es gab daher bei den Römern niemals einen staatlichen Schulzwang. Im allgemeinen dürfte wohl die Praxis im Schwange gewesen sein, dass man die Kinder bis zum 6. oder 7. Jahre unter der Mutter oder der Amme Obhut liess und sie dann in irgend eine Privatschule zu einem Magister, ludimagister, literator, γραμματίστης, γραμμάτων διδάσκαλος, wie ihn die Griechen nannten, zu einem Elementarlehrer schickte. Da diese Schulen häufig an öffentlichen, an Kreuz- und Dreiwegen (in triviis) sich befanden, so wurde ihnen die Bezeichnung Trivialschulen beigelegt und das in ihnen gelehrte Wissen hiess Trivialwissenschaft (trivialis scientia), worunter man die drei Gegenstände: Lesen, Schreiben und Rechnen begriff.

Beim Lesen wurde die Syllabiermethode angewandt (Quintil. I, 1), die, von einzelnen Buchstaben ausgehend, zur Bildung von Silben und Wörtern fortschritt, gegen die sich jedoch Quintilian mit dem Bemerken wendet, es sei nicht gut, dass die Kleinen die Namen und Reihenfolge der Buchstaben eher als die Gestalt derselben kennen lernen. Es hat sich übrigens unter dem Titel »Schulgespräche«[3] ein Buch erhalten, welches, für die Schulknaben der Kaiserzeit bestimmt, einen ziemlich klaren Einblick in die da-

[1] *Grasberger*, I, 2, S. 200.

[2] *Cramer*, Gesch. der Erzieh. u. des Unterr. im Altertum I, S. 304. 306, II, S. 106.

[3] Colloquia scholastica bei Ed. Boecking: Dositei Magistri Interpret. lib. III. Praef. XVI, p. 89. Bonn 1832.

mals gebräuchliche Methode gestattet. Dieses Buch, ein griechisches Übungsbuch, wurde von den in zwei verschiedene Klassen, in schwächere und fortgeschrittenere, eingeteilten Schülern in der Regel so benützt, dass ein älterer und besserer Schüler oder der Hauptlehrer die Lektion vorsagte und die anderen sie nachsprachen[1]. Es ist dies eigentlich dieselbe Methode, welche sich später unter dem Namen der Lancaster'schen einbürgerte. Hand in Hand mit dem Lesen ging die Behandlung der Redeteile (partes orationis), Declination, Konjugation, kurz: der erste grammatische Unterricht, denn nach Quintilians Forderung sollte eine gründliche Belehrung in diesem Gegenstande die leichtere Aneignung des späteren Lehrstoffes anbahnen[2].

Neben dem Lesen wurde das Schreiben betrieben. Der Schreibunterricht wurde in der Weise erteilt, dass der Schüler entweder Musterschriften nachahmte, welche Nachahmungen der Lehrer je nach Notwendigkeit verbesserte, oder dass der Lehrer dem Anfänger wohl auch die Hand führte[3]. In der Kaiserzeit gaben, wie später noch näher erörtert werden soll, besondere Schreiblehrer (notarii) auch tachy- oder stenographischen Unterricht, der sich aber für die Schule nur auf das Wichtigste beschränken musste[4]. Als Material beim Schreiben dienten bekanntlich Wachstäfelchen, auf welche man mit einem spitzigen Griffel (stylus) schrieb, dessen oberes glattes Ende zum Auslöschen des Geschriebenen verwendet wurde[5]. Als Tinte benützte man den Saft der Sepia[6].

Das Rechnen bildete bei der vorwiegend praktischen Lebensanschauung einen wichtigen, ja nach Horaz den wichtigsten Gegenstand, wesshalb seine Erlernung viel Zeit und Mühe in Anspruch nahm und man leicht die Klage eines St. Augustin begreift, dass

[1] Leop. Roeder, De scholast. Romanorum institut., Bonn 1828. p. 10.

[2] Quintil. I, 4, 22: Nomina declinare et verba inprimis pueri sciant, neque enim aliter pervenire ad intellectum sequentium possunt.

[3] Seneca, Ep. 94, 51: Digiti (puerorum) tenentur et aliena manu per literarum simulacra ducuntur: deinde imitari jubentur proposita et ad illa reformare chirographum. Vgl. auch Flav. Vopisc. Tacitus c. 6: Dii avertant principes pueros et pater patriae dici impuberes et quibus ad subscribendum magistri litterarii manus teneant.

[4] *Grasberger,* II, S. 303 Anmerk. 3, wo zahlreiche Belege zu finden sind.

[5] Horat. Satyr. I, 10. 72: Saepe stylum vertas, iterum quae digna legi sunt.

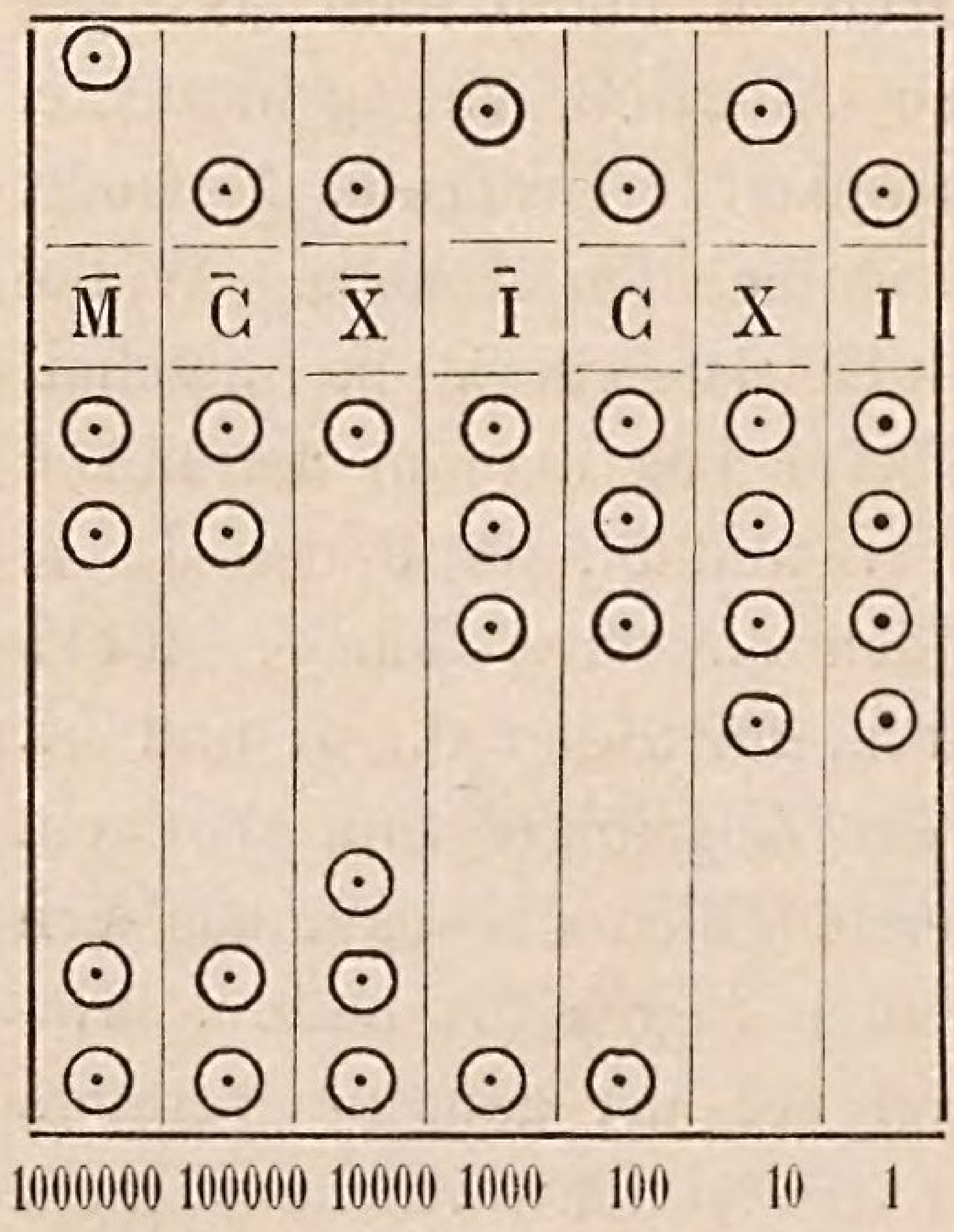
[6] Persius, Satyr. III, 12; Ausonius, ep. IV, 74; VII, 54.

ihm das ewige Geleier von »eins und eins ist zwei, zwei und zwei vier« lästig wurde[1]. Die Rechnungsoperationen waren ebenso unpraktisch als schwierig, so dass Lucian das Einmaleins einen schlimmen Pädagogen nennt. Zum Rechnen nahm man entweder die Finger zu Hilfe, eine im ganzen Altertum viel gebrauchte, aber auch viel Übung und Aufmerksamkeit erfordernde Methode, oder man benützte eine Art Rechenmaschine, den Abakus. Wollte man etwa den Zahlenkreis von 1—10 darstellen, so geschah dies nach dem Digitalverfahren also: bei 1 bog man in der linken Hand den 5. Finger ein, für 2 den 4. und 5., für 3 den 3., 4. und 5., für 4 den 3. und 4., für 5 den 3., für 6 den 4., für 7 legte man den 5. um, für 8 den 4. und 5., für 9 den 3., 4. und 5., für 10 bog man an der linken Hand den Zeigefinger zum Daumen, dass sein oberstes Glied an das unterste Glied des Daumens sich anlegte und die Gestalt eines umgestellten Sigma (σ̃) hatte[2]. Natürlich musste der Schüler dem Lehrer bei der ganzen Operation sehr genau auf die Finger sehen, und das sprüchwörtliche »Einem auf die Finger sehen« erinnert uns ebenso sehr noch an die bei den Alten geübte Rechnungsweise wie das noch heute in Italien mit grosser Leidenschaft getriebene Moraspiel, wonach die Spieler die bis zur Gesichtshöhe erhobenen, geballten Hände plötzlich niederschnellen und eine beliebige Anzahl von Fingern ausstrecken, welche der Anzahl aller hingestreckten Finger entsprechen sollen; wer diese Summe erräth ist Gewinner, ein Spiel, welches im Altertume als »micare digitis« (Fingerschnellen) bekannt war. Auch die lateinischen Ausdrücke: »computare digitis, numerare per digitos und novi digitos tuos,« ich habe deine Finger, d. h. deine Rechnungsfertigkeit, erkannt, weisen auf den Zusammenhang mit dem römischen Arithmetikunterrichte hin. An Stelle der Finger trat häufig der Abakus oder das Rechenbrett, dessen Erfindung dem Pythagoras zugeschrieben wird. Man kennt zwei Arten desselben; bei der einen waren Knöpfchen (claviculi) in Einschnitten (alveoli) verschiebbar, bei der anderen wurden Rechensteine (calculi) aufgelegt. Am besten sind wir über die erstere Art unterrichtet. Man stelle sich ein viereckiges Brett mit sieben, senkrecht verlaufenden Einschnitten vor, welche verschiebbare Knöpfchen trugen. Dieses Brett wurde

[1] August. Confess. I. c. 13: Jam vero unum et unum duo, duo et duo quatuor otiosa cantio mihi erat.

[2] *Chr. Friedlein,* Die Zahlzeichen u. das elementare Rechnen der Griechen und Römer u. des christlichen Abendlandes vom 7. bis 13. Jahrh. Erlangen 1869. S. 6.

durch einen quer darüber verlaufenden, für die Aufnahme der Zahlen bestimmten und etwas erhöhten Raum in einen kleineren oberen und grösseren unteren Teil getrennt. Der erste grössere Einschnitt links enthielt vier Knöpfchen, von denen jedes eine Million bedeutete; der kleine Einschnitt oberhalb ein Knöpfchen, das fünf Millionen bedeutete; ebenso war es bei den folgenden Einschnitten für die Hunderttausender, Zehntausender, Tausender, Hunderter, Zehner, Einer. Wollte man nun eine Zahl bezeichnen, so schob man bloss die betreffenden Knöpfchen nach dem erhöhten Zahlenraum hin, während man die nicht erforderlichen unten neben den senkrechten Einschnitten stehen liess.



Da nun jedes Knöpfchen der oberen kürzeren Einschnitte einen Gleichheitswert von fünf der unter dem Zahlenraume stehenden Knöpfchen bedeutete, die unteren aber je eine Einheit der über ihnen stehenden Zahlenordnung vorstellten, so ergibt sich aus obiger Figur, dass die Knöpfchen die Zahl 2,763,849 ausdrücken[1].

War der Knabe im Rechnen, Schreiben und Lesen gehörig unterrichtet, was ungefähr mit dem 12. Jahre der Fall, so rückte er zum Studium der eigentlichen Litteratur vor, die vom litteratus, litterator oder Grammatiker (γραμματικός) geleitet wurde, den man später auch Professor nannte[2], welchen Titel in der Kaiserzeit jeder erhielt, der eine Kunst oder Wissenschaft fachmässig betrieb[3]. Beim Litterator handelte es sich ausser der Kunst der sprachlichen Darstellung (recte loquendi scientiam et poetarum enarrationem, Quint. I, 4, 2, 3) um die Erklärung der Dichter, um die *emendata lectio* und um *judicium*. Der Grammatiker war in seiner wissenschaftlichen Erscheinung ein Produkt der auf Textkritik, auf historischer,

[1] *Cantor,* Mathemat. Beiträge zum Culturleben der Völker. Halle 1863. — *Friedlein,* a. a. O. S. 22.

[2] Suet. de ill. Gramm. 4, 5: Appellatio grammaticorum Graeca consuetudine invaluit; sed initio litterati vocabantur. Sunt qui literatum a litteratore distinguant, ut Graeci Grammaticum a Grammatista, et illum quidem absolute, hunc mediocriter doctum existiment.

[3] Quintil. XII, 11, 20: si geometrae et musici et grammatici ceterarumque artium professores. — *Gaupp,* De Prof. et Medic. eorumque in jure Romano. Vratislav. 1827 p. 43. — L. 4. Cod. Theod. de excus. artif. XIII 4.

grammatikalischer, ästhetischer Exegese und auf Commentation beruhenden alexandrinischen Schule, als deren ältester Vertreter gewöhnlich Krates von Mallos (um 170 v. Chr.) genannt wird. Die Thätigkeit des Grammatikers bestand 1) im Lese- und Schreibunterricht, Orthographie (τὰ γράμματα); 2) Erklärung der Lesestücke (ἐξήγησις, γλῶσσα); 3) Etymologie, 4) Analogie, 5) Übung in der Kritik und Beurteilung der Schriftstücke (κρίσις ποιημάτων)[1]. Diese verschiedenen Disziplinen setzten von seiten des Lehrers eine tüchtige Bildung in Philosophie, Redekunst, Musik und Astronomie voraus. Nach Varro (Varro apud Diomed. II, p. 421) begriff das Geschäft eines Grammatikers die Lektüre (lectio), die Erklärung (enarratio), die Textkritik (emendatio), und das ästhetische Urteil (judicium) oder, wie der Rhetor Victorin es angibt, *scribere, legere, intelligere* und *probare*[2]. Zur Lektüre wählte man besonders Dichter (Cic. Tuscul. III, 2) und zwar sollte man nach Quintilians Forderung am besten mit Homer und Virgil den Anfang machen; das zum Verstehen ihrer Vorzüge erforderliche reifere Urteil werde sich schon mit der Zeit finden und ohnehin dürfe man sich nicht mit einmaligem Lesen begnügen. Auch Cicero wurde gelesen. Indes erwachte zur Zeit Hadrians und noch mehr unter den beiden Antoninen eine starke litterarische Strömung, welche dem Archaismus in der Litteratur die Schulsäle erschliessen, Cicero mit Cato, dagegen Vergil mit Ennius vertauschen wollte[3]. Mehr um formaler Zwecke willen, namentlich um den Verstand zu üben, wurden auch die Fabeln Aesops durchgenommen, in einfacher, reiner Sprache mündlich und schriftlich behandelt, in Prosa aufgelöst und mit veränderten Worten erklärt und abgekürzt paraphrasiert.

Zu einem besonders wichtigen Lehrgegenstande wurde die griechische Sprache erhoben, und Quintilian (I, 1, 12) huldigte hier der Ansicht, man solle den sprachlichen Unterricht der Knaben mit dem Griechischen beginnen, weil man das Lateinische durch seine häufige Anwendung ohnehin, ob nun gerne oder nicht, lerne und weil die lateinische Wissenschaft aus der griechischen herfliesse. Umsonst hatte sich der alte, strenge Cato in seinem Hasse gegen alles Griechische ereifert und, wachend über altrömische Sittenreinheit, vor dem Eindringen hellenischen Wesens und hellenischer Litteratur gewarnt. Der Zeitgeist war ein anderer geworden. Graecia capta ferum victorem capit! Horaz hatte Recht. Seit dem

[1] *Grasberger* II. S. 298. — [2] *Gräfenhan*, II. S. 274. 248.

[3] Ael. Spart. Vita Hadr. c. 16. — *Friedländer*, Sittengesch. Roms, III. S. 279.

zweiten punischen Kriege hatte man in Rom angefangen, sich ernstlich mit griechischem Schrifttum zu beschäftigen und niemand dachte mehr daran, die Sprache zu verachten, deren Lehrer, wie sich einst Cajus Marius in stolzem Römergefühle ausgedrückt, die Sklaven anderer und daher lächerlich seien[1]. Rom zuerst führte in das Lehrprogramm seiner Schulen mit dem Griechischen eine fremde Sprache ein, »den künftigen Geschlechtern damit die Bahn vorzeichnend, die man seither nicht mehr verlassen konnte, ohne sich den Mangel abgeschlossener Geistesbildung vorwerfen zu müssen.« Kein gebildeter Römer glaubte fortan mehr ohne Kenntnis des Griechischen sein zu dürfen und bis in die höchsten Gesellschaftskreise, selbst bis in die Gemächer des kaiserlichen Hofes drang dieses Streben nach griechischer Bildung. Für den jungen Adel Roms war es unerlässlich, namentlich seine rhetorischen Studien auf einer der griechischen Akademien zu Athen, Rhodus, Mitylene, Apollonia zu vollenden[2]; und als Griechenland seine Bedeutung einzubüssen begann, gingen die vornehmen jungen Römer, wie schon erwähnt, nach der Griechenstadt Massilia, um dort griechische Philosophie und Sprache sich anzueignen, denn griechisch reden zu können wog bei den Schöngeistern Roms sehr schwer[3]. Dieser Gräcomanie als Unterrichtsgegenstand verfiel auch Gallien teilweise; sie hat auf die dort erzeugte Litteratur noch im 4. Jahrhundert den nachteiligsten Einfluss ausgeübt, wie die Werke des gallischen Schulmannes und Dichters Ausonius beweisen. Auch in Gallien wie in Rom frass die Sucht um sich, die lateinische Sprache mit einem Wust griechischer Ausdrücke zu durchsetzen, eine Entartung des Sprachgefühls und Patriotismus, welche mit Recht den Tadel und Spott aller Vernünftigen hervorrief[4]. Selbst

[1] Plutarch, Marius c. 2: ὧν οἱ διδάσκαλοι δουλεύοιεν ἑτέροις.

[2] *Bähr,* Röm. Litteraturgesch. S. 62. — *Westermann,* a. a. O. S. 62.

[3] Plin. epp. VII, 25.

[4] Juvenal, Satyr. VI, 187—190:

omnia Graece
Cum sit turpe magis nostris nescire Latine.
Hoc sermone pavent, hoc iram, gaudia, curas
Hoc cuncta effundunt animi secreta. Quid ultra?

Satyr. III, 60:

Non possum ferre, Quirites,
Graecam urbem, quamvis quota portio faecis Achaei?
Jam pridem Syrus in Tiberim defluxit Orontes,
Et linguam, et mores et cum tibicine chordas
Obliquas, nec non gentibus tympana secum
Vexit.

Quintilian, der aus didaktischen Gründen dem Griechischen in der Schule sonst so eifrig das Wort redet, erklärt sich gegen das unablässige griechisch Sprechen und Lernen, wie es bei den Meisten Mode geworden sei[1]. Dagegen rieth mit pädagogischem Feingefühle Plinius der Jüngere zu Übersetzungen aus dem Griechischen ins Lateinische und umgekehrt, weil man sich dadurch Angemessenheit und Schönheit des Ausdrucks aneigne und das Urteil schärfe, denn wie die Erde durch verschiedene Samen, so werde auch unser Geist durch verschiedene Übungen angebaut[2]. Was die Schullektüre des von Quintilian empfohlenen Homer betrifft, so geht dieser verdiente römische Pädagog und Schriftsteller einem Zuge seiner Zeit nach, der in Homer den Inbegriff aller Weisheit und Lehre zur Tugend und Tapferkeit sah, wobei es namentlich die Stoiker waren, die in den Epen des grossen Rhapsoden alle Wissensfülle niedergelegt fanden oder sie wenigstens in dieselben hineintrugen[3]. Darum studierte man Homer am liebsten und machte man seine Gedichte zum Ausgangspunkte aller Hermeneutik und Kritik, zur Grundlage der Grammatik[4] und zum Anknüpfungspunkte für das Schulleben selbst[5].

Noch ist mit Bezug auf die von den Grammatikern gehandhabte Methode zu bemerken, dass dieselben viel diktierten, was schon durch den Mangel an Lehrbüchern notwendig wurde[6]. Häufig hat man daher auch unter der Bezeichnung »dictata« Schulbücher zu verstehen[7]. Ein ähnliches Verfahren, wie es zur Pflege des Gedächtnisses schon die Druiden beobachteten, hatten auch die römischen Grammatikschulen inne, indem die Schüler das Diktierte auswendig lernen mussten, denn auf dieses Mittel, die Gedächtniskraft zu stärken, wurde grosses Gewicht gelegt[8]. Übrigens

[1] Quintil. I, 1, 13 : sicut plerisque moris est.

[2] Plin. epp. lib. VII, 9. — [3] Seneca, ep. 88, 4.

[4] *Gräfenhan,* II, S. 5.

[5] Plin. ep. II, 14: ab Homero in scholis auspicari. — Petron. Satyr. c. 5, 11: Det primos versibus annos Maeoniumque bibat felici pectore fontem.

[6] Colloquia scholastica p.19: Dictavit mihi condiscipulus. Pag. 20: Invenio magistrum praelegentem et dicit: Incipite ab initio scripsi de oratione Demosthenis dictante praeceptore.

[7] Cic. ad. Quint. III, 1, 4: Meam (orationem) in illum pueri omnes tanquam dictata perdiscant.

[8] *Cramer,* a. a. O. S. 434.

kannte man auch damals bereits als vortreffliches Werkzeug der Didaktik das Prinzip der Anschauung. Beim Unterrichte benützte man eigene plastische Bilderwerke, um den in der Geschichte, Mythologie und Geographie dargebotenen Stoff dem Auge zu vergegenwärtigen; besonders dienten diese Darstellungen zur Einführung in den trojanischen Sagenkreis bei der Homerlektüre. Ein derartiges Anschauungsmittel war die sogenannte *Tabula Iliaca* des Theodoros. Die Inschrift auf dieser Tafel forderte den Schüler auf: »Lerne die Theodorische Reihenfolge des Homer, damit du belehrt das Mass (d. i. die Höhe, das Ziel) aller Weisheit habest[1].«

An dieser Stelle sei auch einer römischen Schuleinrichtung gedacht, die sich nicht nur durch das ganze Kaiserreich erhalten hat und sich in Gallien wieder findet, sondern selbst im Mittelalter noch beibehalten wurde, nämlich das Institut der Subdoctores, der Proscholi oder Unterlehrer, die wohl zu unterscheiden sind von jenen älteren Schülern, welche aushilfweise im Unterrichte verwendet wurden, wie die »Colloquia scholastica« darthun. Auch die Griechen kannten den Unterlehrer, ὑποδιδάσκαλος. Er war keine mit selbständiger Befugnis ausgestattete Persönlichkeit, »die in der moralischen und disziplinarischen Propädeutik der Zöglinge einen oberen Platz einnahm«[2], sondern lediglich einer der grösseren Schüler, aber mit dem Titel eines Subdoctor ausgezeichnet[3]. Auch wurde derselbe oft dazu verwendet, im Beisein des Grammatikers oder eigentlichen Hauptlehrers eigenhändig die Züchtigung vorzunehmen, wie auf einem in Civitá (Herkulanum) aufgefundenen Wandgemälde ersichtlich, wo eine derartige Scene im Bilde festgehalten ist[4]. Ein solcher Hilfslehrer hatte, sofern er sich zur Zufriedenheit anliess, Aussicht, einst zum wirklichen Magister, Doctor und Lehrer aufzurücken, denn ehe der Staat die Anstellung und Besoldung der Lehrer in die Hand nahm, pflegten diese gegen das Ende ihres Lebens den jeweiligen Nachfolger selbst zu ernennen

[1] *Grasberger,* II. S. 227. Vgl. *Otto Jahn,* Kieler philolog. Studien S. 127 ff. u. 148 ff. u. derselbe, Die Gemälde des Polygnotes in der Lesche zu Delphi, Kiel 1841, S. 46, 68 (Archäol. Zeitschr. 1844. S. 301).

[2] *Bernhardy,* Grundriss der röm. Litterat. S. 68. Anm.

[3] Colloquia Scholastica p. 19: Reliqui autem expositionibus vocabant per duas classes, tardiores et velociores, et interrogationibus Syllabas dinumeravit iis unus ex majoribus, alii ad subdoctorem uno ordine redeunt. Jam perito reliqui pariter respondebant. Dictavit mihi condiscipulus.

[4] *Grasberger,* II. S. 148.

oder doch seine Wahl zu empfehlen[1]. Bis dahin war der Proscholus ein armer Geselle, dessen Dürftigkeit sprichwörtlich gewesen zu sein scheint. St. Augustin erwähnt eines sehr armen Menschen, der als Unterlehrer eines Grammatikers in grosser Notlage sich befand.[2]

Zur Gewinnung einer richtigen Vorstellung von dem Wesen der römischen Schule gehört auch ein Blick auf ihre Erziehungsmittel, welche in Belohnungen und Strafen bestanden. Doch verfolgten jene mehr den Zweck, den Ehrgeiz zu wecken. Zu letzterem Behufe und um zugleich den Eltern einen Beweis von den Fortschritten ihrer Söhne zu geben, wurden an jedem 30. Tage die Schüler, in mehrere Klassen geteilt, veranlasst, ihre Arbeiten in Gegenwart der Eltern und Freunde auswendig zu deklamieren, eine Methode, die Quintilian für vortrefflich hält. Es habe sich, sagt er, dabei ein starker Wettstreit um die Palme entsponnen, aber der erste der Klasse zu werden sei das Schönste. Diese Aneiferung habe mehr gefruchtet als alle Ermahnungen der Lehrer, als die Beaufsichtigung der Pädagogen und die Wünsche der Eltern[3]. Auch Schulpreise wurden für die besseren Leistungen gegeben. So erhielten die würdigsten Schüler des berühmten Grammatikers Verrius Flaccus irgend ein altes, schönes, aber seltenes Buch[4].

Den Belohnungen als Gegenstück tritt die Bestrafung zur Seite. In der römischen Schule ging es, wie in der römischen Erziehung, streng her und nicht selten mochte eine falsch gelesene Silbe genügen, um den Stock des hitzigen Schultyrannen auf den Rücken des Knaben zu locken[5]. Der Typus eines solchen Prügelpädagogen scheint der abgedankte Soldat und nachherige Schulmeister Orbilius Pupillus aus Benevent gewesen zu sein, der seinen Namen bis auf die heutige Nachwelt brachte, weniger seiner pädagogischen Leistungen als seiner Freigebigkeit mit Schlägen

1 *Cramer,* a. a. O. S. 464.

2 August., De verbo apostol. serm. 19. c. 7: Sermo ad popul. 168, c. 7. Exemplum eximium de restituenda re aliena dicam quod fecerit pauperrimus homo, nobis apud Mediolanum constitutus; tam pauper, ut proscholus grammatici esset, sed plane Christianus, quamvis ille esset paganus grammaticus; melior ad velum quam in cathedra.

3 Quintil. Inst. I. 2, 24—25; II, 7, 1; X, 5, 21: consuetudo classium certis diebus audiendarum.

4 Sueton. de ill. gr. 17.

5 Plaut. Bacch. III, 3, 16:

Quom librum legeres, si in una peccavisses sullaba,
Fieret etiam tam maculosum quamst nutricis pallium.

wegen, daher ihn Horaz auch den schlaglustigen (plagosus) nennt. Auch der Dichter Martial klagt über das wüste Geschrei und Prügeln und über die traurigen Ruthen, die Scepter der Schulmeister [1]. Die Redensart: »manum ferulae subducere,« die Hand der Ruthe hinhalten, hat sich durch's ganze Mittelalter bewahrt. Ausser der Ruthe wurde bei schweren Vergehen noch die schreckliche Peitsche, das Strafwerkzeug für die Sklaven, angewendet. Prügeln war natürlich viel leichter als der Forderung Quintilians nachleben, der verschiedenen Individualität der Schüler gerecht zu werden, worin er die vorzüglichste Eigenschaft des Lehrers sieht [2]. Überhaupt verwirft er Schläge gänzlich, obschon sie Chrysippus gebilligt habe. Wenn man einen Knaben mit Schlägen gezwungen, was solle dann mit dem Jünglinge geschehen, bei welchem diese Furcht nicht mehr angewendet werden könne? Der gute Quintilian mochte schreiben und sich ereifern nach Belieben, die Magister prügelten lustig weiter, selbst bis in die höheren Schulen hinauf [3]. Unter Kaiser Theodosius wurden Studierende, die sich in Rom schlecht aufführten, mit Peitschenhieben gezüchtigt und fortgejagt [4].

Manchen Lehrer, wie den eben berührten Orbilius, scheinen Missmut und Verstimmung über seine unglückselige Lage zu einem grimmigen Schultyrannen gemacht zu haben. Den bedauernswürdigen Orbilius verfolgte bittere Armut bis in sein hohes, an hundert Jahre streifendes Alter, und die Ungerechtigkeiten und der Hochmut der Eltern thaten das Ihrige, ihm die Tage zu verbittern [5]. Das Schulhalten war bei den Römern oft die einzige Rettung vor dem Gespenste des Hungertods. Arme, abgedankte Soldaten fühlten sich nicht selten noch zu pädagogischen Heldenleistungen berufen, ähnlich wie dies anderwärts auch zu Beginn des 19. Jahrhunderts stattfand und es noch heutzutage in Deutschland Leute gibt, welche den Unteroffizier für den gebornen Schulmeister halten. Vielen Lehrern war es lediglich um eine vollgepropfte Schulstube zu thun, so dass Quintilian vor den grossen Schulen warnt, besonders wenn

[1] Mart. Epigr. X. 62: ferulaeque tristes, sceptra paedagogorum. Ep. IX, 69, 4: murmure jam saevo verberisque tonas.

[2] Quint. Inst. I, 3, 14—16; II, 8.

[3] Aurel. Prudent., Passio S. Cassiani: Peri Stephanon, hymn. IX, V. 27:

Doctor amarus enim discenti semper ephebo
Nec dulcis (ulli scr. ulla) disciplina infantiae est.

[4] Codex Theodos. lib. XIV, 9, 1.

[5] Suet., De Orbilio c. 9. De ill. gramm.

kein würdiger Lehrer darin walte; und würdig konnte man solche Lehrer nicht nennen, welche nicht durch den Ernst der eigenen Zucht noch durch Charaktertüchtigkeit, sondern durch gefallsüchtiges Grüssen und schmeichlerisches Huldigen ihre Schüler gewannen[1]. So konnte es nicht ausbleiben, dass die Schulen der meisten Grammatiker nach dem Handwerksmässigen rochen und nur die Geldfrage die Achse ihrer ganzen Pädagogik bildete. Und in der That gab es in Rom wie in Gallien Schulmeister, deren Handwerk wirklich einen goldnen Boden hatte, so dass Martial in diesem Sinne wohl von Geldkünsten reden durfte[2]. Anderseits gebrach es nicht an sehr vielen graubärtigen Grammatikern und Rhetoren, die sich, von Hunger, Kummer und Sorge getrieben, in die Gunst eines protzigen, reichen Römers oder einer vornehmen Römerin hineinbettelten, damit er die Kinder erziehen durfte oder damit sein Herr mit ihm im Schwarme seines Gefolges sich brüsten könne, als sei er auch ein Freund der Wissenschaften, während der Grammatiker oft schlechter als ein Sklave behandelt wurde, wie Lucian sagt[3].

Doch kehren wir zu den Schulen selber zurück und verfolgen wir den Abschluss der Bildung, welchen der Jüngling in der Schule des Rhetorikers erfuhr. Als Vorbereitung in die Rhetorenschule reihte sich an die Grammatik oder das Studium der griechischen und römischen Schriftsteller noch jener Wissenskreis, welchen die Griechen ἔγκυκλον παιδείαν[4] nannten. Derselbe umspannte anfangs nur Grammatik, Gymnastik und Musik; doch ist diese Dreiteilung nicht als eine bestimmt abgegrenzte des Unterrichtsstoffes anzusehen, indem die Grammatik (γραμματική) eben nur als ein Teil der musischen geistigen Bildung (μουσική), das ist der gesamten geistigen Ausbildung, anzusehen ist[5]; aber nachdem Aristoteles, als erster unter allen pädagogischen Theoretikern des Altertums, vier Lehrgegenstände aufzählt, nämlich Grammatik, Gymnastik, Musik und Zeichenkunst (γραφική[6]), letztere als Übung des Kunsturteils und zur Bildung des Formensinns, und ihnen

[1] Dial. de orat. 29: Colligunt enim discipulos non severitate disciplinae nec ingenii experimento, sed ambitione salutationum et illecebris adulationis.

[2] Martial V, 56, 8: Artes discere vult pecuniosas?

[3] Lucian, Die gedungenen Gelehrten. — [4] Quintil., I, 10. 1.

[5] *Grasberger* l. c. I. S. 2. 199.

[6] Polit. VIII, 2, 2: ἔστι δὲ τέτταρα σχεδόν, ἃ παιδεύειν εἰώθασι, γράμματα καὶ γυμναστικὴν καὶ μουσικήν, καὶ τέταρτον ἔνιοι γραφικήν.

auch noch die Mathematik und die einem Staatsmanne unentbehrliche Rhetorik beigefügt, sowie die Dialektik erweitert hatte, waren die Grundlinien zu den »artes liberales« der Römer[1] und zu den späteren sieben freien Künsten (Trivium und Quadrivium) des Mittelalters gezogen, war der Umfang der Jugendbildung deutlich festgestellt und einem genau umschriebenen Kreise zugewiesen. So glich die Grammatik nach dem Bilde Quintilians in der That anfangs einer dünnen Quelle, die aber durch Aufnahme fast aller übrigen Wissenszweige zu einem breiten Strome anwuchs.

War die Grammatik die Quelle und der Ursprung des Wissens, so sinnbildete die Rhetorik den Endpunkt und die Mündung aller Schul- und auch praktischen Bildung. Sie war dem Römer gewissermassen das Herz seines intellektuellen Lebens; der Schlag desselben leitete den Kreislauf des Blutes durch alle Kanäle des Staates, mochten sie einlaufen, wo immer sie wollten, im Krieg oder Frieden, im Senat oder Forum. Nicht beredt sein war eine Schande, die jedem den Zutritt zu öffentlichen Ämtern unmöglich machte. Die Beredsamkeit aber studierte man bei den Rhetoren.

Sobald der jugendliche Geist am philologischen Lernapparate hinlänglich geübt und gestählt war, eröffneten sich ihm die Hörsäle der Rhetoren, unter deren Anleitung sich der Jüngling für seine öffentliche Thätigkeit im Staate vorbereitete und, wie eben erwähnt, die so gewichtige Kunst der Rede sich aneignen musste. Darum hiessen alle, welche diese »ars« lehrten, Rhetoren[2]. In den Rednerschulen teilten sich die Aufgaben nach zwei Richtungen, in solche für schwächere Schüler und Knaben und in solche für Fortgeschrittene und Erwachsene. Für jene waren die sogenannten berathenden Reden (suasoriae declamationes), in welchen ein Antrag, ein Vorschlag oder eine Berathung den Grundgedanken bildete, und für diese waren Prozessreden (controversiae), worin ein dem praktischen Leben entnommener Stoff rednerisch und, im Gegensatze zu dem von den Peripatetikern und Akademikern (Cic. de orat. III, 17, 18) so sehr geschätzten lebendigen Worte[3], schriftlich verarbeitet wurde. Als die Rhetorik bereits Kennzeichen ihres Verfalls verrieth, arteten diese Übungen in hohle, leere Wortklaubereien und haarspaltende

[1] Cic. De orat. I, 16; Pro poeta Archia, 3; pro Murena 29. — Horat. Satyr. I, 6, 76. — Suet. Octav. 89.

[2] *Wittich,* De rhetoribus latin. eorumque scholis p. 6 (Eisenacher Schulschrift 1853).

[3] Plin. ep. lib. II, 3: Viva vox afficit.

Spielereien aus. Gewissermassen als propädeutischen Kurs betrieben die Rhetoren auch die Philosophie. Ihre Aufgabe war, nach Massgabe der herrschenden philosophischen Systeme zum Selbstdenken zu wecken und zur Erkenntnis der letzten Gründe des menschlichen Wissens zu leiten[1], oder wie der bissige Lucian es darstellt, über das Ding zu plärren, das man Tugend nenne, so dass Jupiter selbst die Ohren zuhalte, sich über das Universum herumzustreiten, sich Hörner aufzusetzen[2], Krokodilschlüsse zu machen und junge Leute zu zwecklosem Grübeln anzuleiten[3].

Als Einleitung in die Philosophie diente die Dialektik, obschon letztere streng genommen noch in den Unterrichtsstoff des Grammatikers gehörte, denn die Lehrgegenstände der einzelnen Schulen waren nicht so scharf geschieden, dass nicht der Elementarlehrer in das Gebiet des Grammatikers und dieser nicht in jenes des Rhetorikers übergegriffen hätte, was Quintilian als einen Übelstand rügt (II, 1, 1—4). Die Folge davon war, dass die Technik der Redekunst zu einem bunten Aggregate von steifen, toten Formen wurde, denn viele Rhetoriker beschränkten sich, weil eben die Grammatiker einen Teil ihres Stoffes wegnahmen, auf die gerichtliche Redegattung und wählten zu ihrer Darstellung den trockenen Lehrton, in welchem sie ihre kurz gefassten Regeln vortrugen. In diesem propädeutischen Kurse, welcher ungefähr den collegiis privatissimis unserer Universitäten entspricht, leitete der Lehrer, sobald er den Katheder bestiegen, seinen Vortrag mit einer eine captatio benevolentiae bezweckenden Ansprache ein. Dann folgte die Deklamation, die gelegentlich vom Beifalle der Zuhörer unterbrochen wurde. Die Rede selbst stützte sich ausschliesslich auf Induktionsbeweise.[4] In den Beispielen, die häufig eingestreut wurden, suchte man die Jugend zur Nachahmung der ruhmreichen Vergangenheit anzueifern, wie sich denn überhaupt in den Rhetorenschulen der Kaiserzeit das Bestreben breit machte, die Gegenwart herabzusetzen und die Vergangenheit zu preisen[5]. Bei diesen Privatvorlesungen hauptsächlich scheinen die Schüler nachgeschrieben

[1] *Schmidt,* Gesch. der Pädagogik, 1. Bd., S. 447, 3. Aufl.

[2] Anspielung auf den bekannten Schluss: Quidquid non perdidisti, habesne, an non habeas, sin vero habere se negaveris, quod non perdidit, colligetur eum habere cornua, quae non perdidit. Aul. Gell. Noct. Att. XVI, c. 2.

[3] Lucian, Totengespräche I. — [4] *Westermann,* a. a. O S 224. 225.

[5] *Friedländer,* a. a. O. III. S. 35.

zu haben, obschon auch in den öffentlichen Collegien eine Anlegung von Notizen stattgefunden haben mochte[1].

Übrigens machten sich dieselben Misstände und Verirrungen, wie sie den Schulen der Grammatiker anhafteten, auch in den Rhetorenschulen fühlbar. Bezüglich jener tadelt schon Seneca[2] voll Bitterkeit, dass man sich mit dem Abmessen von Silben, dem ängstlichen Abwägen von Wörtern, dem Auswendiglernen von Fabeln und Regeln, mit kleinlichen Untersuchungen über Conjunctionen und Präpositionen beschäftige, dass man sich darüber den Kopf zerbreche, ob Homer oder Hesiod älter, wie alt Patroclus und Achilles geworden, ob die Sappho eine öffentliche Dirne gewesen, und dass man sich mit dialektischen Kindereien wie mit folgendem Sophisma abgebe: »Die Maus ist eine Silbe; aber die Maus benagt den Käse, also benagt die Silbe den Käse Die Maus aber, die Silbe, benagt den Käs nicht: also benagt die Maus den Käs nicht.« In solchen Studien konnte, wie Seneca beklagt, nichts Gutes sein, weil sie für die Tugend keinen Gewinn brachten, obschon nicht zu übersehen ist, dass Seneca selbst der Lächerlichkeit jener Schulsophistik mit der von ihm gestellten Frage verfällt, ob das Gute ein Körper sei und die Tugend zu den lebenden Geschöpfen gehöre.

In den Rhetorenschulen leitete die Unnatur ebenfalls nur zu oft den Geist der Studien. Da wurden bei den Controversreden Themata aufgeworfen, welche mit dem Wesen des praktischen Lebens gar keine Fühlung mehr hatten und in gestaltlose Nebelbilder zerflossen[3]. Man schrieb nur über erdichtete Gegenstände. Ein mit Vorliebe behandeltes Thema war der Tyrannenmord. Lucian[4] liefert eine Probeleistung einer derartigen rhetorischen Aufgabe: »Ein Mensch war auf die Burg gekommen, um den Tyrannen zu töten, in dessen Abwesenheit tötet er den Sohn und lässt das Schwert in dem Leichnam zurück. Als der Tyrann seinen Sohn fand, entleibte er sich aus Verzweiflung. Infolge dessen

[1] *Grasberger*, a. a. O. III. S. 383. — [2] Seneca, epp. 88. 48. 113.

[3] Dial. de orat. 35: Controversiae robustioribus assignantur, quales, per fidem, et quam incredibiliter compositae. Sequitur autem ut materiae abhorrenti a veritate declamatio quoque adhibeatur. Sic fit ut tyrannicidarum praemia aut vitiatarum electiones aut pestilentiae remedia aut incesta matrum, aut quidquid in schola quotidie agitur, foro vel raro vel nunquam ingentibus verbis persequantur. — Quintil. II. 10, 5, 10, 7. — Petron. Satyr. c. 1.

[4] Lucian, Wie schreibt man Geschichte? c. 51.

forderte der Thäter den Preis als Tyrannenmörder.« Kein Wunder, dass es die Rhetoren soweit brachten, zuletzt wegen ihres theoretisierenden Tyrannenhasses in schlimmen politischen Verdacht zu gerathen, so dass sie unter Diocletian i. J. 294 aus Rom verjagt wurden.

Man kann sich unschwer vorstellen, mit welcher Unreife und Unfertigkeit ein Jüngling von der Rhetorenschule und ihrer verschrobenen Bildung hinweg in das öffentliche Leben und auf das Forum trat, wo ihn grosse Aufgaben erwarteten. Hier war es nun dem angehenden Redner vor allem darum zu thun, vor dem Volke zu glänzen und mit berückendem Wortgetändel die Ohren seines Auditoriums zu fesseln. Für den gehörigen Beifall war schon vorneweg gesorgt, denn die *ad hoc* mitgebrachten und bezahlten Claqueurs (laudicoeni) thaten ihre Schuldigkeit. Es wäre verlockend, hier an einigen drastischen Beispielen den Niedergang der römischen Beredsamkeit zu beleuchten; aber dies würde uns zu weit von dem gesteckten Ziele abführen. Genug: die Rhetorik unter der Kaiserzeit erfüllte ihre Aufgabe, für das öffentliche Leben vorzubereiten, so wenig mehr, dass Petronius diese Zustände mit der Bemerkung aburteilt, dass, im Nachteil gegen früher, die jungen Leute, wenn sie jetzt aufs Forum kämen, sich in eine andere Welt versetzt glauben und dass sie in den Schulen vollständig verdummt würden, weil sie dort nichts sehen und hören, was sich an die Praxis des Lebens anlehne[1]. Dieser Verfall hing mit der inneren politischen Entwickelung des Reiches zusammen und mit der veränderten Gestaltung des Rechtslebens. Die Beredsamkeit, im republikanischen Rom der Jurisprudenz eher über- als beigeordnet[2], trat unter der caesaristischen Herrschaft zurück vor dem richterlichen Prozesswesen. »Die strengen Formen des römischen Verfahrens töteten mit dem kalten Protokoll und den unerbittlichen Beweismitteln den Effekt aller schönen Rederegeln nicht bloss des Aristoteles und des Cicero, sondern selbst die des Quintilian[3].« Die Rhetorik hatte sich dem Bedürfnisse nach Fachbildung gegen-

[1] Petron. Satyr. c. 1. Nunc, et rerum tumore, et sententiarum vanissimo strepitu, hoc tantum proficiunt, ut, cum in forum venerint, putent se in alium terrarum orbem delatos. Et ideo ego adulescentulos existimo in scholis stultissimos fieri, quia nihil ex iis, quae in usu habemus, aut audiunt, aut vident.

[2] Cicero, orat. 41, 141.

[3] *Stein, L. v.*, Die innere Verwaltung (das Bildungswesen) 1. Bd. S. 337. 354.

über unfähig gezeigt und diese Fachbildung war im römischen Reiche ein unabweisliches und stehendes Bedürfnis geworden. Sie trat als Jurisprudenz und Medizin in die Erscheinung und forderte, vom Geist der Zeit getragen, peremptorisch ihre Rechte.

Die Regierungszeit des Augustus weist zwei Männer auf, welche zum wissenschaftlichen Aufbau der Rechtsdisziplinen wesentlich beitrugen. Es ist dies der politisch freisinnige Senator und Jurist M. Antistius Labeo und der monarchistisch angelegte C. Atejus Capito, von denen jener im Staats- und Privatrecht, dieser auf dem Gebiete des Privatrechts als Autorität galt [1]. Sie wurden die Stifter zweier Rechtsschulen in Rom, die sich späterhin als Proculeianisten und Sabianisten, wenn auch nicht prinzipiell, so doch methodisch einander gegenüber standen. Bald gehörte das Rechtsstudium zu dem gesuchtesten, denn das Ansehen, welches die Jünger dieses Faches genossen und das ihnen die höchsten staatlichen Ämter erschloss, machte es von selbst zu einem vielfach gepflegten. In öffentlichen Unterrichtsanstalten trugen eigene Lehrer das Civilrecht vor (juris civilis professores); dafür wurden sie gleich zu Anfang des Unterrichts bezahlt. Welche Vorkenntnisse zum Besuche dieser Collegien erforderlich waren, ob man, nach unseren Begriffen, eine humanistische Bildung bereits mitbringen musste oder sie nebenher noch erwerben konnte, ist uns nicht bekannt [2]. Ohne Zweifel besassen die meisten bereits die erforderlichen Vorkenntnisse; denn es ist nicht wohl anzunehmen, dass ein Studierender der Jurisprudenz sich ohne die jener Zeit eigentümliche allgemeine Bildung an das Studium eines Fachs begeben habe, welches ohne geschichtliche und philosophische Vorkenntnisse wenig Erfolg versprach, selbst wenn es sich auch nicht um Aneignung einer Systematik handelte, sondern mehr die praktische Heranbildung der juristischen Fähigkeit im Vordergrunde stand. Der Unterricht hatte dabei die Form der Interpretation, welche der Lehrer an dem Buche irgend eines bedeutenden Juristen oder an dem Gesetze (Edikte) selbst vornahm; die Auslegung wurde in manchen Fällen auch abgelöst von einer öffentlichen oder privaten Disputation, in welcher der Lehrer von seinem Hörer die Entscheidung über diese oder jene Materie verlangte [3]. Aus den Vorträgen des Lehrers heraus wuchs dann das Lehrbuch [4].

[1] Aul. Gell. Noct. Att. XIII, 10; X, 20.

[2] *Hugo,* Gesch. des röm. Rechts, 11. Aufl. S. 830. 1096.

[3] *Stein,* a. a O. S. 357. — [4] *Hugo,* a. a. O. S. 831.

Wohl die berühmteste aller Rechtsschulen bestand zu Berytos, die von 231—551 blühte; mit dem Erdbeben, welches diese Stadt heimsuchte, verfiel auch jenes Gymnasium der römischen Gesetzeswissenschaft[1]. Justinian preist Berytos als die schätzbare und herrliche Metropolis, als die Stadt der Gesetze, welche ein Jeder als Nährerin der Gesetze bezeichne[2]. An dieser Schule docierten vier antecessores oder Rechtslehrer, während selbst in Constantinopel, das i. J. 425 unter Theodosius II. eine kaiserliche Lehranstalt mit juristischer Fakultät erhielt, nur zwei wirkten[3]. Das Studium währte in Berytos fünf Jahre. Im ersten wurden nach Justinians Anordnung die Institutiones und die vier ersten Bücher Digesten gelesen, wovon die Hörer die Bezeichnung: Justinianei (Justinianer) erhielten; im zweiten Jahre wurden entweder sieben Bücher »De judiciis« oder acht »De rebus« gelesen. Im dritten kam das 20. und 21. Buch der Digesten an die Reihe, im vierten Jahre wurden die übrigen Digesten behandelt, im fünften der Codex erklärt[4]. Zu Constantins Zeiten, als die Rechtswissenschaft bereits verfiel, beschränkten sich die Kenntnisse der Rechtsgelehrten auf die Vorträge ihrer unmittelbaren Vorgänger; neu geschaffene Gesetze waren für die Vorlesungen gegenstandslos, denn man huldigte der Anschauung, dass sich Jeder selbst zu helfen wisse, der einen ordentlichen Grund gelegt habe[5].

Dass das Rechtstudium in Rom am meisten begünstigt war, obschon dort eine eigentliche, streng gegliederte Rechtschule nicht bestanden hat, erklärt sich ohne weiteres. Hatte ja doch zu Rom jenes für den Ausbau absoluter Herrschaft so notwendige Fach der Jurisprudenz, welches die servile Denkart heiligte und demütig alle Rechte aus der Kaisers Händen empfing, seine Wiege[6]. Unter Hadrian und den Antoninen gewann das Rechtsstudium namentlich durch die Bemühungen und die Gelehrsamkeit von Juristen wie Salvius Julianus, noch mehr aber durch die grossen Gesetzeslehrer Sextus Pomponius, durch Gajus und Papinian, Paulus,

[1] Gregor. Thaumaturg. Panegyr. ad Originem p. 186: πόλις ῥωμαικωτέρα πως καὶ τῶν νόμων τοῦτον εἶναι πιστευθεῖσα παιδευτήριον.

[2] Constit. ad Antecess. (Omnem reip. § 9; Digest. Prooem. 1. 6.): verenda et splendida metropolis, civitas legum, quam legum nutricem bene quis appellet.

[3] Cod. Theod. XIV, 9, 3.

[4] *Keuffel, G. Gottfr.*, Hist. originis ac progressus Scholarum inter Christianos. Helmstädt 1743. pag. 94.

[5] *Hugo,* a. a. O. S. 1014, 1036, 1037.

[6] *Bernhardy,* Grundriss S. 309.

Ulpian und dessen Schüler Modestinus. Nach dem Tode des Kaisers Alexander Severus († 235), unter welchem Paulus, Ulpian und Modestinus lebten, welkte die Blüte des Rechtsstudiums. Gewissenlose Streber, geldsüchtige Menschen nisteten sich unter dem Namen Rechtsanwälte (causidici, advocati) ein und schädigten den guten Ruf der Rechtswissenschaft derart, dass man von ihr nur mehr als wie von einer Sache redete, die bloss noch für Freigelassene tauge[1]. Gemeinheit, Niedertracht, Gewissenlosigkeit und roheste Unwissenheit charakterisierten diese Menschensorte; es gab unter ihnen sogar Leute, die sich nie erinnerten, einen Codex in Händen gehabt zu haben und die, wenn irgend einmal von einem juristischen Schriftsteller die Rede war, den Namen desselben für einen ausländischen Fisch oder für eine neue Speise hielten[2] — kurz, die Jurisprudenz war mit dem Niedergange des Kaiserreichs in die Hände unwissender Schurken geraten.

Das andere Fachstudium war die Medizin. Trotz ihrer tief einschneidenden Bedeutung und obschon in Ägypten, der Wiege der medizinischen Wissenschaft, und auch in Griechenland die Heilkunde als eine von den Göttern selbst herstammende Kunst geehrt wurde, genoss sie dennoch bei den Römern durchaus nicht die Achtung, welche ihr von naturwegen gebührte, so dass ihre Ausübung meistens in den Händen von Galliern, Ägyptern und Griechen lag[3]. Der Empirismus spielte eine grosse Rolle; daneben bestand auch die Magie als ein wichtiger Teil der Medizin und selbst Kaiser wie Vespasian, der in Alexandrien Blinde und Lahme vermöge seiner magnetischen Kraft heilte, übten die Heilkunde aus[4]. In allen möglichen Gestalten spreizte sich der Charlatanismus, und wenn Thessalus von Tralles, ein in Unwissenheit gross gewordener Webersohn und der Stifter der methodischen Schule (um 54 n. Chr.), sich anheischig machte, die Medizin in einem halben Jahre zu lehren und ein Auditorium aus den niedrigsten Klassen zusammenbrachte, so braucht man sich an dem wegwerfenden Ausspruche Lucians: »Die Arzneikunde ist leicht genug zu erlernen«, nicht zu stossen. Galenus (131—197?) beklagt sich[5], dass Strumpfwirker, Färber,

[1] Mamert. Grat. act. Juliano Aug. c. 19. 20: juris civilis scientia, quae Manlios, Scaevolas, Servios in amplissimum gradum dignitatis evexerat, libertorum artificium dicebatur.

[2] Amm. Marcell. XXX, 4. — [3] Plin. ep X, 5; Hist. Nat. VI.

[4] Ael. Spart. vit. Hadr. c. 25. — Tacit. hist. lib. IV, c. 81. — Suet. vit. Vesp. c. 7.

[5] Gal. Method. medendi lib. I.

Schreiner, Schmiede ihr Handwerk verliessen und Ärzte wurden[1]. Erst Galenus selbst, in Alexandrien gebildet, welche Schule jedem Arzte jener Zeit als schwer wiegende Empfehlung galt[2], brachte wissenschaftlichen Ernst in die Ausübung der Heilkunde. Wer Arzt werden wollte, begab sich zu einem erfahrnen Vertreter dieser Wissenschaft, denn dass eigentliche Fachschulen für die Medizin bestanden, kann nicht nachgewiesen werden. Zwar werden häufig »scholae medicorum« erwähnt, aber man kennt ihren eigentlichen Charakter nicht[3]. Als Unterrichtsgegenstand wurde die Medizin erst auf den von Theodosius und Valentinian III. zu Rom und Constantinopel gegründeten medizinischen Lehrstühlen vertreten. Vorher oblag wahrscheinlich dem Archiater publicus (popularis), Hof- und Oberarzt, die Aufgabe, Jünglinge in die Medizin einzuführen und in den erwähnten »scholis medicorum« Unterricht zu erteilen[4], wobei auch schon Spezialfächer (z. B. Ophthalmologie) berücksichtigt wurden[5]. Die Ärzte genossen wie die Juristen besondere Privilegien[6], von denen später noch die Rede sein wird.

Der Zustand der Wissenschaften im allgemeinen und der

[1] Mart. epigr. 9, lib. V spottet über einen solchen Arzt:
Languebam; sed tu comitatus protinus ad me
Venisti centum, Symmache, discipulis;
Centum me tetigere manus Aquilone gelatae;
Non habui febrem Symmache; nunc habeo.

[2] Amm. Marcell. XXII, c. 16.

[3] *Häser,* Gesch. der Medizin I, S. 397. 398.

[4] *Sprengel,* Versuch einer pragm. Gesch. der Arzneikunde II. S. 163. — Cod. Just. lib. X. lit. 52 de prof. et med. lib. 6.

[5] *Ph. Vicat,* Vocab. juris utriusque II. p. 393. — Gazette médicale de Paris 1855. nr. 38. 39.

[6] Neben diesen Privilegien hatten sie aber auch sehr ernste Verantwortungen, die ungleich grösser waren als in der Gegenwart. So heisst es bei dem berühmten Juristen Paul (193—211), dessen Werk mit den Anmerkungen des Anianus, Referendars Alarichs II, noch einen Bestandteil der »Lex romana Wisigothorum« bildet, unter der Überschrift: Ad legem Corneliam de sicariis et veneficiis (Sent. 19): Si ex medicamine quod ad salutem hominis, vel ad remedium datum erat, homo perierit, is qui dederit, si honestior fuerit, in insulam deportatur, humilior autem capite punitur. *(E. Huschke,* Jurisprudentiae antejustinianae quae supersunt p. 457. Leipz. 1867.) Die Ärzte trugen daher Sorge, ihren Arzneien ihren Siegelring aufzudrücken, welche Praxis sich noch bis ins merovingische Zeitalter erhalten hat. Revue Archéol. 1886, Juli 19—26. *Schulting,* Jurispr. vet. antejust. p. 512.

Schulen insbesonders war in Rom stets ein schwankender und richtete sich zur Kaiserzeit nach der Stellung, welche die jeweiligen Machthaber zu dem Bedürfnisse geistiger Bildung einnahmen. So wenig es an Kaisern fehlte, denen die Pflege der Wissenschaften und Künste in Rom und den Provinzen am Herzen lag, so wenig gebrach es anderseits an solchen, welche sich in dieser Hinsicht kaum über die rohe Anschauung eines Barbaren erhoben.

Augustus zeigte, wie sehr er den Wert der intellektuellen Bildung zu schätzen wusste. Freilich, für die geistige Hebung des gewöhnlichen Volkes besass er wenig Sinn und Verständnis, was er zur Genüge durch die Errichtung seiner Palastschule bewies, deren Leitung er dem tüchtigen Grammatiker Verrius Flaccus übertrug[1]; denn der römische Vollblutaristokrat war in der Regel viel zu hochmütig, als dass er seine Kinder gemeinschaftlich mit den Kindern aus dem gemeinen Volke hätte erziehen lassen[2], obschon dieses im allgemeinen keineswegs so ungebildet war, wie man gewöhnlich annimmt, indem auch in den unteren Klassen und bei den Sklaven viel gelesen, geschrieben und gerechnet wurde[3]. Unter Tiberius, diesem mit Blut gekneteten Erdkloss, wie ihn sein Lehrer Theodoros von Gadara nannte, wo jede freie Geistesregung unterdrückt wurde und einige Verse hinreichten, um in Todesgefahr zu geraten, war nichts für die Wissenschaften zu hoffen; höchstens belästigte er die Grammatiker mit läppischen Fragen wie: Welchen Namen trug Achilles unter den Jungfrauen? was haben die Sirenen gesungen? Caligula hat sich zwar gerade mit Bezug auf gallisches Studienleben durch eine gewisse Einrichtung und Verfügung hervorgethan, auf welche wir noch zurückkommen werden, im Übrigen jedoch trotz seiner eigenen rhetorischen Bildung so wenig Achtung für die Thaten des Geistes bekundet, dass er die Gedichte des Homer vernichten wollte, weil Plato dieselben in seinem utopistischen Staate nicht haben mochte. Zudem liess Caligula die Werke und die Bildnisse des Vergil und Livius aus den Staatsbibliotheken entfernen[4]. Auch von Claudius, obwohl er nicht ungelehrt und ohne Beredsamkeit war und die lateinische und griechische Sprache sowohl in Schrift und Wort vollständig beherrschte, war bei der bekannten messalinischen Laster-

[1] Suet. de ill. gr. c. 17. — Suet. Augustus c. 48.

[2] *Friedländer,* a. a. O. I, 5 S. 130.

[3] *Mommsen,* Röm. Geschichte I, S. 892.

[4] Suet., Caligula 34.

wirtschaft nichts für die Wissenschaft und ihre Vertreter zu erwarten. Dasselbe gilt von Nero. Erst seit Vespasian mehrte sich die Fürsorge für die äusseren Verhältnisse der Lehrer. Dieser Fürst, ein grosser Verehrer der Wissenschaften, liess als erster den lateinischen und griechischen Rhetoren jährlich 26,400 Mark aus dem Staatssäckel ausbezahlen[1], wie er auch Dichter und Künstler unterstützte. Dem Quintilian, dem um das Unterrichtswesen so hoch verdienten Manne, warf er einen Jahresgehalt aus und machte ihn zum ersten vom Staate besoldeten Lehrer der Beredsamkeit[2]. Die von Vespasian getroffene Einrichtung, die sich zunächst auf Italien und dann auch auf die grösseren Provinzialorte ausdehnte, wo teils städtische Mittel, teils kaiserliche Unterstützung ebenfalls besondere Lehrstühle errichteten, hatte überdies das Gute, dass der vornehme Adel anfing, seine Kinder in die öffentlichen Schulen zu schicken[3]. Selbst unter dem Unholde Domitian fielen, allerdings mehr aus persönlicher Eitelkeit, einige Sonnenstrahlen kaiserlicher Gunst auf die Gelehrten. Zur Förderung der Rhetorik, Dichtkunst und Musik stiftete er auf dem Capitol eine bis ins 5. Jahrhundert fortdauernde Preisbewerbung, wie ein 1871 an der Porta salaria zu Rom aufgefundenes Grabmal eines Knaben beweist, welcher bei dem Wettbewerbe in der Beredsamkeit und Musik über 52 Konkurrenten den Sieg davontrug. Das Grabmal enthält zwei Inschriften, die eine mit der Lebensgeschichte, die andere mit den Versen des jugendlichen Siegers[4]. Eine wirkliche Glanzperiode für die Wissenschaften und ihre Jünger erwachte indes erst wieder mit Trajan, von dessen Zeit an sich auch in den Provinzialstädten der Eifer für den öffentlichen Unterricht und die Anstellung von Lehrern regte[5]. Hadrian, selbst ein Gelehrter und zumal ein gewiegter Kenner des Griechischen, weshalb man ihn auch spöttisch das Griechlein (graeculus) nannte, auch Dichter, Schriftsteller, Maler und Musiker[6], ehrte im Ganzen die Lehrer, so sehr er sie auch sonst mit seinen Launen, mit seiner Eitelkeit und Eifersucht quälte, womit er geringschätzend auf

1 Suet. Vesp. 18: Ingenia et artes vel maxime fovit, primus e fisco Latinis Graecisque rhetoribus annua centena constituit.

2 Hieron. in Chron. Euseb. Olymp. CCXVI, 4: Quintilianus primus Romae publicam scholam aperuit et salarium e fisco accepit et claruit.

3 *Herm. Schiller,* a. a. O. I, 2. S. 574.

4 *Duruy-Hertzberg,* a. a. O. II, 166. 167 Anmerk.

5 *O. Willmann,* Didaktik als Bildungslehre (Braunschweig 1882) I. S. 206.

6 Ael. Spart. Hadriani c. 1, 20. Aurel. Victor, epit. c. 14, 2.

fremdes Talent herabsah; doch bereicherte er die Lehrer und Gelehrten, die ihn stets scharenweise umgaben, setzte ihnen Ruhegehälter aus und befreite sie von Steuern und Abgaben[1]. Auf dem Capitolium gründete er eine höhere Schule, das Athenäum, welche bis ins 5. Jahrhundert bestand; teilweise wurde dieses Gebäude zu jenen öffentlichen Vorlesungen litterarischer Arbeiten, Recitationen[2], teilweise zum Unterrichte benützt. Antoninus Pius, ein Friedensfürst und Hadrians Nachfolger, ordnete für alle Rhetoren und Philosophen im ganzen Umfange des Reichs Gehälter an und bedachte die Lehrer mit Ehrenstellen[3]. Er war es, der die unter dem Namen »Auditoria« bekannten Kaiserschulen für den öffentlichen Unterricht ins Leben rief. Auch der Philosoph auf dem Throne, Marcus Aurelius, der begeisterte Verehrer der Wissenschaften, geizte nicht, wenn es galt, Rhetoren und Philosophen zu begünstigen. Noch als Kaiser trieb ihn die Liebe zu den Studien in die Hörsäle der stoischen Philosophen, namentlich zu Apollonius Chalcedonius, und das Andenken seiner Lehrer ehrte er, indem er ihre silbernen Bildnisse in seinem Lavarium aufstellte, ihre Gräber besuchte und dort Opfer und Blumen spendete[4]. Trotz der schlechten Finanzlage, die unter ihm auf den Staat drückte, so dass selbst die Kronkleinodien verpfändet werden mussten[5], setzte er doch, nach Lucians Angabe, einer Anzahl öffentlicher Lehrer Gehälter von je 10,000 Drachmen (6900 Mark) aus[6]. Übrigens wurde unter Marc Aurel kein Lehrer mehr ohne ernste Prüfung angestellt, nachdem bisher die Empfehlung des Vorgängers bei der Besetzung von Lehrerstellen ausschlaggebend gewesen. Jetzt ent-

[1] Ael. Spart. Hadr. vita c. 15: omnes professores et honoravit et divites fecit, licet eos quaestionibus semper agitaverit. c. 16: Doctores qui professioni suae inhabiles videbantur, ditatos honoratosque a professione dimisit. — Charisius, lib. 18 (am Ende): Magistris qui civilium munerum vacationem habent, item grammaticis, et oratoribus et medicis et philosophis, ne hospitem reciperent immunitatem fuisse indultam.

[2] Aurel. Victor de Caes. c. 14.

[3] Jul. Capitol. Ant. Pius c. 11: Rhetoribus et philosophis per omnes provincias et honores et salaria detulit.

[4] Aurel. Victor de Caes. 16, 10. — Dio Cassius, lib. 71 — Jul. Capitol. vita Ant. Philos. 2. 3. 17. — Eutropius epit. VIII, c. 11. 12.

[5] *Schiller,* a. a. O. S. 653.

[6] Lucian im »Eunuchos« nennt zwar den Namen des Kaisers nicht, aber da er unter Marc Aurel eine Beamtenstelle bei der Präfektur Ägypten bekleidete, (Philostr. vita soph. Theod. c. 2) so bezieht sich seine Angabe sicher und nach gewöhnlicher Annahme auf Marc Aurel.

schied ein Collegium der vornehmsten Männer über die Ernennung eines Nachfolgers; ein Teil der Prüfung bestand in einem vor dem Collegium gehaltenen Probevortrag[1]. Bei derartigen Bewerbungen scheint es seitens der Kandidaten nicht immer ohne gegenseitige hitzige Bekämpfung abgegangen zu sein und mögen sich namentlich die Philosophen, trotz ihrer sonst zur Schau getragenen Geldverachtung, um eine gut dotierte Lehrstelle mit einem Eifer gestritten zu haben, als ob, nach Lucians Ausdruck, Vaterland, Glaube und Ahnengräber in Gefahr stünden[2]. Marc Aurels Sohn, Commodus, der sich mit breitestem Behagen im Sumpfe grauenvollster Sittenlosigkeit wälzte und der sich am liebsten mit Possenreissern, Fechtern und nichtswürdigen Menschen umgab, besass keinen Sinn für geistiges Streben[3]. Erst an dem gelehrten und philosophisch gebildeten Septimius Severus erhielten Schulen und Lehrer wieder eine kräftige Stütze, wozu indes die körperlich wie geistig gleich ausgezeichnete Kaiserin Julia Domna nicht unwesentlich mitwirkte[4]. Die Sorgfalt, welche Septimius Severus auf die Erziehung und Bildung seiner beiden Söhne Antoninus (Caracalla) und Septimius Geta verwendet hatte, schlug bei dem erstgenannten so wenig an[5], dass er, nachdem er sich durch Brudermord den Weg zur Alleinherrschaft gebahnt hatte, sogar seinen eigenen Lehrer, den grossen Juristen Papinian, hinrichten liess (212), weil sich dieser geweigert, die brudermörderische Unthat des Tyrannen juristisch zu rechtfertigen; anstatt sich mit dem Erziehungs- und Unterrichtswesen seines Reiches zu beschäftigen, warf sich der gekrönte Unhold lieber den Modethorheiten seiner Zeit: Astrologie und Magie, wie fast alle Kaiser vor und nach ihm[6], in die Arme und spielte er den rohen Soldaten. Der schändliche, ungebildete Priester des syrischen

1 *Schlosser,* Universitäten, Studierende und Professoren zu Julians und Theodosius Zeiten (Archiv f. Gesch. d. Literat. I. S. 227. 238. 251.)

2 Luc. »Eunuchos« (opera t. I. p. 587) 3. 13. — Tatian (Rede an d. Griech. c. 19.) tadelt die griechischen Philosophen, weil sich manche von ihnen jährlich 600 Goldstücke von den römischen Kaisern bezahlen liessen, bloss um ihren langen Bart nicht umsonst zu tragen.

3 Herodian, lib. I. Commod. 13. 15. — Eutropius Epit. VIII, 15. — Aurel. Vict., De Caes. XVII, 4—6.

4 Eutrop. XVIII, 19. — Aurel. Vict. XX, 23. XXI, 3 — Ael. Spart. Sev. XVIII.

5 Aul. Lamprid. Commod. I: sed tot disciplinarum magistri nihil ei profuerunt.

6 *Tiraboschi,* Storia della letterat. Ital. III. p. 31.

Sonnengottes, Heliogabalus, dessen Leben so schändlich war, dass sogar sein Biograph sich entschuldigen zu müssen glaubt, weil er ein solches sittenloses Ungeheuer schildere[1], hasste die Wissenschaften und übertrug die Leitung des gesamten Unterrichtswesens einem Schauspieler, wie er denn sogar die wichtigsten Stellen im Reiche mit Wagenlenkern, Possenreissern und ähnlichem Gelichter besetzte. Alexander Severus, selbst vortrefflich erzogen und ein Freund gelehrter Bildung, Musiker, Maler, Sänger, Dichter und Mathematiker, war in jeglicher Hinsicht ein wohlthuender Gegensatz zu seinem elenden Vorgänger. Der edelgesinnte Monarch öffnete den Rhetoren und Philosophen Hörsäle und setzte für Lehrer, Ärzte, für Mathematiker (Haruspices), Mechaniker und Architekten Gehälter fest[2]. Leider war die Teilnahme für die Wissenschaften in Rom so gesunken, dass der Kaiser die Kinder armer Eltern unterhalten und ihnen das Schulgeld bezahlen musste, wenn die von ihm besoldeten Lehrer nicht ohne Schüler sein wollten[3]. Von den folgenden Kaisern führten die wenigsten solange das Scepter, um Etwas für das Unterrichtswesen thun zu können, teils verachteten sie auch alle Wissenschaft, wie der rohe Maximinus[4], der in seiner Jugend auf den thrakischen Bergen das Vieh gehütet und in der römischen Bildung nur ein unmännliches, üppiges Leben von Tänzern, Witzlingen und Versemachern sah, oder wie der träge Carinus, dem selbst das Unterschreiben der Edikte lästig fiel, so dass er dies durch einen Menschen besorgen liess, der seine Handschrift nachzumachen verstand[5].

Unter der Regierung Diocletians, der auch für die Privatlehrer sorgte, gestalteten sich die Verhältnisse für Schule und Unterricht wieder besser. Was insbesonders Gallien betrifft, das unter Constantins milder Verwaltung neu auflebte, so soll den auf das Unterrichtswesen bezüglichen gesetzlichen Anordnungen noch ein-

[1] Ael. Lamprid. Ant. Heliogab. 1, 12. 16.

[2] Ael. Lamprid. Alexand. Sever. 3, 16. 44: Rhetoribus, grammaticis, medicis, haruspicibus, mathematicis, mechanicis, architectis salaria instituit et auditoria decrevit. Etiam in provinciis oratoribus forensibus multum detulit.

[3] *Meiners,* Histor. Vergleichung der Sitten und Verfassungen 2. Bd. S. 306.

[4] Aurel. Vict. XXV. 1; Herod. VII, 8.

[5] Flav. Vopisc. Syrac. Carinus p. 449. Imperat. hist. August. Script. (ed. Püttmann.)

gehendere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Im Jahre 301 erliess Diocletian ein Dekret, welches die Gehaltsverhältnisse des im ganzen Reiche wirkenden Lehrerpersonals regulierte und zwar unter Festsetzung des für jeden Schüler monatlich zu entrichtenden Unterrichtshonorars, letzteres in Denaren ausgedrückt. Wir geben nachstehend die übersichtlich geordnete Tabelle der Fachlehrer und ihrer monatlichen Gehaltsbezüge.

Cap. VII. *De mercedibus operarium* [1].

Turnlehrer	nr. 64 ceromaticae in singulis discipulis menstruos	V/Λ	quinquaginta *)	* V/Λ bedeutet den noch nicht festgesetzten Wert der Münzeinheit des diocletianischen Edikts.
Aufseher, der das Kind zur Schule führt.	nr. 65. paedagogo in singulis pueris menstruos	V/V	„	
Leselehrer	nr. 66 magistro institutori literarum in singulis pueris menstruos	V/Λ	L	
Rechenlehrer	nr. 67 calculatori in singulis pueris menstruos	V/Λ	septuaginta quinque	6,42 Mark.
Lehrer d. Stenographie	nr. 68 notario in singulis pueris menstruos	V/Λ	„	
Lehrer d. Bücherschrift	nr. 69 librario sibe (sive) antiquario in sing. discip. menstruos.	V/Λ	quinquaginta	
Sprachlehrer u. Geometrielehrer	nr. 70 grammaticae (Graeco sive Latino) et geometrae in singul. discip. menstr.	V/Λ	ducentos	
Rhetor	nr. 71 oratori sive sofistae. in singul. disciplin. menstruos	V/Λ	ducentos quinquaginta.	
Lehrer der Baukunst	nr. 74 architecto magistro per singul. pueros menstruos	V/V	centum	
	nr. 75 Capsario in singul. labantibus	V/Λ	duos.	

[1] *Mommsen,* Berichte der Verhandl. der k. sächs. Gesellschaft III. S. 56. — *Hauber-Spangenberg,* Antiqu Rom. monum. legalia u. *Dureau de la Malle,* Économie politique des Romains, vol. I. — *Burkhardt,* Die Zeit Const. des Gr., 2. Aufl., S. 63. 64.

Übrigens hatte Diocletian diese Normierung in der Absicht erlassen, um einer Verteuerung des Unterrichts vorzubeugen. — Erst mit Constantin beginnt eine anhaltendere und durchgreifendere Fürsorge der Kaiser für die Vertreter des Lehrstandes. Bereits im Jahre 321 erliess er von Sirmium in Pannonien aus an den Prätorianerpräfekten Volusianus die Verfügung, dass die Ärzte, Grammatiker und sonstige Professoren der Wissenschaft mit ihrem Eigentume Immunität geniessen sollen, dass sie nicht vor Gericht gezogen werden dürfen unter Strafe von 100,000 Sesterzen für denjenigen, der sie irgendwie beleidige. Sei der Schuldige ein Sklave, so soll er von seinem Herrn in Gegenwart des Beleidigten mit der Peitsche geschlagen werden oder mit Einwilligung des Herrn eine Strafsumme von 20,000 Sesterzen an den Fiscus büssen, wobei der Schuldige bis zur Abtragung dieser Summe als Pfand in der Gewalt des Herrn bleibe. Die Verfügung Constantins dringt auf die regelmässige Ausbezahlung der Gehälter und Lehrgelder und befiehlt, dass die im Edikt genannten Personen gegen ihren Willen nicht mit drückenden Ehrenstellen belastet werden[1]. Im Jahre 333 erging von Constantinopel aus die Anordnung, dass die Ärzte und die Professoren der Wissenschaften samt ihren Frauen und Kindern von jeder Abgabe frei sein sollen, dass man sie weder zum Kriegsdienste noch zu Quartierleistungen oder zur Verwaltung öffentlicher Ämter heranziehen dürfe, damit sie ungestörter den freien Wissenschaften und dem Unterrichte obzuliegen vermögen[2]. Diese beiden Constitutionen nebst einer dritten aus dem Jahre 326, worin auf die Archiater und Exarchiater dieselben Privilegien wie auf die Lehrer ausgedehnt werden, zog der Rechtsgelehrte Tribonianus in folgende einzige zusammen: »Wir verordnen, dass die Ärzte, besonders die Oberärzte, Grammatiker und sonstige Professoren der Wissenschaften und die Doctores der Gesetze zugleich mit ihren Frauen und Kindern und dem Eigentume, das sie in ihren Städten besitzen, von jeder Abgabe und allen öffentlichen Diensten frei sein sollen, dass sie weder in den Provinzen Quartiere zu leisten[3], noch irgend ein Amt zu verwalten brauchen,

[1] Cod. Theod. lib. XIII. tit. III, 1. De med. et profess. (ed. Haenel) p. 1320. 1321.

[2] Cod. Theod. lib. XIII, 3. p. 1321.

[3] Diese Quartierleistungen (hospites) mussten von den Provinzialen sowohl den durchmarschierenden Truppen als auch den Dienern der die Provinzialstädte bereisenden Statthalter gewährt werden. *Vicat,* Vocab. II. p. 101.

dass man sie weder vor Gericht ziehe, noch sie davon abhalte oder hindere, so dass, wer sie behelligt, nach Befinden des Richters bestraft werde. Auch ordnen wir an, dass ihnen die Lehrgelder und Gehälter ausbezahlt werden, damit sie desto ungestörter in den freien Wissenschaften und den gedachten Künsten unterrichten mögen[1].«

Durch diese Constitution wurden den Lehrern drei Privilegien zugestanden: Immunität (vacatio munerum publicorum), Gehaltsregelung und eigene Gerichtsbarkeit (praescriptio fori). Nun gliederten sich aber die munera (Lasten) in persönliche (personalia) und erbliche (patrimonalia). Unter jenen begriff man jede körperliche oder geistige, ohne Schaden für den Ausübenden verbundene Leistung, wie Vormundschaft, das Syndikat einer Stadt, auch die Besorgung des Calendariums oder Zinsbuches und das Quästoramt, ferner die Besorgung von Rekruten und Pferden oder sonstwie erforderlichen Tieren, die Beförderung von Gegenständen, wie der fiscalischen Gelder oder von Proviant, die Aufbringung von Reisefuhrwerken, die Heizung öffentlicher Bäder, wenn die Mittel hiezu aus städtischen Einkünften beschafft wurden, die Aufsicht über die Wasserleitung, die Verteilung des Proviants und noch verschiedene andere Dinge[2]. Die Patrimonialleistungen (munera patrimonialia) beruhten auf dem Patrimonium selbst und waren solche, die entweder den Besitzern zukamen, gleichviel ob diese nun Municipalen oder blosse Landbebauer (incolae) waren und zum Gebietsteile irgend einer Stadt gehörten oder nicht, wie: Vorspanndienste, die Gestellung von Sänftetieren und Courierpferden, und solche, welche denen auferlegt wurden, die Municipalen und incolae zugleich waren[3]. Man hat die Frage, ob die Befreiung von den Lasten auch auf die patrimonalia ausgedehnt wurde, bald bejaht, bald verneint. In ersterer Hinsicht wurde das Urteil von der Anschauung geleitet, dass derjenige, dem volle Immunität bewilligt ist, auch frei sein müsse von den Patrimoniallasten[4], während die Vertreter der gegenteiligen Richtung sich dahin aussprechen[5], dass

[1] Cod. Just. X, 52, 6: De prof. et medic.

[2] L. I. §. 2—4. lib. XVIII. §. 1—17. D. de muner. et honor. L. IV.

[3] L. I. §. 1. lib. 6. §. 4, 5. lib. 18. §. 18—25. D. de mun. et honor. Vgl. *Gaupp*, de profess. et medicis eorumque privilegiis in jure Romano. pg. 68. 69.

[4] *Wissenbach* ad titul. ff. de Vacat. et excusat. mun.

[5] *Cujacius*, Comment. ad leg. 6.

das kaiserliche Privileg nur auf die Befreiung von den »muneribus patrimonialibus sordidis«, also auf solche Verrichtungen, welche beschmutzen, wie Stein- oder Mörteltragen, und auf die Befreiung von Einquartierungen sich erstreckt habe, eine Ansicht, der wir uns schon deswegen nicht anschliessen können, weil diese teilweise Dispens nicht gehindert hätte, die Lehrer durch eine Menge anderer, ebenso lästiger als ihrem Berufe ferne liegender Aufgaben von der Bethätigung ihrer eigentlichen Pflichten oft und lange abzuhalten.

Da die Kaiser alles, was die Professoren in den Städten besassen, wo sie wohnten, für immun erklärten, so gehören hieher auch die von ihnen bewohnten Häuser. Nicht so verhielt es sich aber mit dem anderswo befindlichen, liegenden Eigentume, auf welches die Immunität erst später, unter Honorius und Theodosius im Jahre 414, ausgedehnt wurde. Eine besondere Vergünstigung war ausser der Regelung der Gehaltsverhältnisse auch noch das Zugeständnis, dass die Lehrer nicht persönlich vor Gericht zu erscheinen brauchten, sondern sich durch einen Prokurator vertreten lassen konnten. Ihre zuständige Behörde war in Civil- und Criminalsachen der Magister officiorum. Dagegen wurde die Strafsumme von 100,000 Sesterzen, zu welcher jemand wegen Beleidigung eines Lehrers verurteilt werden konnte, von Tribonian später dahin modificiert, dass der Richter die Höhe des Strafgeldes nach seiner Anschauung bemessen konnte; die Lehrer hatten somit in diesem Punkte keine Sonderrechte mehr vor anderen Ständen voraus[1]. Was die Gehälter aus öffentlichen Mitteln anbelangt, so scheinen Salarien (Gelder) nur den Professoren und Ärzten bezahlt worden zu sein[2]. Eine andere, minder vornehme Bezahlung wurde in Annonen (annonae) geleistet, womit im allgemeinen alles zum Leben Gehörende[3], aber auch ein gewisses tägliches Mass von Getreide und Öl bezeichnet wird.

Es ist schon oben auf die von Marc Aurel geforderte Ablegung einer Prüfung, als Vorbedingung einer Lehramtsanstellung, hingewiesen worden. Seit Constantius († 361), dem Sohne Constantins des Grossen, war diese Einrichtung ausser Brauch gekommen, weshalb Julian (361—363), ein grosser Freund zumal der

[1] *Keuffel*, l. c. pag. 38—40. 43.

[2] *Roth*, De re municipal. Rom. lib. II. c. 40. — *Jac. Gothofred.*, De salariis c. 1. §. 3.

[3] Annonae nomine res omnes, quae ad victum pertinent, complectimur. *Vicat*, l. c. I. p. 100.

griechischen Philosophen, in einem eigenen Edikte die staatliche Prüfung der Lehrer forderte; darin heisst es: »Die Meister der Studien und die Lehrer sollen sich besonders durch Charakter, dann erst durch Beredsamkeit hervorthun. Aber weil ich selbst nicht in den einzelnen Gemeinden anwesend sein kann, so befehle ich, dass, wer unterrichten will, nicht ohne weiteres zu diesem Berufe zugelassen werde, sondern erst, sobald er durch den Befund der Behörde für geeignet erklärt ist und den einstimmigen Beifall der hervorragendsten Curialen erworben hat.« Überdies forderte Julian noch, dass das bezügliche Dekret an ihn eingereicht werde, behufs kaiserlicher Bestätigung[1]. Man könnte diesen Eifer Julians lobenswert nennen, müsste man nicht dahinter einen Beweggrund suchen, welcher seinem Bestreben einen sehr parteiischen Charakter verleiht. Was der »Romantiker auf dem Throne«, wie man Julian auch geheissen hat, unter den moralischen Eigenschaften (Charakter) und der Befähigung der Lehrer verstanden wissen wollte, das wird am hellsten beleuchtet durch sein Verhältnis zu dem ihm verhassten Christentum. Das berüchtigte Edikt, welches den Christen den Zugang zu den Wissenschaften der klassischen Bildung verschloss, sagt deutlich: »Die Lehrer müssen, in welchem Fache sie auch unterrichten, gute Sitten haben und dürfen nicht neuen Anschauungen huldigen, die denen des Staates entgegengesetzt sind. Diese Eigenschaften sind aber besonders denjenigen nötig, die entweder als Rhetoren oder Grammatiker, vorzüglich aber als Sophisten die Jugend in den Schriften der Alten unterrichten.« Julian ergeht sich dann in dem Ausrufe, ob es nicht etwas Unerhörtes sei, die Werke eines Homer, Hesiod, Demosthenes, Thucydides, Isocrates und Lysias, die ihre Wissenschaft von den Göttern besassen, zu erklären und zugleich die Götter zu schänden, welche von diesen Männern verehrt worden seien. »Ich lasse ihnen die Wahl,« fährt er nach einer erheuchelten Äusserung fort, niemanden zur Gesinnungsänderung zwingen zu wollen, »entweder in dem, was sie als Fabeln betrachten, keinen Unterricht mehr zu erteilen, oder wenn sie unterrichten wollen, ihre Schüler zu überzeugen, dass Homer, Hesiod und die anderen den Vorwurf der Gottlosigkeit, der Thorheit und des Irrtums nicht verdienen. Wenn sie die Weisheit derer bestätigen, deren Ausleger und Orakel sie sozusagen sind, so sollen sie damit anfangen, dass sie es deren Ehrfurcht vor den Göttern nachthun. Hegen sie indess die An-

[1] Cod. Theod. XIII, 3, 5.

sicht, dass diese vorzüglichen Männer die Erhabenheit der Götter verletzen, so mögen sie in den Kirchen der Galiläer den Matthäus und Lucas erklären[1].«

Dieses Gesetz galt, nach Julians ausdrücklichem Beifügen, den Lehrern und Unterrichtenden, die er, wenn sie Christen waren, thatsächlich vom Lehramte ausschloss, was selbst einem ehrlichen Heiden, wie Ammianus Marcellinus, das tadelnde Wort aufnötigt, dass eine solche Handlungsweise besser mit ewigem Schweigen begraben würde[2].

Glücklicherweise fristete die gehässige Verordnung Julians nur eine kurze Lebensdauer. Schon seine Nachfolger Valentinian I. und Valens hoben die schreiende Rechtsverletzung ihres Vorgängers auf. Nach einem Gesetze vom Jahre 364 konnte jeder, der einen tadellosen Wandel führte und in Beredsamkeit gebildet war, ein Auditorium sich gründen oder, wenn er etwa den Unterricht eine Zeitlang eingestellt hatte, was durch Julians Gesetz notwendig geworden sein konnte, wieder aufnehmen[3]. Indes musste ein solcher Lehrer laut Gesetz vom Jahre 369 vor einem Collegium der bewährtesten Professoren vorher geprüft werden, damit er nicht etwa unverdienter und unverschämter Weise das Kleid des Philosophen, den Mantel, trage[4]. Eine für Gallien hochwichtige Verordnung erliess das kaiserliche Dreigestirn Valens, Gratian und Valentinian im Jahre 376 an den Präfekten Antonius zu Trier.

»Damit durch die ganze deiner Herrlichkeit anvertraute Provinz,« so heisst es im Wortlaute, »in den meisten Städten, welche durch Bedeutung glänzen und hervorragen, die besten Lehrer die Jugendbildung leiten, ernennen wir Rhetoren und Grammatiker sowohl der attischen wie der römischen Sprache. Davon sollen den Rhetoren 24 Annonen aus dem Staatssäckel verabreicht, den lateinischen und griechischen Grammatikern nach Brauch die etwas kleinere Anzahl von 12 Annonen gegeben werden. Den einzelnen als Metropolen geltenden Städten sei die Wahl der hervorragendsten Professoren zugebilligt, doch halten

[1] Julian., Epist. 42. pag. 78, ed. Heyler, Mogunt. 1828.

[2] Amm. Marcell. XXII, 10: Illud autem erat inclemens, obruendum perenni silentio, quod arcebat docere magistros rhetoricos et grammaticos ritus Christiani cultores.

[3] Cod. Theod. XIII. 3, 6, p. 1322.

[4] Cod. Theod. XIII, 3, 7. p. 1323.

wir nicht dafür, dass es jeder Stadt frei stehe, nach eigenem Gutdünken ihre Doctores und Magister zu ernennen. Der so vorzüglichen Stadt Trier glauben wir etwas mehr zugestehen zu sollen, so dass dem Rhetor 30, dem lateinischen Grammatiker 20 und dem Griechen, wenn ein tüchtiger gefunden werden kann, 12 Annonen gewährt werden mögen. Gegeben am 23. Mai 376«[1].

Für Gallien hatte diese kaiserliche Verordnung die Bedeutung, dass nun alle grösseren Städte Grammatikschulen erhielten, wenn sie bisher keine hatten[2].

In einer die Lehrer des ganzen Reiches umfassenden Bestimmung vom Jahre 414 beschlossen Honorius und Theodosius unter Erneuerung der den Grammatikern, Rednern, Philosophielehrern und Ärzten seit den Jahren 321, 326 und 333 gewährten Vorrechte, die Immunität auch auf deren Häuser, wo immer sie lägen, auszudehnen, so dass auch die Landgüter derselben von Quartierleistungen und ähnlichen Lasten frei waren[3]. In das Jahr 425 fällt die Regelung des Schulwesens in Rom und Constantinopel durch Theodosius und Valentinian. Den an der kaiserlichen Hochschule auf dem Capitolium angestellten Lehrern wurde verboten, Privatunterricht zu erteilen bei Strafe der Verlust der Standesrechte. Diese Verordnung erstreckte sich höchst wahrscheinlich auch auf die kaiserlichen Anstalten in den Provinzen, wie denn überhaupt schliesslich die Ausnahmestellung der Lehrer bei der wachsenden Finanznot des Reiches und bei der Überfüllung des Lehrstandes nur mehr den eigentlichen kaiserlich angestellten Lehrern (antistites liberalium artium) zu gute kam[4]. Dieselbe Verordnung setzte auch fest, dass an der Universität zu Rom drei Lehrer der Beredsamkeit, zehn lateinische Grammatiker, fünf griechische Sophisten, zwei Gesetzeslehrer (duo quoque, qui juris ac legum formulas pandent) vorhanden seien. Die Klassenzimmer sollen strenge gesondert sein, damit sich die Lehrer und Schüler nicht gegenseitig durch Stimmengewirr stören und den Unterrichtsgang schädigen[5].

Ein kaiserlicher Erlass vom Jahre 425 bestimmte, dass der

[1] Ibid. XIII, 3, 11. p. 1326.

[2] *Chéruel,* L'Instruct. publique à Rouen pendant le moyen-âge (Précis analytique des travaux de l'Academie Royal de Rouen 1848. p. 185.)

[3] Ibid XIII, 3, 16.

[4] *Conring,* Antiquit. Academ. Dissert. III.

[5] Cod Theod. XIV, 9, 3. De studiis liberal. Rom. et Constantinop.

Professor, welcher zwanzig Jahre lang mit Eifer und Geschick zu Rom oder Constantinopel gelehrt habe, mit dem Titel eines comes erster Ordnung (Grafenwürde) ausgezeichnet werden solle, von welchem Ehrentitel es seit Constantin dem Grossen drei Klassen gab[1].

Da in den Provinzen keine eigenen Fakultäten für Medizin und Jurisprudenz bestanden, wenn man für letztere Disziplin Berytus ausnimmt, so war es natürlich, dass Rom fortwährend eine grosse Anzahl von Studierenden aus allen Teilen des Reiches in seinen Mauern sah. Und wer weder Arzt noch Jurist werden wollte, der schloss sich einer der dort zahlreich bestehenden Philosophenschulen an, welche alle mehr Horte des Heidentums als der Wissenschaft waren[2]. Rom war eben noch keine christliche Stadt, sondern noch immer die »Stadt des Aberglaubens«, wie St. Ambrosius sie nennt. Wenn Symmachus im Namen des Senats den Kaiser um Schonung des heidnischen Cultus bittet[3], weil man das Bild der Victoria aus dem Sitzungssaale des Senats entfernt hatte, und um freie Ausübung der alten Religion nachsucht, so mag man dies einem Heiden, wie Symmachus, verzeihen, aber sein Ansinnen kennzeichnet gleichwohl den Stand der Dinge. Selbst Geistliche hielten sich von dem heidnischen Wahnglauben so wenig frei, dass das Konzil von Laodicäa (320) einzuschreiten gezwungen war. Papst Damasus I. (366—384) musste einen Priester tadeln, der lieber das Abzeichen des heidnischen Gelehrten, den Philosophenmantel, trug, und das 4. Konzil von Karthago untersagte wegen des nachteiligen Einflusses der heidnischen Autoren sogar den Bischöfen die Lektüre derselben, obschon es ihnen die Werke der Häretiker zu lesen gestattete.

Nicht nur als Sitz des Heidentums übte Rom auf den Erdkreis seine alte Macht aus, auch seine architektonische Physiognomie fuhr fort, bezaubernd auf alle Gemüter zu wirken. Beim Anblicke der ewigen Stadt mit ihren reichen Baudenkmälern aus der heidnischen Zeit spricht der gallische Dichter Rutilius Numantianus, der um 425 von Rom nach seiner Heimat zurückkehrte, die Hoffnung aus, das Haupt des Erdkreises möge in seiner heidnischen Herrlichkeit erhalten bleiben. Cassiodorius sogar, der gott-

[1] Ibid. VI, 21. — *J. Gothofredus,* Comment. ad leg. un. Cod. Theod. de Comit. et Tribun. Scholar. lib. XIII, tit. 13.

[2] *Beugnot,* l, c. II. p. 133—137.

[3] Symmach., Epist. 61. lib. X.

begeisterte Mönch, ruft, entzückt von den Denkmälern heidnischer Kunst: »Ganz Rom ist ein Wunder[1]!«

Nach diesem Wunder der Welt strömten die Jünglinge aus allen Provinzen, teils um dort die Wissenschaften zu betreiben, teils um die Stimme des antiken Heidentums zu vernehmen, das zu ihnen bei jedem Schritte aus den ungemein zahlreichen Monumentalbauten, Tempeln, Theatern und Amphitheatern sprach und deren Erhaltung selbst mehrere christliche Kaiser anordneten, wie sie auch die Beibehaltung der alten Cirkusspiele bestimmten[2]. Der Andrang der studierenden Jugend nach der Tiberstadt war so gross, dass im Jahre 370 Valentinian, Valens und Gratian an den Stadtpräfekten Olybrius folgendes wichtige und interessante Dekret erliessen: »Alle, welche der Studien halber nach der Stadt kommen, müssen zuerst beim Magister census ein Zeugnis ihrer Provinzialobrigkeit, von welcher die Reiseerlaubnis erteilt ist, und solche Schriftstücke beibringen, die den Wohnort, den Stand und das Gewerbe der Eltern angeben, sowie, welchen Studien sie sich hauptsächlich widmen wollen. Drittens soll das Censualamt namentlich ihre Wohnung wissen, damit sie ihre Sorge einem Gegenstande zuwenden, welchem sich zu widmen sie erklärt haben. Ebenso sollen die Censualbehörden trachten, dass sich die einzelnen bei ihren Zusammenkünften so aufführen, wie es sich geziemt; sie sollen einen schimpflichen und unehrlichen Ruf wie auch Verbindungen vermeiden, von welchen wir glauben, dass sie den Verbrechen am nächsten stehen, auch sollen sie nicht zu oft die Schauspiele besuchen, oder täglich unzeitige Gelage abhalten. Ja, wir erteilen sogar die Vollmacht, dass jeder von ihnen, der sich nicht so in der Stadt aufführt, wie es die Würde der freien Wissenschaften gebietet, öffentlich mit Schlägen gezüchtigt, sogleich auf ein Schiff gebracht und aus der Stadt gejagt werde, um heimzukehren. Zwar dürfen jene, welche sich eifrig ihrem Berufe hingeben, bis zu ihrem 20. Lebensjahre in Rom verweilen; wer aber nach dieser Zeit unterlässt, freiwillig heimzukehren, der muss auf Antrag der Präfektur sogar gegen seinen Willen nach Hause reisen. Damit aber die Dinge nicht bloss obenhin erledigt werden, soll deine Würde das Censualamt veranlassen, monatlich in einer kurzen Liste diejenigen anzugeben, welche und woher sie angekommen oder die aus zeitlichem Grunde nach Afrika oder anderen Provinzen zurückzu-

[1] *Ampère,* Portraits de Rome (Revue des deux Mondes 1855. p. 500.

[2] Cod. Theod. lib. III. tit. X. De Paganis.

schicken sind. Ähnliche Verzeichnisse sind jährlich an unser kaiserliches Archiv einzureichen, damit wir nach gepflogener Einsichtnahme von der Würdigkeit und Tüchtigkeit der Einzelnen urteilen, ob und wann sie für uns brauchbar sind[1].«

Das Ganze trägt also den Charakter einer allerdings sehr strengen Immatriculation. Die Reiseerlaubnis wurde deswegen von den Heimatbehörden abhängig gemacht, weil man nicht wollte, dass junge Leute, denen am Ende jeder Beruf zum Studieren fehlte, nach Rom gingen. Wahrscheinlich um die Überwachung der Studien zu erleichtern, hat man die Angabe des Faches verlangt, welches der Kandidat belegen wollte, zugleich aber auch deswegen, um rechtzeitig zu erfahren, wer sich für den Staatsdienst eignete. Diese Angabe wurde vom Magister census auf dem Album, auf der von der Behörde zur Veröffentlichung ihrer Erlasse bestimmten weissen Tafel niedergeschrieben, oder in einer Matrikel verzeichnet[2]. Übrigens war mit Rücksicht auf die damals unter der höheren Schuljugend herrschenden Roheit ein solch strenges Gesetz selbstverständlich. Wenn Afrika in demselben besonders erwähnt ist, so hängt dies sicher mit der abscheulichen Zuchtlosigkeit der afrikanischen Schuljugend zusammen, welche einen St. Augustin zwang Carthago zu verlassen, wo die Schüler in hellen Haufen in die Lehrsäle stürzten und Lehrer wie Schüler durch masslose Ungezogenheiten belästigten. Ob aber auch in Rom geordnetere Strenge und mehr Zucht herrschte, so betrogen dafür die Schüler massenweise ihre Lehrer um das ausbedungene Honorar[3].

Die Bedeutung Roms als Mittelpunkt der Wissenschaft und der Zudrang der studierenden Jugend hob sich aber von selbst auf, nachdem einmal der Orkan der Völkerwanderung das Band zerrissen, welches die Provinzen mit der Reichshauptstadt verknüpfte und es in der Tiberstadt soweit gekommen war, dass an die Stelle des Philosophen und Grammatikers der Sänger und Harfenspieler getreten, man die Wissenschaft dort so verachtete, dass die Bibliotheken so fest wie Gräber verschlossen waren und man bei einer die Stadt bedrohenden Teuerung die wenigen Lehrer der freien Künste einfach aus der Stadt jagte, während 3000 Sängerinnen samt ebensovielen Chören und ihren Direktoren der Verbleib gestattet wurde[4], und

1 Cod. Theod. lib. XIV, 9, 1. De studiis liberal. Rom. et Constant. pag. 1397—98.

2 *Keuffel*, l. c. p. 61. — 3 August. Confess. V, c. 8. c. 12.

4 Amm. Marcell. XIV, 26.

zur Zeit des Symmachus den römischen Lehrern die Gehälter entzogen wurden[1].

Für Gallien vorzugsweise war, soweit nicht die zur Erlangung höherer Staatsämter geforderte juristische Vorbildung in Frage kam, längst jede Veranlassung weggefallen, die studierende Jugend zur Erwerbung der allgemeinen, in den freien Künsten niedergelegten Bildung nach Rom zu senden, nachdem das Schulwesen Galliens jenes der Tiberstadt in dem Grade überflügelt hatte, dass dieses Land nicht nur Männer, die an seinen blühenden Rhetorenschulen gebildet worden, als Lehrkräfte in reichlicher Anzahl an Rom und sogar an Constantinopel abgeben konnte, sondern aus Rom und anderen italischen Städten Jünglinge und Lehrer nach Gallien kamen, jene, um dort zu studieren, diese, um Verwendung an gallischen Schulen zu finden, deren vortrefflicher Zustand sie anzog.

[1] Symmach. lib. V. ep. 33: Romanae juventutis magistris detracta sunt subsidia solemnis alimoniae.

Drittes Kapitel.

Die heidnischen Rhetorenschulen Galliens vom 1.—4. Jahrhundert.

Gallien war die letzte Hochburg der römischen Beredsamkeit, wie es auch, nachdem über den Alpen drüben, im Lande Italien, das Christentum bereits kräftige Wurzeln geschlagen, noch zäh am Heidentume der klassischen Zeit festhielt. Dieser Paganismus aber besass seinen starken Hinterhalt an den zahlreichen Schulen der gallischen Grammatiker und Rhetoren.

In der Kaiserzeit, insbesonders aber gegen das Ende des 1. Jahrhunderts und noch während der beiden nächstfolgenden Jahrhunderte gaben die gallischen Schulen in ihrem ganzen Wesen das Bild der römischen getreulich wieder. Wie in Rom, so zerfielen auch in Gallien die Schulen in solche der Elementarlehrer, der Grammatiker und der Rhetoren. Alles was über Lehrverfahren und Organisierung der römischen Schule gesagt worden ist, gilt daher fast in gleichem Umfange auch für das gallische Studienwesen.

Betrachten wir nun die berühmtesten gallischen Musenstätten[1]. Im 1. Jahrhunderte ragte unter ihnen namentlich Augustodunum hervor. Schon unter den Druiden hatte diese Stadt, wie bereits erwähnt worden, als Hort altgallischer Weisheit grosse Bedeutung, welche sich bis in die Zeit des Tiberius hinein erhielt, der vornehme junge Leute an der Mäniana, wie die Schule zu Augustodunum hiess, unterrichten liess[2]. Von den ferneren Schicksalen dieser Anstalt wird weiter unten noch geredet werden. Zu Lugdunum (Lyon) bestand eine ähnliche Schule. An ihr wirkte eine Zeit lang der Rhetor Lucius Plotius Gallus (88 v. Chr.). Er gilt als der erste und eigentliche Begründer einer öffentlichen Rednerschule in Rom. Für sein fruchtbringendes

[1] Vgl. *Lagus,* Studia latina Provinciarum, (Helsingfors 1848) pag. 33 sequ.

[2] Tacit. Annal. III, 43.

Wirken liegt uns kein geringeres Zeugnis als das eines Cicero vor[1], auch gedenkt seiner in rühmender Weise eine Autorität wie Quintilian, ihn einen ausgezeichneten Redner (insignem maxime Plotium) nennend[2]. Von Plotius stammt eine Schrift »De gestu,« worin er Regeln über die Art und Weise den Rednermantel anzulegen, gibt[3]. Zu Caligulas Zeiten und auf seine Anordnung hin wurden zu Lugdunum, diesem politischen Brennpunkte Galliens, jährlich rhetorische Preiskämpfe beim Altare des Augustus abgehalten, sowohl in lateinischer wie in griechischer Sprache. Der jeweilige Sieger wurde zur Auszeichnung mit einem bebänderten Palmenzweige belohnt[4], der unterlegene Gegner aber gezwungen, seine Verse mit dem Schwamme oder gar mittelst der eigenen Zunge von der Tafel zu löschen, wenn er nicht gestäupt oder in die Rhone getaucht werden wollte[5]. Diese närrische Verfügung Caligulas verursachte manchem Bewerber Herzklopfen und mancher betrat ängstlich den Ringplatz geistiger Kraftmessung[6].

An der Schule zu Lugdunum lehrte auch der Rhetor Julius Florus, ein Zeitgenosse des Kaisers Tiberius. Er war einer der besten Schulmänner Galliens, und Quintilian unterlässt nicht, den leitenden didaktischen Grundsatz desselben zu erwähnen, dass jeder seine Gedanken nach bestem Können zur Darstellung bringen solle[7]. Ein Schüler und Neffe des Florus war Julius Secundus, Quintilians

[1] In Suet. de clar. rhet. c. 2. Equidem memoria teneo, pueris nobis primum Latine docere coepisse Lucium Plotium quendam: ad quem quum fieret concursus, quod studiosissimus quisque apud eum exerceretur, dolebam mihi idem non licere. Continebar autem doctissimorum hominum auctoritate, qui existimabant Graecis exercitationibus ali melius ingenia posse. Hunc autem (nam diutissime vixit) M. Coelius, in oratione quam pro se de vi habuit, significabat dictasse Atratino, accusatori suo, actionem; subtractoque nomine, ordearium cum rhetorem appellat, deridens, ut inflatum, ac levem, et sordidum.

[2] Inst. Orat. II, 4. § 42. — [3] Ibid. XI, 3, §. 143.

[4] Et quae jamdudum tibi palma poetica pollet,
Lemnisco ornata est, quo mea palma caret.
Aus. epist. XX, 5, 6.

[5] Suet. Caligula c. 20. Eos autem qui maxime displicuissent, scripta sua spongia linguave delere jussos, nisi ferulis objurgari aut flumine proximo mergi maluissent.

[6] Palleat, aut nudis pressit qui calcibus anguem
Aut Lugdunensem rhetor dicturus ad aram. Juvenal Satyr. I, 43.

[7] Inst. Orat. X, 3, 13—15: curandum est, ut quam optime dicamus; dicendum tamen pro facultate.

intimer Freund; derselbe preist ihn wegen seiner wunderbaren Beredsamkeit[1]. Ein Zeugnis für die Vortrefflichkeit der Schule zu Lugdunum liefert auch ihr Schüler Kaiser Claudius, der in dieser Stadt an eben dem Tage geboren wurde, an welchem man dem Augustus den mehrgenannten Altar errichtete. Claudius, unfraglich der gelehrteste Kaiser des 1. Jahrhunderts, sprach und schrieb griechisch wie lateinisch gleich geläufig, war litterarisch thätig und seine Neigung für grammatische Studien leitete ihn sogar zur Vermehrung des lateinischen Alphabets durch drei neue Buchstaben.

Lugdunum genoss ebenso wegen des buchhändlerischen Vertriebs römischer Werke Ansehen, und namentlich scheint dort zu Plinius des jüngeren Zeit nach dessen Büchern rege Nachfrage geherrscht zu haben, wie er selbst mit Genugthuung bemerkt[2].

In Tolosa lehrte um 58 n. Chr. mit Ruhm der Rhetor Statius Surculus[3]. Ebendort las man Martials Werke mit besonderer Vorliebe und Martial feiert zum Danke dafür diese Stadt als »Stadt der Pallas«[4]. Die Schule von Nemausus (Nismes) brachte den berühmtesten Gerichtsredner jenes Jahrhunderts, Domitius Afer, hervor. Geboren etwa 15—16 v. Chr., † 59 n. Chr., lebte er unter Tiberius, Claudius und Nero. Sein bedeutendes Rednertalent, welches er als öffentlicher Ankläger den frevelhaften Launen der Tyrannen lieh, erwarb ihm grossen Reichtum, indem ihm für seine schandbaren Dienste stets der vierte Teil der eingezogenen Güter der Verurteilten zufiel[5]. Tiberius hielt grosse Stücke auf Afers Beredsamkeit und auch Quintilian, sein Schüler, nennt ihn neben Julianus Africanus den ausgezeichnetsten Redner, welchen er gekannt habe; ja, Quintilian steht nicht an, seinen Lehrer in die Reihe der alten, berühmten Meister der Rhetorik zu stellen[6]. Afers Geburtsstadt war zugleich der Stapelplatz für den damaligen Buchhandel in Gallien[7]. Ebenfalls aus Nemausus stammte ein berühmter Zeitgenosse

[1] Inst. Orat. X, 3, 12: Julium Secundum mirae facundiae virum, infinitae tamen curae.

[2] Plin. ep. IX, 11. — [3] Hieronym. Chron. lib. II.

[4] Martial. Satyr. IX, 99. — [5] Tacit. Annal. IV, c. 52, 62. XIV, 19.

[6] Inst. Or. V, c. 7. X, 1. 118, XII, 11, 3: Eorum quos viderim Domitius Afer et Julius Africanus longe praestantissimi. Arte ille et toto genere dicendi praeferendus, et quem in numero veterum locare non timeas Vidi ego longe omnium, quos mihi cognoscere contigit, summum oratorem, Domitium Afrum valde senem.

[7] Apoll. Sid. ep. II, 9.

des unter Augustus und Tiberius blühenden massilianischen Redners Oscus, der Rhetor Agrotas, dessen oratorische Hauptstärke in der Geschmeidigkeit und Weichheit lag[1]. In Vienna (Vienne), wo sich Martial ein dankbares Lesepublikum heranzog, erlangte Valerius Asiaticus, der den Caligula tötete, jene Beredsamkeit, um derentwillen ihn Tacitus hervorhebt[2]. Narbo erzeugte den reich begabten Schulredner Votienus Montanus, einen Anhänger der Stoa. Seneca[3], sein Freund, nennt ihn einen Mann von seltenstem Geiste, der aber nicht tadelfrei sei und zudem den Fehler habe, sich oft in Wiederholungen seiner Gedanken zu bewegen, weil er häufig unvorbereitet an seine Aufgabe herangetreten; Martial[4] nennt ihn einen Gelehrten, Tacitus[5] lobt ihn als Mann von berühmtem Geiste. Wegen der Freimütigkeit, womit er das Lasterleben des alternden Tiberius rügte, wurde er nach den Balearen verbannt, wo er nach dreijährigem Aufenthalt starb[6]. An der Schule zu Massilia lehrten in demselben Jahrhundert der griechische Rhetor Apollodorus von Pergamos, der Präceptor des Augustus[7], und Pacatus, der Zeitgenosse des schon genannten Oscus. Letzterer, aus massilianischer Schulung hervorgegangen, machte sich zu Rom unter Augustus und Tiberius einen Namen als Redner. Seine Hauptstärke scheint in der Gabe beissenden Witzes gelegen zu sein, womit er seine Gegner angriff[8]. Im Lande der Vesontier, in der Hauptstadt Vaison, erblickte als der Sohn eines von Pompejus mit dem Bürgerrechte beschenkten Galliers[9] Trogus Pompejus das Licht der Welt. In Bezug auf seine spätere Geistesrichtung machte sich der Einfluss des benachbarten Massilias mit seiner griechischen Wissenschaft geltend, denn mit Eifer studierte er die griechischen Schriftsteller, namentlich Aristoteles, Theophrast und die jüngeren Geschichtschreiber. Er zuerst fasste den kühnen Plan, eine Weltgeschichte zu schreiben, welche mit Ninus beginnen und bis zu Augustus reichen sollte. Bis zu 44 Büchern gedieh sein Werk (Historiarum

[1] Hist. litt. I, 1, p. 179. — *Mary-Lafon,* I, p. 98.
[2] Annal. XI, 1—3. — [3] Senec. lib. IV, Contr. 28.
[4] Lib. VIII, epigr. 72. — [5] Annal. IV, c. 42.
[6] Hieronym. in Euseb. Chron. ad annum Tiberii 14.
[7] Sueton in August. c. 89: Ne Graecarum quidem disciplinarum leviore studio tenebatur: in quibus et ipsis praestabat largiter, magistro dicendi usus Apollodoro Pergameno, quem jam grandem natu, Apolloniam quoque secum ab urbe iuvenis adhuc eduxerat.
[8] Seneca, Controv. L. V. — [9] Justin: XLIII, 5.

Philippicarum), von welchem Justin einen das ganze Mittelalter hindurch viel benützten Auszug (Historiarum Philippicarum et totius mundi origines et terrae situs), ebenfalls in 44 Büchern, lieferte. Sein strenger, ernster, eines ächten Historikers würdiger Stil erwarb ihm die Anerkennung des älteren Plinius[1]. Ein hervorragender Lehrer der schönen Wissenschaften zu Massilia war Clodius Quirinalis, aus Arles stammend, der nachher in Rom unter Tiberius (nach Hieronymus[2] unter Claudius, nach anderen unter Vespasian) mit Auszeichnung als Rhetor wirkte. Massilien gehört auch, was Erziehung und erste Lehrthätigkeit betrifft, Marcus Antonius Gnipho an, der Zeit seines späteren Wirkens nach in das Consulat Ciceros fallend. In Gallien von freien Eltern geboren, war er ein Findelkind, um das sich ein mitleidiger massilischer Bürger annahm. Dieser Zeit verdankt Gnipho seine ausgezeichnete Kenntnis des Griechischen, womit seine Beherrschung des Lateinischen wetteiferte, welche Eigenschaften, verbunden mit Scharfsinn, ausserordentlichem Gedächtnis und einem sanften, gewinnenden Wesen, sich bei Suetonius, seinem Biographen, zu einem anziehenden Bilde gestalten, das durch Gniphos Tugend der Selbstlosigkeit noch mehr gehoben wird. Er lehrte nicht, wie viele andere Berufsgenossen, schnöden Gewinns halber, sondern lebte von der Freigebigkeit seiner Schüler. In Rom unterrichtete er anfangs im Hause des jungen Divus Julius, hernach in seiner eigenen Wohnung, und zwar lehrte er Grammatik und Rhetorik, auch die Deklamierkunst, letztere in den Abendstunden. Aus seiner Schule gingen berühmte Männer hervor, wie der Philolog Atteius, ein Aquitanier, Cicero, der ihn noch als Prätor hörte, und Julius Caesar. Er starb im 50. Lebensjahre und hinterliess nur zwei Bände »De Latino sermone«, obschon er mehr geschrieben haben soll, was aber Eigentum seiner Schüler ist[3]. Unter diesen verfasste Atteius, der ebenfalls zu Rom lehrte, in Gemeinschaft mit einem anderen seiner Lehrer, Hermas, eine in 800 Bücher eingeteilte Encyclopädie Hyle (Ὕλη der ganze Stoff), betitelt[4].

Auch Valerius Cato, ein freigeborner Gallier, verdient hier Erwähnung. Er war Grammatiker und Lehrer der lateinischen Litteratur in Rom, wo er sich einer grossen Schülerzahl der vornehmsten jungen Leute erfreute. Selbst Dichter, besass er auch

[1] Plin., Hist. Natur. XI, 52.
[2] Hieronym. Chron. lib. II. 2060: Romae insignissime docet.
[3] Suet., De illustr. Gram. c. 7. — [4] Ibid. c. 10.

die Gabe, die strebsamen Jünglinge, die sich ihm anvertrauten, in die Dichtkunst einzuführen. Keiner verstand besser als er die Kunst der kritisch ästhetischen Lektüre. Ausser einigen Schriften grammatikalischen Inhalts verfasste er Gedichte, von welchen seine Lydia und Diana geschätzt waren. Von jener rühmt der Dichter Ticidas, ein Schüler Catos:

Lydia doctorum maxima cura liber,

und der Poet Helvius Cinna sagt von Catos Diana:

Saecula permanent nostri Diana Catonis.

Furius Bibaculus, ebenfalls Dichter, nennt den Valerius Cato, dessen Freund er war, den einzigen Lehrer, den ersten Grammatiker, den besten Dichter. Man pries ihn als die lateinische Sirene und als einen Grammatiker, der allen Schwierigkeiten gewachsen war[1]. Sein Sohn, der oben erwähnte Hermas, lehrte ebenfalls zu Rom.

Cato erreichte ein hohes Alter, starb aber in äusserster Armut, in welche er sowohl durch den Verlust seiner Güter während der Gewaltherrschaft Sullas, als auch durch die Hartherzigkeit seiner Gläubiger gestürzt worden. Er vertritt den Inbegriff einer fünfhundertjährigen Bildung und ist der vollkommenste Typus griechisch-lateinischer Verschmelzung[2].

Unter Augustus blühte auch der Redner Vibius Gallus, einer der besten Sachwalter seiner Zeit. Von seinem Ruhme sprechen die vielen Prozesse, welche ihm zur gerichtlichen Durchführung anvertraut wurden[3].

Wenn der Zustand einer Litteratur einen Rückschluss auf das Bildungswesen einer Nation gestattet, welches den zur Entwickelung des Schriftums befähigten Geistern jene Summe formeller Bildung leiht, ohne die ein feineres Geistesleben und reicher gegliedertes litterarisches Schaffen nicht ermöglicht ist, so darf auch die in der Provence gelegene Stadt Fréjus (Forum-Julii) nicht unberührt bleiben. Sie schenkte der römischen Litteratur den berühmten Dichter C. Cornelius Gallus, welchen Vergil zum Freunde hatte und den man mit Tibull und Properz gleichstellte[4]. Auch Julius Gräcinus, von Caligula 39 n. Chr. ermordet, der Vater des berühmten Agricola, dem Tacitus ein unvergängliches Denkmal gesetzt, war in Fréjus geboren; seine Gelehrsamkeit verschaffte ihm die Achtung der Mitwelt; einen reichen Schatz seines gelehrten

[1] Suet., De ill. Gramm. 11. — [2] *Mary-Lafon*, I, p. 92.

[3] Seneca, lib. I. Controv. 3. 4. 9.

[4] Vergil, Ecloga X. — *Monard,* De Gallorum oratorio ingenio, rhetoribus et Rhetoricae scholis. Bonnae 1848. p. 11.

Wissens hat er niedergelegt in dem uns noch erhaltenen Werke »De vineis«[1]. Um 82 v. Chr. wurde zu Atax am Aude im narbonnensischen Gallien Publius Terentius Varro geboren, der sich als Dichter und Historiker bekannt machte. Die Bezwingung der Sequaner durch Caesar erhob er zum Gegenstande einer epischen Dichtung (Bellum Sequanicum). Noch im späteren Alter widmete er sich dem Studium des Griechischen und allenthalben tragen seine Gedichte Spuren hellenischen Einflusses zur Schau. Terentius Varro starb wahrscheinlich um 37 v. Chr.[2].

Vorstehender Überblick bietet einen Masstab zur Beurteilung des regen Eifers, womit die Gallier sich der Einwirkung überlieferten, welche ihnen der Geist der römischen Schulerziehung darbot, so dass sie mittelst dieser letzteren ihr von keinem anderen Volke übertroffenes Rednertalent auf eine Höhe der Entwicklung führten, die ihnen die Bewunderung Roms selbst eintrug. Waren doch die ersten und ältesten Lehrer der Redekunst in Rom Gallier, welche dort zu einer Zeit ihre rührige Thätigkeit entfalteten, in der grammatikalische und rhetorische Bildung nur durch die Vermittlung von Sklaven und Freigelassenen, die den Unterricht erteilten, zu erlangen war.

Die Blütezeit des gallischen Schulwesens aber fällt in den Beginn des 3. Jahrhunderts und währte bis zum Ausgange des vierten. In der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts hatten die Studien und Studiensitze Galliens schwer unter den Einfällen der germanischen Barbaren zu leiden, welche um 275 den Rhein überschritten und innerhalb zweier Jahre an siebzig der blühendsten Städte Galliens in ihre Gewalt brachten. Zwar bezwang sie Kaiser Probus und befreite das Land von den schlimmen Gästen, aber bald erwuchsen innere Unruhen. Auf die Erhebung des Bonosius, des Sohnes eines Grammatikers, den es nach der Imperatorenwürde gelüstete, welches Gelüsten aber an der Tapferkeit des Probus scheiterte[3], folgte der noch viel schlimmere Aufstand der Bagauden, welcher Gallien tief erschütterte.

Während die gallischen Vornehmen im Genusse ihres Reich-

[1] Columella, De re rust. I, 1, 14. — Tacit. Agricola 4. — Senec. de benef. II, 21.

[2] Hieronym. Chronic. 1935. — Porphyr. ad Horat. Sat. I, 10. 46. — Vgl. *Fr. Wüllner,* De P. Ter. Varronis Atacini vita et scriptis, Schulschr. Münster 1829.

[3] Hist. litter. I, 1. p. 315. 321.

tums schwelgten und sich ihren Vergnügungen nach Gefallen hingeben konnten, schmachtete das Volk unter der schweren Bedrückung räuberischer Beamten, litt es unter einer schlechten Gesetzgebung, unter der Steuerschraube, unter Not und Elend und dem Mangel freiheitlicher Bewegung, so dass selbst ein unbedachtsam hingeworfenes Wort hart geahndet wurde. Besonders war es das Landvolk, welches unter diesen sozialen Schäden darniederlag. Endlich erhob es sich, zur Verzweiflung getrieben, und von dem noch nicht ganz erstorbenen altgallischen Druidengeiste aufgestachelt unter der Führerschaft eines gewissen Helianus und eines Amandus, und wurde zu Barbaren, nachdem man ihm nicht gestattete, Römer zu sein. Unter den Namen Bagauden warfen sich die Aufständischen auf ihre Dränger und Blutsauger, durchzogen sengend und brennend, mordend und plündernd das Land, überfielen, von Erbitterung und Rachedurst getrieben, die Städte und legten ihrer viele in Ruinen und Asche. Maximianus Herculeus überwältigte i. J. 287 die wütenden Scharen, aber Galliens Wohlstand war um viele Jahrzehnte zurückgeschleudert worden. Dass an manchen Orten die Pflege der Wissenschaften aufs empfindlichste geschädigt worden war, ergibt sich von selbst. Unter diesen Opfern befand sich auch die Mäniana, die blühende Schule von Augustodunum. Auch ihrer hatte das empörte Volk nicht geschont, das sich um Geistespflege nicht kümmerte, wo sein hungriger Magen um Brot schrie.

An der Mäniana hatten bis zu ihrer Vernichtung zwei ehrwürdige Greise gelehrt. Glaucus, der eine, hatte im Griechischen unterrichtet, dessen er vollkommen mächtig war, obschon er nicht von griechischer Abkunft gewesen[1], der andere Lehrer hiess Eumenius. Beide mussten, mehr als achtzigjährig, mit Schmerz die blühende Stätte ihres Wirkens vor der entfesselten Raserei der Bagauden in Trümmer sinken sehen. Ohnehin hatten die stürmischen Zeitläufe bereits vorher fühlbar auf das Gedeihen des Unterrichts an der Mäniana gewirkt, deren Verfall zuerst mit dem Jahre 270 eingetreten war[2].

Eumenius, ein Athener, hatte, ehe er nach Augustodunum kam, als Lehrer der Rhetorik in Rom gewirkt, bis ihn der wissenschaftliche Glanz Galliens aus der Tiberstadt hinweglockte[3]. Er hinterliess einen gleichnamigen Enkel, einen hochgebildeten Mann,

[1] Eumen. De restaurand. scholis c. 17. — [2] Hist. litt. V. I, 1, p. 317.
[3] Eum. l. c.

dessen geistige Kraft für die Wiederbelebung der Schule zu Augustodunum wie für gallisches Schulwesen überhaupt von Bedeutung wurde. Sein Gönner war der Caesar Constantius Chlorus (χλωρός der Bleiche), dessen Lehrer Eumenius der jüngere gewesen. Als im Jahre 291 Gallien nebst Spanien und Britannien unter die milde Herrschaft des Vaters Constantins des Grossen kam, da brach eine bessere Zeit für diese Länder an, denn Constantius Chlorus war nicht nur ein gebildeter, sondern auch ein milder Herrscher. Während er als tüchtiger Feldherr das ihm unterstellte Ländergebiet gegen die Einfälle der Alemannen zu schirmen verstand, die er bei Lingona (Langres) zu Paaren trieb, waltete er als ein weiser und gerechter Regent, sich die Liebe und Hochachtung Galliens erwerbend[1]. Zu einer Zeit, in welcher die christliche Kirche im Reiche vom Aufgange bis zum Untergange der Sonne, wie Lactantius sagt[2], von drei Ungeheuern zerfleischt wurde, erfreute sich Gallien allein der Ruhe und des tiefsten Friedens und war Constantius' Palast der Hort für die Bekenner des Christentums[3].

Dem durch den Bagaudenaufstand und die Einbrüche der Barbaren schwer geschädigten Schulwesen Galliens aufzuhelfen, errichtete Constantius Chlorus Schulen, die er mit berühmten Professoren besetzte. Seine volle Gunst erfuhr die Mäniana zu Augustodunum. Um sie wieder zu beleben, bediente er sich der Beihilfe des Eumenius, seines ehemaligen Lehrers, der, nachdem er eine Zeitlang den hohen Posten eines Staatssekretärs (Magister Sacrae Memoriae in Sacro Palatio) innegehabt, und nachdem er mit seinem ihm geneigten Fürsten des öfteren die Strapazen des Krieges geteilt, in die Ruhe des Landlebens sich zurückgezogen hatte, wo er der Erziehung seiner Kinder und seinen Studien oblag. Als Constantius an die Regenerierung des Unterrichtswesens Galliens trat, fiel seine Wahl auf seinen Liebling, den früheren Staatssekretär Eumenius, welchen der Herrscher nicht nur seiner grossen Gelehrsamkeit, sondern auch wegen seines sittlichen Charakters ungemein schätzte. Er selbst schrieb an Eumenius, nachdem er diesem seine Absicht eröffnet, der gallischen Jugend in Augustodunum wieder eine Bildungsstätte zu erschliessen, wie folgt: »Wir haben daher bestimmt, dich diesem Auditorium, das durch den Tod seines Lehrers verwaist ist, als den vorzüglichsten zum Leiter zu geben,

[1] Eutrop. IX, 23, X, 1. — [2] Lactant., De morte persecut. 15. 16.
[3] Eusebius, Vita Const. I, c. 13—17.

dessen Gelehrsamkeit und Sittenstrenge wir in der Verwaltung unseres Amtes kennen gelernt haben. Unter Wahrung des deinem Range zustehenden Privilegiums fordern wir dich auf, das Lehramt wieder anzunehmen und zwar in oben benannter Stadt, von der du weisst, dass wir sie zum früheren Glanze zurückführen, und den Geist der jungen Leute auf die Pflege eines besseren Lebens hinzulenken. Auch sollst du nicht glauben, dass durch dieses Geschäft deine Ehre irgendwie Einbusse erleide, da ein anständiger Beruf jegliche Würde vielmehr erhöht als zerstört. Endlich verfügen wir, dass dir aus der Staatskasse ein Salarium von 600,000 Sesterzien[1] verabreicht werde, damit du siehst, dass unsere Huld auch deine Verdienste würdigt. Lebe wohl, du uns theuerster Eumenius[2].«

Eumenius, damals etwa fünfzig Jahre alt, folgte dem an ihn ergangenen ehrenvollen Rufe und übernahm die Leitung der Schule von Augustodunum. Es spricht für seine Uneigennützigkeit wie für seine Liebe zu den Wissenschaften, wenn er das reiche Stipendium zur Hälfte auf die Wiederinstandsetzung seiner verarmten Schule verwandte. Bei Übernahme seines Lehramtes hielt er zu Lyon in öffentlicher Versammlung im Jahre 296 vor dem Präses Galliens seine berühmte Antrittsrede »Pro restituendis sive instaurandis scholis Augustodunensibus.« Darin feiert er in fast überschwänglicher Weise die Freigebigkeit des Fürsten und dessen Verdienste um die Studien. Die Rede gewährt einen interessanten Einblick in die Schulverhältnisse der Stadt Augustodunum oder Flavia, wie sie von ihren Bürgern aus Dankbarkeit für die ihnen von Constantius, einem Sprössling des flavischen Hauses, teilweise nachgelassene Steuerentrichtung auch genannt wurde.

Die Mäniana, wie man in der Kaiserzeit ein aus mehreren Stockwerken aufgeführtes, grosses und zu Unterrichtszwecken dienendes Gebäude hiess, lag im vornehmsten Teile der Stadt, die an Monumentalbauten reich war, indem sie ein an 100,000 Zuschauer fassendes Amphitheater mit Kolossalstatuen, Tempel des Janus, Pluto, Jupiter, Apollo, Herkules, der Venus, Proserpina und Minerva, eine Naumachie, herrliche Brunnen, Aquädukte und andere öffentliche Bauwerke besass, zu denen sich die Mäniana als ein neues,

[1] Etwa 12,000 Franken. Vgl. *Vallet de Viriville,* Hist. de l'instr. publique en Europe p. 66. — Mémoires de l'Académie des Inscript. et belles lêttres, 1836. t. XII, p. 326.

[2] Eum. l. c. cap. 14.

den baulichen Charakter der Stadt verschönerndes Gebäude gesellte. Sie befand sich zwischen dem Apollo- und dem Herkulestempel und dem Capitolium, eine mit Bezug auf die sinnbildende Bedeutung des Herkules als Musagetes oder Musenführer und Musenbeschützer absichtlich gewählte Lage[1]. In architektonischer Hinsicht mag sich das Schulgebäude von Augustodunum von den sonstigen kaiserlichen Unterrichtsanstalten nicht wesentlich unterschieden haben. Die einzelnen, für die Philosophen, Rhetoren und Grammatiker bestimmten Klassenzimmer (pergulae seu cellulae magistrales) waren zu beiden Seiten eines nach Norden offenen Vestibulums angebracht; in den Schulräumen waren die Sitze halbkreisförmig geordnet. An den Wänden der Säulengänge sah man die bedeutsamsten geschichtlichen Ereignisse im Bilde dargestellt, so dass der Blick der lernenden Jugend täglich auf die Länder und Meere, Städte und Völker gelenkt wurde, die von römischer Tapferkeit bezwungen worden waren und das patriotische Gefühl fortwährend genährt und gepflegt werden musste[2]. Wahrscheinlich nach der unter Mitwirkung Agrippas, des augusteischen Ministers, hergestellten und auf grund von eigens hiezu unternommenen geographischen Vermessungen angefertigten Reichskarte hatte Eumenius in der Halle seiner Anstalt jene Welttafel anbringen lassen, von der man noch eine als Fundament vermauerte weissmarmorne Basis mit Zeichnungen italienischer Städte und Distanzangaben vorgefunden[3], und mit deren Zuhilfenahme die Schüler ihre geographischen Kenntnisse begründen und erweitern konnten. Und all diese Darstellungen hatte Eumenius, wie er ausdrücklich angibt, anbringen lassen zur Belehrung der Jugend, damit sie um so leichter durch die Augen erlerne, was nur schwer durch das Gehör erfasst wird. Also auch hier wieder, trotz Comenius und Pestalozzi, der bereits in den römischen Schulen gekannte und geübte Grundsatz des anschaulichen Unterrichts, dessen pädagogische Bedeutung Seneca ebenfalls schon mit den Worten ins rechte Licht gerückt hat, dass die Menschen mehr den Augen als den Ohren glauben[4].

[1] Eum. l. c. cap. 7: Musarum quies defensione Herculis et virtus Herculis voce Musarum.

[2] Eumenius, l. c. cap. 21.

[3] *Millin,* Vogage du Midi I. p. 340. — *Bernhardy,* Grundriss S. 652, Anm. 52.

[4] Senec., ep. VI: quia homines amplius oculis quam auribus credunt.

Das Schulgebäude von Augustodunum lag im Schatten von Bäumen, in der Nähe murmelnder Quellen, deren Wasser durch Kanäle in die zur Erfrischung und Körperpflege bestimmten Bade- und Schwimmhäuser geleitet wurde, während das Gymnasium und die Palästra für physische Erziehung und Tüchtigkeit sorgten [1], nach dem Grundsatze: Mens sana in corpore sano.

Eumenius, der verdienstvolle Schulmann, schied etwa nach 311 aus dem Leben. Seine Nachfolger haben sicherlich darnach gestrebt, ihr Vorbild allezeit in Ehren zu halten und das ihnen von ihrem Vorgänger hinterlassene pädagogische Erbe in seinem Geiste zu wahren, so dass der Ruhm der Schule von Augustodunum sich noch bis tief ins folgende Jahrhundert erhielt.

Im 3. Jahrhundert müssen auch die später so berühmt gewordenen Schulen von Trier, Besançon, Bordeaux, Auch, Poitiers, Angouleme und anderen Städten bereits ihren Anfang genommen haben. Dagegen lässt sich eine angeblich von Marc Aurel errichtete Akademie zu Orleans nicht nachweisen [2].

Die Mittagshöhe ihres Ruhmes erklommen die gallischen Studienanstalten mit dem 4. Jahrhunderte, und da ist es vor allem ein Mann, der gewissermassen als Schulgrösse ersten Ranges im Mittelpunkte des pädagogischen Lebens Galliens steht. Es ist dies der als Rhetor wie als Dichter berühmt gewordene Ausonius, der viele Jahre hindurch zu Burdigala (Bordeaux) den Lehrstuhl zierte. Ihm verdankt man das Meiste, was man über gallisches Schulleben jener Zeit weiss; denn da sein Leben den grössten Teil des 4. Jahrhunderts ausfüllte, so umfassen seine Aufzeichnungen über die Studienverhältnisse Galliens einen beträchtlichen Zeitraum. Ehe wir Ausonius selbst in seiner Bedeutung als Schulmann näher ins Auge fassen, wollen wir auf Grund seines Werkes »Professores Burdigalenses« die Männer kennen lernen, welche — es sind ihrer 31 — entweder seine Amtsbrüder, Freunde oder Lehrer, alle aber fast seine Zeitgenossen waren und zu Burdigala unterrichteten.

Burdigala, die herrliche Garonnestadt, war im 4. Jahrhunderte der Sammel- und Einigungspunkt alles wissenschaftlichen und schöngeistigen Strebens in Gallien. In ihr konzentrierte sich die gesamte Intelligenz des in geistiger Hinsicht allen andern Ländern vorausgeeilten Aquitaniens. Die Natur selbst entfaltete in diesem Lande all ihre Kräfte, um die Menschen zu intellektuellem

[1] *Buläus*, Hist. Univ. Paris I, p. 29. — [2] Hist. litt. I, 1. p. 244.

Schaffen anzuregen und zu hohem Gedankenfluge anzureizen. Eingebettet zwischen die Pyrenäen, die narbonnensische Provinz, den Ligerfluss und das brandende Weltmeer schien Aquitanien der erklärte Liebling der gütigen Schöpfermacht zu sein. Dies Land war ein irdisches Paradies. An sonnigem Gelände kochte das Blut der Rebe, Obstgärten prangten in der Völle ihrer Früchte, die Fluren leuchteten im buntesten Farbenspiele der Blumenwelt, auf den Feldern wogte das Gold des Getreidesegens, Wald und Wasser standen zu einander in wohlthuendem, nützlichem Verhältnis. Die Bewohner lebten ein angenehmes Dasein; der heimatliche Boden gewährte ihnen alles, was des Lebens Notdurft und Annehmlichkeit erheischte. Salvian, dem die Schönheit Aquitaniens diese Schilderung entlockte, kann sich nicht enthalten, in den Menschen, welche es bewohnen, die Herren und Eigentümer eines Eden zu preisen [1].

Die Hauptstadt dieser gesegneten Provinz war Burdigala, reich als Handelsstapelplatz, der die Schätze des benachbarten seetüchtigen Hispaniens und des meerumwehrten Britanniens in seinen Hafen schwanken sah. Die Stadt musste auf den sie zum erstenmale betretenden Fremdling einen mächtigen Eindruck machen. Hochanstrebende, im Vierecke gebaute Mauern, von hochragenden Türmen geschmückt, umgürteten sie, herrliche Strassen durchschnitten ihr Meer von stattlichen Häusern und grossen Plätzen [2]. Die Burdigalenser, ein gebildetes, geistvolles Volk, erfreuten sich einer sorgfältigen Regierung, so dass ihr Consulat das berühmteste aller gallischen Städte war [3].

Die Perle Burdigalas und sein hellleuchtender Ruhm war jedoch sein Schulwesen. Die Wirksamkeit desselben fällt sicher schon ins 3. Jahrhundert, wie bereits angedeutet, denn damals lehrte in Burdigala ein sonst unbekannter Eusebius die schönen Wissenschaften [4]. Die Schule der Garonnestadt genoss eines solchen

[1] Salvian., De gubernat. Dei, VII. p. 142. — [2] Auson. clar. Urbes XIV.

[3] Auson. l. c. V. 3:

— insignem
Moribus, ingeniisque hominum, procerumque senatu. — Vgl. *Savigny,* Gesch. des röm. Rechts I, S. 61.

[4] Auson. Parent. c. 16:

procul et de manibus imis
Arcessenda esset vox proavi Eusebii
Qui quoniam
Transcripsit partes

Hist. litt. I, 1. p. 319. 320.

Rufes, dass die Gelehrten fremder Länder an ihr Verwendung suchten und fanden und dass andere gallische Städte, ja selbst Rom und Byzanz entweder Professoren aus Burdigala oder doch wenigstens deren Schüler begehrten[1].

Eine glänzende Zierde dieses Studiensitzes und dessen Stolz war der Orator Tiberius Victor Minervius, mit dem Ausonius die Reihe seiner Lehrerbiographien eröffnet. Minervius trug die Rhetortoga mit dem Werte eines Quintilian. Nachdem er eine Zeit hindurch in Burdigala und dann in Constantinopel gelehrt, trat er als Professor der Rhetorik um 349 oder 354 in Rom auf, wo er nach dem Zeugnisse des hl. Hieronymus ein blühendes Wirken entfaltete. Von Rom siedelte er wieder nach Burdigala über, wo seine gewaltige Beredsamkeit tausende von Schülern anzog, unter ihnen auch seinen nachmaligen Biographen Ausonius. Wie ein Giessbach strömte die Rede von den Lippen dieses Lehrers, dem die von Demosthenes dreimal betonte erste Eigenschaft eines Redners, die Aktion[2], in seltenem Grade eignete. Dabei hatte die Natur diesen Mann mit einem so staunenswerten Gedächtnis ausgestattet, dass er einmal Gelesenes nicht wieder vergass und man seinem Ohre wie einem Buche glauben konnte[3]. Er starb zu Burdigala, seiner Vaterstadt, 60 Jahre alt. Von seinen Schriften hat sich leider nichts erhalten.

Minervius hinterliess einen Sohn Alethius[4]. Dieser betrat

1 Hist. litt. I, 2. p. 13.

2 Cicero de Orat. III, c. 56. — Quintil. XI, 3.

3 Primus, Burdigalae columen, dicere, Minervi,
Alter rhetoricae Quintiliane togae.
Illustres quondam quo praeceptore fuerunt.
4 Constantinopolis, Roma dehinc patria,
.
Mille foro dedit hic juvenes; bis mille senatus
Adjecit numerus, purpureisque togis;
Me quoque.
Dicendi torrens tibi copia, quae tamen aurum,
Non etiam luteam volveret illuviem.
Et Demosthenicum, quod ter primum ille vocavit,
In te sic viguit, cedat ut ipse tibi.
23 Audita ut, vel lecta semel, ceu fixa teneres;
Auribus et libris esset ut una fides.
Auson. Prof. I.

4 Scaliger hielt diesen Alethius irrtümlicherweise für einen Sohn des Alcimus Alethius. Vgl. *Corpet,* Oeuvres d'Ausone, I, p. 315, Note VI, 1.

schon frühzeitig den Katheder und übte bereits eine Professur aus, als er ohne Erröten noch hätte Schüler sein können. Ungleich seinem wanderlustigen Vater verliess er Burdigala nie. Trotz seiner Jugend übertraf er zwei berühmte Vorgänger, die Lehrer Patera und Nazarius, an Gelehrsamkeit. Ein früher Tod entriss ihn seinem Berufe. Das Schicksal, das ihm alles gegeben, raubte ihm plötzlich alles wieder, der Sommerblüte gleich, die, kaum erblüht, auch schon verwelkt und an Horazens Wort gemahnend: Nihil est ab omni parte beatum[1].

Der Reihe nach schliesst Ausonius den Rhetor Latinus Alcimus Alethius dem älteren Minervius an. Er stammte aus dem Gebiete von Agen[2], wenn nicht aus dieser Stadt selbst. Seine Lehrthätigkeit war eine sehr blühende[3]. Er scheint besonders auch als Schriftsteller thätig gewesen zu sein, wenigstens hält Scaliger dafür, dass er die Geschichte des Kaisers Julian geschrieben habe[4]. Die Kraft (fortidudo Alcimi) seines Stils wird gerühmt[5]. Als Gelehrter wie als Dichter, als Redner der Schule wie des

[1] Tu primaevis
Doctor in annis
Et praeceptor
Tempore, quo te
Discere adultum
Non turpe foret
Post Nazarium
Post Pateram
Major utroque
Non sine morsu
Gravis invidiae,
Cuncta habuisti
Commoda fati
Non mansuris
Ornate bonis
Omnia praecox
Fortuna tibi
Dedit, et rapuit.
Aus. Prof. VI.

[2] Sidon. Apoll. VIII, ep. 11.

[3] Hieronym. Chron. lib. II. Alcimus et Delphidius, rhetores in Aquitania florentissime docent. Hieronym. ep. 2 lib. VIII: Et si a te instructio Rhetorica poscatur, hi Paulinum, illi Alcimum requirunt.

[4] Vivent per omnem posterorum memoriam,
Quos tu sacrae famae dabas.
Et Julianum tu magis famae dabas,
Quam sceptra quae tenuit brevi;
Sallustio plus conferent libri tui,
Quam consulatus addidit.
Aus. Prof. II.

Der von Ausonius erwähnte Sallust war Präfekt Galliens und Julians Consulatscollege. Die Verf. der Hist. litt. I, 2 schreiben dem Alcimus ein Epigramm über Homer und Vergil zu, welches sich unter dem Namen des Alcimus in *Burmann*, Anthol. lat. I. p. 355 findet.

[5] Sid. Apoll. V, ep. 10 ad Sapaudum.

Forums, aber auch als Mensch wegen seiner ernsten Sitten, seines freundlichen Benehmens und seines, jedem ehrgeizigen Strebertum abholden Wesens fand er die Anerkennung und Wertschätzung seiner Zeitgenossen[1]. Ein anderer Rhetor, Luciolus, ein sanftmütiger Mann, der seinem Hausgesinde nie ein rauhes Wort gab, starb frühzeitig. Er war ein Mitschüler des Ausonius, der ihn als Meister der Prosa und Poesie rühmt[2].

Einer der hervorragendsten Lehrer an der Schule zu Burdigala war der Rhetor Attius Patera (Pater), als Bildner vorzüglicher Redner gefeiert. Er ist ein sprechender Beweis, dass es noch im 4. Jahrhunderte als Ehre galt, druidisches Blut in den Adern zu haben[3], denn Ausonius betont, dass Patera einem bajocassischen Druidengeschlechte entsprossen sei. »Dein Name Patera,« so sagt der Dichter, »bezeichnet in der Sprache der Wissenden die Geheimnisse des Apollo; dein Bruder und Vater danken den ihrigen dem des Phöbus. Keiner besass in diesem Jahrhunderte so viel Gelehrsamkeit und keiner verstand wie du die Beredsamkeit[4].« Mit einem glücklichen Gedächtnis begabt, zeichnete den Patera ein leichter, klarer, harmonischer und eleganter Vortrag aus, der

1 Aus. Prof. II.

2 Rhetora Luciolum, condiscipulumque magistrum
Collegamque dehinc.
Facundum, doctumque virum, seu lege metrorum
Condita, seu prosis solveret orsa modis.
Aus. Prof. III, 1—4.

3 *Beugnot.* l. c. II. p. 151.

4 Doctor potentum rhetorum.
Tu Bajocassis, stirpe Druidarum satus,
Si fama non fallit fidem,
Beleni sacratum ducis e templo genus,
Et inde vobis nomina:
Tibi Paterae; sic ministros nuncupant
Apollinares mystici.
Fratri, patrique nomen a Phoebo datum:
Natoque de Delphis tuo.
Doctrina nulli tanta in illo tempore,
Cursusque tot fandi et rotae.
Memor, disertus, lucida facundia,
Canore, cultu praeditus,
Salibus modestus, felle nullo perlitus,
Vini, cibique abstemius,
Laetus, pudicus, pulcher, in senio quoque
Aquilae, senectus, aut equi. Aus. Prof. X.

den beissenden Witz und den gallsüchtigen Ton mied. Von Burdigala ging er nach Rom, wo er um 339 mit grossem Ruhme lehrte[1]. Sowohl er wie sein gleich näher zu erwähnender Sohn Delphidius huldigten dem Heidentume, während eine Verwandte, Hedibia, bekannt durch ihren Briefwechsel mit dem hl. Hieronymus, zum Christentume übertrat. Übrigens ist es nicht unmöglich, dass der ältere Patera den Anschauungen des syrischen Gnosticismus sich genähert hatte, wenigstens legt die von Ausonius bemerkte Enthaltung desselben vom Weingenuss, den auch die Gnostiker der syrischen Schule verwarfen, diese Vermutung nahe. Jedenfalls hatte Patera seiner strengen Lebensweise, die ihn von allen Ausschweifungen und allen Unregelmässigkeiten in Speise und Trank zurückhielt, ein hohes rüstiges Greisenalter zu danken.

Attius Tiro Delphidius, der Sohn des Vorgenannten, war ein frühreifes Genie; seiner Zeit galt er als der bedeutendste Redner. Schon als Knabe hatte er bei den litterarischen Wettkämpfen, welche Domitian unter dem Consulate des Cornelius Dolabella in Nachahmung der olympischen Spiele auf dem Capitolium eingeführt hatte und wobei alle Künste zum Mitbewerb zugelassen wurden, den ersten Preis, eine Krone aus Eichenlaub, errungen. Als Jüngling erregte er Aufsehen durch sein ausserordentliches Wissen und durch seine glänzende Beredsamkeit. Aber ein falscher Ehrgeiz zog ihn von den Wissenschaften ab und auf verhängnisvolle Bahnen. Den Schwerpunkt seiner Thätigkeit in sein Auftreten als Gerichtsredner legend, heimste er statt der von ihm begehrten höfischen Auszeichnung vielfach Hass und Feindschaft ein, die Frucht der von ihm geführten Prozesse. Von diesen war der merkwürdigste jener vom Jahre 358, in welchem Delphidius als Ankläger gegen Mumerius, den Statthalter der narbonnensischen Provinz, auftrat, welchen er der Unterschlagung von Staatsgeldern beschuldigte. Der Prozess wurde in Gegenwart Julians, damals gallischer Präfekt, geführt und der von Natur erregbare Delphidius, dem überdies der Mangel an überführendem Beweismaterial einen harten Standpunkt bereitete, gerieth im Verlaufe der Gerichtsverhandlung heftig mit dem Präfekten zusammen[2]. Delphidius verlor seine Sache, aber die Missgunst der Vornehmen verfolgte ihn seitdem. Bald sah er sich selbst in schwere Anschuldigungen

[1] Hieronym. Chron. ad ann. 339: Patera rhetor Romae gloriosissime docet.

[2] Amm. Marcell. lib. XVIII, c. 1.

verwickelt und nur aus Mitleid mit seinem Vater schlug man die gerichtliche Verfolgung nieder.

Delphidius widmete sich nun der Lehrthätigkeit, zu der ihm jedoch der innere Beruf vollkommen fehlte. Als Lehrer wirkte er insbesonders in der Regierungzeit Valentinians. Auch litterarisch war er thätig[1]; unter anderen diesbezüglichen Arbeiten hat er ein Epos begonnen, aber nicht vollendet. Fülle des Ausdrucks charakterisierte seine Schriften[2], von welchen indes nichts auf uns gekommen ist[3].

Delphidius starb etwa 40 Jahre alt und noch früh genug, um nicht die Schande seiner Tochter Procula und das Unglück seiner Witwe Eucrotia erleben zu müssen[4].

Ausser Patera und dessen Sohn Delphidius kennt man noch

1 Hieronym. ep. ad Hedibiam: Majores tui Paterius atque Delphidius, quorum alter, antequam ego nascerer, Rhetoricam Romae docuit, alter me jam adolescentulo meo omnes Gallias, prosa versuque, suo illustravit ingenio.

2 Sid. Apoll. V, ep. 10: Abundantia Delphidii.

3 Facunde, docte, lingua et ingenio celer,
13 Celebrata varie cujus eloquentia
Domi forisque claruit.
Felix, quietis si maneres litteris,
Opus Camoenarum colens,
Nec odia magnis concitata litibus
Armaret ultor impetus;
Nec inquieto temporis tyrannici
Palatio te attoleres.
33 Mox inde rhetor, nec docendi pertinax,
Curam fefellisti patrum.
Minus malorum munere expertus Dei,
Medio quod aevi raptus es:
Errore quod non deviantis filiae,
Poenaque laesus coniugis. Aus. Prof. V.

4 Beide Frauen waren Christinnen. Procula trat zu Priscillian, dem Stifter der nach ihm benannten Sekte, der sich nach seiner Verweisung aus Burdigala durch den Bischof Delphin auf ein der Eucrotia gehöriges Landgut zurückgezogen (um 380), in ein unsittliches Verhältnis, das nicht ohne Folgen blieb. Um ihrer Mutter mit Priscillian nach Rom folgen zu können, wo er sich rechtfertigen wollte, liess sie sich abortieren. Bekanntlich wurde Priscillian zum Tode verurteilt, Eucrotia starb den Tod durch Enthauptung (385). Sulp. Sev. Hist. sacr. lib. II. — Bibl. Vet. Patr. V. p. 211. — Prosper. Aquit., Chronic. bei *Du Chesne,* Script. Rer. Franc. I. p. 202.

Staatliche Bibliothek Bamberg

einen anderen Lehrer, der früher als Priester des Belen-Apollo die gallische Jugend in druidischer Weisheit unterwiesen: Phöbicius. Er leitete seinen Namen von Phöbus, einem Epitheton des Apollo, her und stammte aus einem Druidengeschlechte Armoricas, jenem treuen Hinterlande des Druidismus. Als die druidischen Schulen ihren Mann nicht mehr ernährten, wandte sich Phöbicius gleich vielen anderen seiner Genossen der neuen Richtung zu und fand in Burdigala durch die Bemühungen seines Sohnes Anstellung als Professor, in welcher Eigenschaft er bis in sein Greisenalter verharrte[1].

Ein Jugendfreund des Ausonius, allein beträchtlich älter als dieser, war Leontius, der es nur zu der bescheidenen Professur eines Grammatikers brachte. Obwohl kein sittlicher Makel sein Leben befleckte, erhielt er dennoch und zwar wegen seiner Geneigtheit zu heiterem Scherze und launigen Einfällen den Beinamen »lascivus«, den er sich auch geduldig gefallen liess[2]. Im Übrigen spielte er keine besondere Rolle, obwohl er an Bedeutung noch immer seinem Bruder, dem Grammatiker Jucundus[3], voraus war.

1 Nec reticebo senem
Nomine Phoebicium,
Qui Beleni aedituus
Nil opis inde tulit;
Sed tamen, ut placitum
Stirpe satus Druidum
Gentis Armoricae,
Burdigalae cathedram
Nati opera obtinuit. Aus. Prof. X, 16—25.

2 Iste Lascivus patiens vocari
Nomen indignum probitate vitae
Abnuit nunquam, quia gratum ad aures
Esset amicas.
Litteris tantum titulum assecutus,
Quantus exili satis est cathedrae;
Posset insertus numerus ut videri
Grammaticorum.
Tu meae semper socius juventae
Pluribus quamvis cumulatus annis. Aus. Prof. VII.

Den Beinamen »Lascivus« findet man indes auch als nomen proprium in einer Inschrift und einem Epitaph bei *Burmann* Anthol. lat. II. p. 259.

3 Et te, quem cathedram temere usurpasse loquuntur
Nomen grammatici nec meruisse putant
Voce ciebo tamen, simplex, bone, amice, sodalis.
Aus. Prof. IX.

Diesem warf man vor, er nehme mit Unrecht den Lehrstuhl ein und verdiene den Namen eines Grammatikers gar nicht. Er war ein anspruchsloser Mann und Ausonius kann ihm das Lob eines guten Freundes und Amtsgenossen nicht vorenthalten.

Wenig mehr als den Namen hat auch der Grammatiker Thalassus[1] hinterlassen, zu dessen Wirkenszeit übrigens Ausonius noch zu jung war, als dass er sich um ihn besonders gekümmert hätte.

Auch unter seinen eigenen Verwandten zählte Ausonius schulmeisterliche Gestalten. Hier sei einstweilen der Grammatiker Herculanus, der Sohn seiner Schwester Julia Dryadia genannt, ein begabter aber leichtfertiger, verschwenderischer und sittenloser Mensch. Ihn bildete sein Onkel, dem er auch auf dem Katheder hätte folgen sollen, wäre er nicht auf Abwege gerathen, die ihn dem Geiste der Wissenschaften entfremdeten[2].

Von einem anderen Verwandten des Ausonius, ebenfalls Lehrer, wird weiterhin gesprochen werden.

Ein durch vornehme Abkunft und Rednergabe ausgezeichneter Professor war Censorius Atticus Agricius[3], geboren um 315, gestorben 370. An ihm wurde namentlich die Regelmässigkeit der Rede gelobt[4]. Unter dem Namen eines Agretius besitzt man eine Abhandlung »De orthographia et proprietate et differentia sermonis«[5], die sich gewissermassen als eine Ergänzung und Erweiterung einer gleichnamigen Schrift des Grammatikers Flavius Caper[6] ausweist, und als deren Autor man obigen Agretius angibt. Da aber diese Arbeit dem Bischofe Eucherius gewidmet und dies vermutlich derselbe Bischof ist, welcher um 432 oder 434, also 40—50 Jahre nach dem Tode des Ausonius und Agricius, zu Lyon vorkommt, so kann der Rhetor Censorius Atticus von Burdigala nicht der Urheber jener Abhandlung sein. Als ihr eigentlicher

1 Aetas nil de te posterior celebrat. Aus. Prof. XII.

2 Particeps scholae, et cathedrae paene successor meae,
Lubricae nisi te juventae praecipitem flexus daret,
Pythagorei non tenentem tramitis rectam viam. Ibid. VI.

3 Tam generis tibi celsus apex, quam gloria fandi.
Ibid. XIV.

4 Sid. Apoll. V, ep. 10: Agroeti disciplina.

5 *Putschius,* Grammat. lat. auct. (Hanaw 1605) p. 2266 squ.

6 Ibid. p. 2230—2250. — Priscian, p. 354. H.

Verfasser wird heute allgemein ein im 5. Jahrhunderte lebender gallischer Grammatiker Agroecius betrachtet[1].

Der humorvolle Grammatiker und Rhetor Nepotianus, ein Meister des lateinischen Stils und der Beredsamkeit, besass den Ruf, ein Disputator wie der Stoiker Cleanthes zu sein[2]. Seine Gedächtniskraft, worin er selbst den hierin berühmten Epiroten Cineas überbot, ermöglichte es ihm, sich die grammatikalischen Werke eines Probus und Scaurus auswendig anzueignen. Er erreichte das hohe Alter von 90 Jahren, was er nicht zum geringsten Teile seinem allzeit heiteren Temperamente zuzuschreiben hatte, welches ihn davor bewahrte, das Leben mit seinen Wechselfällen von der pessimistischen Seite anzusehen; und diese jugendliche Heiterkeit des Gemütes wahrte er sich bis in sein Alter. Ausonius, der in ihm den Freund und Genossen hochschätzte, dankte ihm manche geistige Anregung.

Weniger als Rhetor als wegen seines sonstigen Schicksals verdient Dynamius, ein alter Freund des Ausonius, Erwähnung[3]. Des Ehebruchs beschuldigt, musste derselbe Burdigala verlassen,

1 *Schoel,* Hist. abr. de la litt. rom. III. p. 327. — *Collombet,* Hist. des lettr. lat. p. 527. — Hist. litt. I, 2. p. 202.

2 Facete, comis, animo juvenali senex
Cui felle nullo, melle multo mens madens,
Aevum per omnem nil amarum miscuit:
Nostri medela, Nepotiane, pectoris.
. .
Probe, et pudice, parce, frugi, abstemie,
Facunde, nulli rhetorum cedens stilo,
Et disputator ad Cleanthen Stoicon:
Scaurum, Probumque corde callens intimo:
Et Epirote linea memor magis
Sodalis, et convictor, hospes jugiter
Parum quod hospes; mentis agitator meae.
Aus. Prof. XV.

In *Burmann,* Anthol. lat. I. nr. 72 findet sich unter dem Namen Reposianius ein Gedicht über die Liebschaften des Mars und der Venus. *Wernsdorf,* (Poetae lat. min. III.) hat dieses Gedicht ebenfalls abgedruckt und glaubt, der Name Neposianus sei in Reposianus verdruckt, eine auch von *Corpet,* I. App. p. 420—430 vertretene Ansicht, bei dem dasselbe Gedicht steht.

3 Sed neque te moesta, Dynami, fraudebo querela,
Municipem patriae causidicumque meae.
Jungeris antiqua tua mihi amicitia. Aus. Prof. XXIII.

um sich nach dem kleinen Ilerda (Lerida) in Spanien zu begeben. Dort lebte er, mit einer vermöglichen Frau verheiratet, als Lehrer der Rhetorik, bis an sein Lebensende den Pseudonamen Flavinius führend, der ihn vor Entdeckung schützen sollte.

Acilius Glabrio, Grammatiker, rühmte sich einer vornehmen, bis auf Troja zurückreichenden Herkunft. Als Ausonius noch Knabe, war Glabrio sein Mitschüler; als jener Rhetor, war dieser Grammatiker. Sein früher Tod war nicht nur für Frau und Kinder, sondern auch für seine Mitbürger ein Verlust, denn als Sachwalter auf dem Forum fiel sein beredtes Wort schwer in die Wagschale [1]; ausserdem war er wegen seiner Gefälligkeit, Güte und Bereitwilligkeit, Rat und Einschlag zu erteilen, bei männiglich sehr beliebt.

Von den Grammatikern Macrinus [2], Concordius [3] und Sucurus [4] weiss Ausonius wenig zu berichten. Den ersteren bezeichnet er als einen nüchternen Mann von vorzüglichem Lehrgeschick, das Ausonius in seiner Kindheit an sich selbst erfuhr; Concordius musste als Verbannter aus Burdigala weichen, wo ihm sein Beruf ohnehin nicht viel eingetragen, ein Missgeschick, das ihm auch späterhin treu blieb; Sucurus, aus dem Stande der Freigelassenen, führte als schlichter Elementarlehrer die Jugend auf den ersten Wissenspfad. — Des Unterlehrers (proscholus) Victorius erwähnt Ausonius als eines strebsamen, mit Gedächtnis und rascher Fassungsgabe ausgestatteten jungen Mannes, der sich mit Vorliebe wie ein Bücherwurm in alten Büchern vergrub, um seinen Wissens-

[1] Inque foro tutela reis, et cultor in agris,
Digne, diu partis qui fruerere bonis. Aus. Prof. XXIV.

[2] Sobrius et puerorum
Utilis ingeniis.
Huic mea principio
Credita pueritiae.

[3] Et tu, Concordi,
Qui, profugus patria,
Mutasti sterilem
Urbe alia cathedram.

[4] Et libertina,
Sucure, progenies;
Qui rudibus pueris
Prima elementa dabas. Aus. Prof. X, 13—33

durst zu sättigen[1], während ihn die neuere Litteratur, Livius und Cicero, weniger anzog. Zur Kathederwürde brachte er es aber doch nie, sondern bloss bis zum Vorgeschmacke des Titels Grammatiker.

Als Dioscurenpaar führt Ausonius die beiden Freunde und Grammatiker Crispus und Urbicus an. Jener lehrte die Jugend die ersten Zeichen der ihr neuen Elemente und war ein begeisterter Verehrer von Vergil und Horaz, welcher Begeisterung er gelegentlich mit der Bacchusgabe nachgeholfen zu haben scheint. Sonst hatte sowohl ihn wie auch seinen dichterisch veranlagten Freund Urbicus, der sich hauptsächlich der griechischen Litteratur zuwandte, die Natur mit rednerischer Begabung geschmückt, wie auch beide auf dem Gebiete der Geschichte und der Mythologie tüchtig bewandert waren[2].

Die bisher genannten Lehrer hatten, mit Ausnahme des Urbicus, sämtlich Professuren für die lateinische Sprache in Burdigala inne. Ausser ihnen nennt Ausonius noch folgende Lehrer für Griechisch, die in Burdigala docierten:

Corinthius, Sperchеus und dessen Sohn Menestheus, Zeitgenossen des Ausonius. Dieser begann unter den beiden erstgenannten seine griechischen Studien, die aber bei ihm ohne Erfolg waren, was teils die Schwierigkeiten des Gegenstandes selbst, teils eine gewisse Geistesträgheit des Lernenden verursachte[3]. Von

1 Victori studiose, memor, celer, ignoratis
Assidue in libris, nec nisi operata legens. Aus. Prof. XXII.

2 Qui primaevos, fandique rudes,
Elementorum prima docebas
Signa novorum.
Creditus olim fervere mero,
Ut Vergilii Flaccique locis
Aemula ferres.
Nanctus Crispo cunjuncto tuo
Prosa solebas, et versu loqui
Impetu eodem,
Priscos ut et Heroës olim
Carmine Homeri commemoratos
Fando referres. Aus. Prof. XXI.

3 Tertius horum mihi non magister;
Ceteri primis docuere in annis,
Ne forem vocum rudis, aut loquendi,
Sed sine cultu.
Obstitit nostrae quia, credo, mentis
Tardior sensus; neque disciplinis
Appulit Graecis puerilis aevi
Noxius error. Aus. Prof. VIII.

besonderer Bedeutung war übrigens keiner der erwähnten Lehrer. Dagegen wird der Syracusaner Citarius gelobt, der an Ruhm einem Aristarchus und Zenodot geglichen, an Dichterwert einen Simonides von Keos übertroffen haben soll[1].

Im aquitanischen Gallien blühte als Musensitz neben Burdigala die Stadt Pictavium (Poitiers), obgleich sie sich in der Empfänglichkeit für die Studien nicht mit jener messen konnte. In Pictavium lehrte der Grammatiker Ammonius Anastasius. Er hatte vorher in Burdigala, seiner Geburtstadt gelehrt, allein unbefriedigt von den dortigen Erfolgen, trieb ihn der Ehrgeiz und ein wandelbarer Sinn, nach Pictavium seinen Wirkungskreis zu verlegen. Aber der Unstern waltete auch hier über ihm, denn er erzielte, wie bei seinem mageren Wissensfonde leicht erklärlich, weder Gewinn noch Ruhm, sondern versank vielmehr in bittere Armut; selbst den schwachen Rest der aus seiner Heimat mitgebrachten Reputation sah er am Abend seines Lebens erbleichen[2]. Auch der Rhetor Rufus, der ebenfalls in Pictavium lehrte, hat

[1] Esset Aristarchi tibi gloria, Zenodotique,
Grajorum antiquus si sequeretur honos.
Carminibus, quae prima tuis sunt condita in annis,
Concedit Cei Musa Simonidei. Aus. Prof. XIII.

(Ein in Sicilien auf einem alten Stein entdecktes Epigramm wird trotz der Namensverschiedenheit des Verfassers, Citerius Sidanius, ebenfalls eines Syrakusaners, von Litteraturkennern wie Vinet, Scaliger, Burmann und Wernsdorf dem Burdigalenser zugeschrieben. Es lautet:
Almo, Theon, Thhyrsis, orti sub monte Pelori,
Semine disparili (von verschiedenen Vätern), Laurento, Lacone, Sabino,
Vite Sabine, Lacon sulco, sue cognite Laurens.
Thhyrsis oves, vitulos Theon egerat, Almo capellas,
Almo puer, pubesque Theon, at Thhyrsis ephebus.
Canna Almo, Thhyrsis stipula, Theon ore melodus.
Nais amat Thhyrsin, Glauce Almona, Nisa Theonem.
Nisa rosas, Glauce violas dat, lilia Nais.)

[2] Pange et Anastasio
Flebile, Musa, melum;
Et memora tenuem,
Naenia, grammaticum,
Burdigalae hunc genitum,
Transtulit ambitio,
Pictonicaeque dedit;
Pauper ubi, et tenuem
Victum habitumque colens,
Gloriolam exilem
Et patriae et cathedrae
Perdidit in senio;
Doctrina exiguus,
Moribus implacidis,
Proinde, ut erat meritum,
Famam habuit tenuem.
Aus. Prof. X.

auf die Nachwelt eher alles als einen ruhmvollen Namen vererbt. Ausonius beizt ihn seiner geistigen Beschränktheit halber reichlich mit Spott. Einmal wirft er ihm Hirnlosigkeit vor, indem er beim Anblicke seiner Statue sagt, nichts sei ihm ähnlicher, sie spreche nicht, lache nicht, höre nicht und habe kein Gehirn, ganz wie Rufus[1]; ein andersmal macht er sich bei Betrachtung seines Bildes lustig, das dem Original aufs Haar gleiche, denn es sei ebenso stumm[2]. Der Ausdruck *reminisco*, dessen sich Rufus einmal dichtend bediente, gab dem Ausonius Anlass, ihm folgendes auf einem Wortspiel beruhendes Epigramm zu widmen:

Reminisco Rufus dixit in versu suo
cor ergo versus, immo Rufus non habet. Aus. epigr. 48.

Und wieder gleich darauf:

Qui Reminis*co* putat se dicere posse Latine,
Hic, ubi *co* scriptum est, legeret cor, si *cor* haberet.
Ibid. ep. 49.

Eine nette Stichprobe der grammatikalischen Tüchtigkeit dieses Rufus bietet Ausonius, indem er einen Hochzeitstoast desselben erwähnt, wobei dem unglücklichen Sprecher folgender Schnitzer auf die Zunge gerieth:

Erzeuget Kinder männlichen sowohl
Als weiblichen und keinerlei Geschlechts[3].

In der aquitanischen Stadt Saintes (Civitas Sentonum) lehrte wahrscheinlich der Rhetor Axius Paulus. Seine Vaterstadt war Bigorre am Fusse der Pyrenäen; seine Bildung hatte er an den Schulen von Tolosa und Burdigala erhalten. Einige Jahre lang war er gerichtlicher Sachwalter, dann wurde er Rhetor. Dass er in Saintonge seinen Lehrstuhl aufgeschlagen, erhellt aus einer poetischen Epistel des Ausonius, der an Paulus schreibt, er habe Bordeaux verlassen, um nach Saintes zu kommen, wo Ausonius

1 Aus. Epigr. 45. 46.

2 Haec Rufi tabula est: nil verius. Ipse ubi Rufus?
In cathedra. Quid agit? Hoc, quod et in tabula. Ibid. ep. 47.

3 Rufus vocatus rhetor olim ad nuptias,
Celebri (fit ut) convivio,
Grammaticae ut artis se peritum ostenderet,
Haec vota duxit nuptiis:
Et masculini et feminini gignite
Generisque neutri filios. Aus. epigr. 50.

ein Gut besass und wo er seinem Freunde Axius näher sein konnte[1]. Letzterer hatte zu Bigorre ebenfalls ein Besitztum, Crebennus geheissen, war aber desswegen um nichts wohlhabender, denn sonst würde er sich wohl kaum bis in sein hohes Alter mit Schulehalten beschäftigt haben. Da Ausonius seinen Freund nicht in der Reihe der Burdigalenser Professoren aufführt, so hat dieser ihn wahrscheinlich überlebt. Paulus war ein gewiegter Kenner der beiden klassischen Cultursprachen, denn Ausonius widmet ihm eine lateinisch-griechische Epistel[2]. Als Dichter that er sich in allen Formen hervor, in der Ode wie in der Tragödie und Comödie[3]. Ausonius schrieb an ihn sieben Briefe (VIII—XIV), die, mit Ausnahme des elften, alle metrisch abgefasst sind; ferner ist kaum zu bezweifeln, dass dies derselbe Paulus, an welchen Ausonius seine siebente Idylle »Bissula« und den berüchtigten »Cento nuptialis« richtete[4].

Auch die Stadt Ecolisma (Civitas Ecolismensium), das heutige Angoulême, ebenfalls in Aquitanien, besass gegen Ende des 4. Jahrhunderts eine Schule, deren Anfang wohl höher hinaufreicht. Dort lehrte Tetradius, ein Schüler des Ausonius, um 384. Später widmete er sich ausschliesslich der Poesie[5].

Im narbonnensischen Gallien, welches unter allen gallischen Provinzen zuerst mit römischer Civilisation bekannt wurde, wesshalb es auch mit Auszeichnung »die Provinz« hiess, finden sich in diesem Zeitraum mehrere, mit tüchtigen Lehrkräften besetzte Schulen. Da war Tolosa, wegen der in ihren Mauern blühenden Künste und Wissenschaften als »Stadt der Pallas«, der Beschützerin derselben, gefeiert[6], in der Nachbarschaft der schneebedeckten Pyrenäen und

1 Tandem eluctati retinacula blanda morarum
Burdigalae molles liquimus illecebras
Santonicamque urbem vicino accessimus agro.
Aus. ep. XIII ad. Paul.

Aequoreum liqui te propter, amice, Garumnam:
Te propter, campos incolo Santonicos. Ibid. ep. XIV.

2 *Monnard,* l. c. pag. 71.

3 Dactylicos, elegos, choriambum carmen, epodos,
Socci et cothurni musicam
Carpentis impone tuis. Aus. ep. X, 37—39.

4 *Corpet,* l. c. II. p. 363, Note 1.

5 Aus. ep. 15. — Hist. litt. I, 2. p. 418.

6 Martial. Satyr. IX, 99. — Sid. Apoll. Carm. VII, V. 437.

der von Pinien geschmückten Cevennen, zwischen Aquitanien und Iberien gelegen und von unzähligem Volke bewohnt[1]. An der Schule dieser edlen Stadt lehrte der Rhetor Aemilius Magnus Arborius, der Oheim des Ausonius[2]. Der Vater desselben hiess Arborius und war aus dem Stamme der Aeduer. Die Mutter, wegen ihrer dunklen Hautfarbe die Maurin (maura) genannt, eine Frau mit »weisser Seele«, wie Ausonius sagt, war aus Tarbella (Tarbes). Beiden floss vornehmes Blut in den Adern. Ihrem Sohne Aemilius Magnus, geboren um 290, liessen sie eine vorzügliche Erziehung angedeihen, so dass er später als ein sehr gelehrter Mann galt. Das narbonnensische Gallien pries ihn als den ersten seiner Lehrer und der Ruhm dieses beredten Gelehrten drang sogar weit über Tolosas Mauern bis nach Constantinopel[3], wohin er als Lehrer des im Jahre 316 gebornen und 317 zum Caesar proklamierten Constantinus, Sohn Constantins des Grossen, berufen wurde[4]. Stets vom Glücke umflossen, mit einer vornehmen, reichen Frau verehelicht, von der Gunst der Grossen getragen und gesegnet mit irdischem Besitze[5], kannte er die Trübsalen und Leiden nicht, unter welchen andere Amtsgenossen nicht selten seufzten, die unten in den dunklen Thälern des Erdenmühens ein armseliges Dasein dahinschleppten, während er oben auf der vom Sonnenstrahle des Glückes umschimmerten Höhe im Überfluss und in Freuden jeder Art schwelgte. Er starb 353 im besten Mannesalter zu Constan-

1 Aus. Clarae Urbes XII.

2 Inter cognatos jam fletus, avuncule, Manes. Aus. Parent. III.

3 Te sibi Palladiae antetulit toga docto Tolosae
Te Narbonensis Gallia praeposuit
Ornasti cujus Latio sermone tribunal,
Et fora Hiberorum, quaeque Novempopulis.
Hinc, tenus Europam fama crescente, perito
Constantinopolis rhetore te viguit. Aus. Parent. III.

4 *Corpet,* l. c. I, Note p. 319.

5 Nobilis et dotata uxor, domus, et schola, cultae
10 Principum amicitiae contigerunt juveni.
.
13 Byzanti inde arcem, Thressaeque Propontidis urbem
Constantinopolim fama tui pepulit.
15 Illic dives opum, doctoque ibi Caesare honorus,
Occumbis, patribus, Magne, superstitibus.
Aus. Prof. XVI.

tinopel. Man kennt von ihm ein Gedicht, das an ein allzu geschmücktes Mädchen (ad virginem nimis cultam) gerichtet ist.

Zu Ruhm, Ansehen und Reichtum gelangte auch ein anderer Lehrer Tolosas, der Rhetor Sedatus, ein Burdigalenser. Er heiratete eine Tolosanerin, die ihm hoffnungsvolle Söhne schenkte, von denen der eine zu Rom, der andere zu Narbo dem Berufe des Vaters nachfolgte. Sedatus erwarb sich als Rhetor nicht nur Vermögen, sondern auch einen klangvollen Namen; ein behagliches Greisenalter schloss seine irdische Laufbahn[1]. Seine Mitbürger, die Burdigalenser, waren auf Sedatus so stolz, dass sie sogar seine Gebeine aus Tolosa zurückholten und er, ob er wollte oder nicht, nach seinem Tode wieder den Seinigen gehörte. Auf öffentlichem Platze Burdigalas errichteten sie dem berühmten Sohne ihrer Stadt eine Statue, die ihn mit dem Philosophenbart und einem Buch in den Händen zeigte, welcher Darstellung die Bedeutung zu Grunde lag, dass Sedatus die Kathederwürde innegehabt hatte. Die Statue trug die Inschrift: D. M. Sedatus.

Ebenfalls zu Tolosa, und ein Landsmann des Vorhergehenden, lehrte Exuperius[2]. Als Redner fesselte er das Ohr durch

1 Communis patria est tecum mihi: sorte potentis
Fati Tolosam nactus es sedem scholae.
Illic conjugium, natique, opulensque senectus,
Et fama, magno qualis est par rhetori
. .
Est tua nunc soboles, moremque secuta parentis,
Narbonem ac Romam nobilitat studiis. Aus. Prof. XIX.

2 Exuperi, memorande mihi, facunde sine arte
Incessu gravis, et verbis ingentibus, ore
Pulcher, et ad summam motuque habituque venusto:
Copia cui fandi longe pulcherrima: quam si
Auditu tenus acciperes, deflata placeret;
Discussam scires solidi nihil edere sensus.
Palladiae primum toga te veneratae Tolosae,
Mox pepulit levitate pari Narbo inde recepit.
Illic Dalmatio genitos, fatalia regum
Nomina, tum pueros, grandi mercede docendi
Formasti rhetor, metam prope puberis aevi.
Caesareum qui mox indepti nomen, honorem
Praesidis, Hispanumque tibi tribuere tribunal,
Decedens, placidos mores, tranquillae vitae,
Tempora praedives finisti sede Cadurca. Aus. Prof. XVII.

ungekünstelten Vortrag, durch gewaltige Tonentfaltung, durch dichterischen Schwung und Wortfülle; durch Gang, Haltung und Gesichtsbildung bestach er das Auge. Doch mangelte seinen Gedanken, einmal niedergeschrieben, die Feile. Von Tolosa verlegte er sein Lehramt nach Narbo. Hier wurde er gegen hohes Gehalt Lehrer der Söhne des Dalmatius: Anaballianus und Dalmatius, zwei Neffen des Kaisers Constantin des Grossen, welch beide mit ihrem Vater nach ihres Onkels Tod im Jahre 337 von der meuterischen Soldateska getötet wurden[1]. Bereits um 335 wurde Exuperius vom Kaiser zum Präsidenten des spanischen Tribunals erhoben. Er starb zu Cadurcum (Cahors). Der Umstand, dass um 339 auf dem Bischofstuhle dieser Stadt ein Exuperius sass, hat zu der irrigen Annahme verleitet, der Rhetor sei identisch mit dem Bischofe. Aber Ausonius hätte gewiss nicht vergessen, seines Episkopats zu erwähnen, wenn er damit eine wirkliche Thatsache hätte feststellen können[2].

Narbo, wohin uns der eben erwähnte Exuperius geführt, und das einer ganzen Provinz den Namen lieh, gehörte zu den schönsten, reichsten und gebildetsten Städten Galliens. »Wer könnte deine Häfen, deine Berge, deine Seen schildern?« ruft Ausonius begeistert beim Anblicke Narbos aus, »wer diese an Sprache und Sitten so verschiedene Bevölkerung?« Berühmt war sein herrlicher Tempel aus parischem Marmor. Der Reichtum floss ihm aus seinem, Orient und Occident umspannenden Handel zu, denn alles, was auf dem Erdkreise zu Schiffe fuhr, lief Narbo an[3].

Der vorzüglichste Lehrer Narbos war der Grammatiker Marcellus[4], ein Sohn Burdigalas. Eine harte Mutter hatte seine

[1] *Tillemond,* Hist. des Emper. IV. p. 313.

[2] Gallia Christ. I. p. 118. 119. Bischof Exuperius, der zu Ende des 4. und Anfang des 5. Jahrhunderts als einer der ausgezeichnetsten Bischöfe Galliens den Stuhl von Toulouse innehatte, wird von Hieronymus (ep. 125 ad Rusticum ed. Vallarsii I. p. 947) wegen seines Wohlthätigkeitsinnes gerühmt. — Vgl. Gregor Tur. Hist. Franc. II, 13. — Hist. litt. I, 2. p. 128.

[3] Aus. Clar. Urb. XIII.

[4] Nec te . . . Marcelle, silebo;
Aspera quem genitrix urbe, domo, pepulit:
Sed fortuna potens cito reddidit omnia, et auxit.
Amissam primum Narbo dedit patriam.
Nobilis hic hospes Clarentius, indole motus,
Egregiam natam conjugio attribuit.
Mox schola et auditor multus, praetextaque pubes,
Grammatici nomen, divitiasque dedit.
Sed nunquam jugem cursum fortuna secundat,

Erziehung geleitet und sie war es auch, die ihn aus dem Elternhause und aus der Vaterstadt vertrieb. Dann begab er sich nach Narbo, das ihm alles, Heimat und Mutter, ersetzte. Dort ehelichte er die Tochter eines vornehmen Mannes, Clarentius. Seine Schülerzahl war sehr bedeutend und seiner pädagogischen Thätigkeit verdankte er nicht nur einen geachteten Namen als Grammatiker, sondern auch Reichtum. Leider traf auch ihn des Glückes Unbeständigkeit, teilweise eine selbstverschuldete Folge seines schlimmen Naturells. Marcellus verlor alles mit einem Schlage, bis auf den Namen eines schwach verdienten Grammatikers. Er starb um 386. Ob der berühmte Burdigalenser Arzt Marcellus, dessen Blütezeit etwa um 395 begann und der zu Anfang des 5. Jahrhunderts starb, ein Sohn des Grammatikers war, steht nicht fest, doch nehmen es manche an[1].

Für die vortreffliche Beschaffenheit der Studien in Narbo spricht auch die hohe Bildung des dort gebornen Consentius, der aus vornehmer Familie hervorgegangen war. Er wird als ein Mann gepriesen, der nicht nur römische Thatkraft mit attischer Vornehmheit verband, sondern dessen philosophisches Wissen selbst von den alten Philosophen angestaunt worden wäre, hätten sie ihn reden hören; in der Astrologie übertraf er einen Aratus, in der Geometrie selbst einen Euclid; die Muse hatte ihn auf den Mund geküsst und ihn befähigt, Euripides, Sophocles und Menander, ja sogar einen Homer zu überbieten, während er es im historischen Stile mit einem Herodot aufgenommen hätte. Sein schriftstellerisches Wirken war zugleich die Kundgabe seines seltenen Wissens, worin er allen Schöngeistern Roms in dessen Glanzperiode den Vorrang ablief. Seine universelle Gelehrsamkeit begründete seinen unsterblichen Ruhm[2]. Consentius hatte einen Sohn gleichen Namens, der sich als Grammatiker ausgezeichnet hat. Von diesem später!

Arelatum (Arles) heischt als Musenstadt der Narbonensis ebenfalls Erwähnung. Es führte die Bezeichnung »das gallische Kleinrom« (Gallula Roma)[3] und seine Stellung als rührige Handelsstadt, welche die Erzeugnisse aller Länder umsetzte, mochten sie aus

10 Praesertim pravi nacta virum ingenii.
. .
. . . . Sat est dictum, cuncta perisse simul
Non tamen et nomen, quo te non fraudo, receptum
Inter grammaticos praetenuis meriti. Aus. Prof. XVIII.

[1] Hist. litt. I, 2. p. 217. — [2] Sid. Apoll. ep. XXIII. ad. Consent.
[3] Aus. Clar. Urb. VIII.

Arabien, Assyrien, Afrika, Spanien oder Gallien selbst kommen[1], rechtfertigte jene Bezeichnung vollständig. Arelatum war die Geburtstätte des »dritten Wunders seiner Zeit«, des insbesonders von Kaiser Hadrian hochgeschätzten Historikers, Philosophen und Redners Favorinus[2], eines Freundes Plutarchs und des Frontonius, und Lehrer des Aulus Gellius, seines besten Schülers. Die Meisterschaft, womit er das Griechische beherrschte, erregte Bewunderung; dieselbe ist aber auch ein Beweis für seinen regen Verkehr mit den in Arles lebenden Griechen[3].

Zu Vesontio (Besançon) treffen wir vor der Mitte des 3. Jahrhunderts an der dortigen Municipalschule den berühmten Redekünstler Julius Titianus als Lehrer, der auch an der Schule zu Burdigala gewirkt hat[4]. Ehe er in Besançon thätig war, lebte er am Hofe Maximins I., der ihn (235) für seinen jüngeren Sohn Maximin zum Lehrer der Rhetorik erwählt hatte. In Anerkennung seiner pädagogischen Leistungen wurde er zum Consul ernannt. Er schrieb ein viel gelobtes geographisches Werk: Cosmographie, eine Beschreibung aller Reichsprovinzen[5]. Ferner verfasste Titianus unter dem Namen berühmter Frauen Briefe, wobei er sich vergeblich abmühte, den Stil Ciceros nachzuahmen. Überhaupt suchte er sich in die Schreibweise anderer Autoren hineinzufinden, wesshalb er von den Schülern des Fronto spottweise Rederaffe[6], von andern auch der »Affe seiner Zeit« genannt wurde, weil er alles nachmachte[7]. Titianus schrieb auch ein Werk über den Ackerbau, sowie ein Buch Fabeln im Genre der Aesop'schen Dichtungen,

1 *Scaliger,* Aus. Lect. 69—70.

2 Spart. Hadr. c. 16. — Aul. Gell. II, 3. 27. IX, 5. XVI, 3. XX, 1.

3 Avienn. Or. mar. 678.

4 Aus. Epist. XVI, 78—81. p. 262 ad Bip: Fandi Titianus artifex. Aus. Grat. Act. p. 290: Sed gloriosus ille municipalem scholam apud Vesontionem Lugdunumque variando, non aetate quidem sed utilitate consenuit. — Isid. Hisp. Orig. de Rhetoribus lib. II. c. 2. nennt Titianus neben Cicero und Quintilian als Begründer der lateinischen Beredsamkeit.

5 Jul. Capitol. Maximin. Inn. c. 1: qui provinciarum libros pulcherrimos scripsit.

6 Sid. Apoll. I. ep. 1: oratorum simia.

7 Jul. Capitol. Maxim. Inn. c. 1: Qui dictus est simia sui temporis, quod cuncta imitatus esset.

in lateinische Prosa übersetzt, doch sind all diese Werke zu Verlust gegangen[1].

In Auch (Civitas Ausciorum), der Hauptstadt der sogenannten Novem populana, jenes Teils Galliens, der nach einer von Gratian getroffenen Einteilung Aquitanien zwischen der Garonne und den Pyrenäen und neun Völkerschaften vereinigte, lehrte ein tüchtiger Grammatiker in der Person des Staphylius. Ihn konnte man füglich mit einem wandelnden Conversationslexikon vergleichen, denn kein Wissenszweig jener Jahrhunderte war ihm fremd. Als Grammatiker kannte er die ganze einschlägige Litteratur bis auf Scaurus und Probus; die Geschichte bildete eines seiner Lieblingsstudien. Es ist kein gering anzuschlagendes Lob, womit Ausonius diesen Gelehrten bedenkt, wenn er von ihm sagt, er habe den Inhalt der von Varro (116—27 v. Chr.) geschriebenen 600 Bücher inne gehabt, jenes M. Terentius Varro, welchen Cicero einen homo πολυγραφώτατος[2] nennt und von dem der Kirchenvater Augustinus bemerkt, er habe soviel geschrieben, als ein anderer kaum zu lesen vermöge[3]. Kein Römer hat bekanntlich eine so üppige, das gesamte Altertum seines Volkes behandelnde litterarische Thätigkeit, keiner auch eine so gründliche Gelehrsamkeit und Biegsamkeit des Geistes bekundet wie Varro.

Staphylius war, wie sich nach dem Gesagten von selbst ergibt, ein Mann von wunderbarer Gedächtnisstärke und durchdringendem Verstande. Als Redner wirkte er überzeugend und sein Vortrag überstürzte sich weder, noch verlor er sich im Zögern,

[1] Aus. ep. XVI. ad Probum p. 262. 263:

misit tibi
Ab usque Rheni limite
Ausonius, nomen Italum,
Praeceptor Augusti tui
Aesopiam trimetricam,
Quam vertit exili stilo
Pedestre concinnans opus,
Fandi Titianus artifex.
.
Sed jam ut loquatur Julius,
Fandi modum invita accipe
Volucripes diametria.

[2] Cic. ad. Att. XIII, 18.

[3] August. De civit. Dei VI, 2: qui tam multa scripsit quam multa vix quemquam legere potuisse credamus.

sondern atmete Ruhe und harmonisches Leben. Ein schönes, heiteres Greisenalter war Staphylius beschieden[1].

Eine der glänzendsten Pflegestätten wurde römischer Schulgelehrsamkeit in der Hauptstadt des belgischen Galliens, Augusta Trevirorum (Trier), bereitet. Die Belger, weitab gelegen von dem Kulturstrome südländischen Bildungswesens, hatten sich dem Vordringen Roms mit äusserster Hartnäckigkeit entgegengestemmt. Caesar, ihr Zwingherr, nennt sie das tapferste Volk Galliens und erklärt ihre Tapferkeit mit ihrer weiten Entfernung von der entnervenden Civilisation des Südens[2]. Selbst nach ihrer Bändigung machten sie sich den Römern noch sehr fühlbar; nahmen sie doch gerade an dem von Julius Florus und dem Aeduer Sacrovir angezettelten Aufstande einen äusserst regen, wenn schon fruchtlosen Anteil. Roms Adler liess die einmal gefasste Beute nicht mehr aus seinen Krallen und Belgien teilte das Los anderer Länder.

Seitdem die Germanen um die Mitte des 3. Jahrhunderts in Gallien eingebrochen, hielten sich römische Statthalter und Kaiser zu Trier auf, das sie zur Hauptstadt Galliens erhoben[3]. Von hier aus vermochten sie dem Anstürmen der östlichen Feinde wirksamer zu wehren. So gerieth Trier und das ganze Land der Belger unter römischen Cultureinfluss, während es hinwieder als Miternährerin zur Wehrhaftmachung des Reiches wesentlich beitrug[4]. Die zu seinen Füssen rauschende Mosel vermittelte den Handel aller Länder. Das herrliche, fruchtbare Gebiet, von grünenden Rebengeländen durchzogen, von blitzenden Wassern durchschnellt, von zierlichen Villen bestanden, erinnerte mehrfach an die Reize Aquitaniens[5]. Ein begabtes Volk hauste dort, dessen geistige Frische es ihm nicht schwer machte, anstelle des Schwertes mit gleichem Geschicke den Griffel handhaben zu lernen[6].

[1] Grammatice ad Scaurum atque Probum, promptissime rhetor,
Historiam callens Livii et Herodoti;
Omnis doctrinae ratio tibi cognita, quantam
Condit sexcentis Varro voluminibus.
Aurea mens, vox suada tibi, tum sermo quietus,
Nec cunctator eras, nec properante sono.
Pulchra senecta, nitens habitus; procul ira dolusque.
Aus. Prof. XX.

[2] Caes. De bell. Gall. I, 1.

[3] Amm. Marcell. XV, 11: Treviros domicilium Principum clarum.

[4] Aus. Urb. clar. IV. — [5] Aus. Idyll. X. (Mosella V. 18—22).

[6] Sid. Apoll. lib. IV, ep. 17: quorum dextera solebat non minus stylum tractare, quam gladium.

Trier, die kaiserliche Stadt (augusta urbs), hatte alle Eigenschaften in sich gesammelt, um das Rom Galliens zu sein und der Hort feiner Römersitte, der Künste und Wissenschaften zu werden. Triers Schulen standen in hohem Rufe und die Professoren der Rhetorik, Poesie, Jurisprudenz und Philosophie fanden dort alle Bedingungen zu einem gedeihlichen Wirken vor[1], die sich insbesonders in den Schulgesetzen seitens der kaiserlichen Machthaber niedergelegt fanden. Nirgends bezogen die Lehrer grössere Gehälter als in Trier[2].

Von berühmten Lehrkräften in der gallischen Hauptstadt sind aus dem 4. Jahrhunderte zu nennen die beiden Grammatiker Ursulus und Harmonius[3]. Letztrer war der hervorragendere; denn an Bedeutung reichte er an die besten Grammatiker der Vorzeit hinan. Als emsiger Homerforscher verwandte er viel Zeit und Mühe darauf, die verschiedenen Handschriften der Iliade und Odyssee zu sammeln und kritisch zu bearbeiten. Trotz seiner ausgesprochenen Neigung für die hellenische Litteratur liess er doch auch die lateinische nicht unbeachtet[4].

Schon im 3. Jahrhunderte lehrte zu Trier der als Panegyriker bekannt gewordene und gefeierte Claudius Mamertinus, vielleicht selbst ein Trierer. Er begründete den Glanz, welcher im nächsten Jahrhunderte die Schule von Trier umstrahlte. Unter seiner Leitung bildeten sich die berühmten Redner, welche später in Trier nach dem Vorbilde ihres Meisters, des Musters aller Lobredner, der gallikanischen Beredsamkeit zu grossen Triumphen verhalfen[5].

Auch für die Schule zu Trier ist das 4. Jahrhundert die Blüteperiode. Damals wurde die Beredsamkeit an ihr mit solchem Erfolge gelehrt, dass sie nach Ausonius' Ansicht mit der berühmten

1 Hist. litt. I, 1. p. 315. 316.

2 Cod. Theod. XIII, 3, 11. — 3 Aus. Epist. XVIII.

4 Ursule collega nobilis Harmonio,
Harmonio, quem Claranus, quem Scaurus, et Asper
Quem sibi conferret Varro, priorque Crates,
Quisque sacri lacerum collegit corpus Homeri,
Quique notas spuriis versibus apposuit
Cecropiae commune decus, Latiaeque camoenae.
Solus qui Chium miscet, et Ammineum.
Aus. ibid. 28—30.

5 Hist. litt. I, 2. p. 417.

Schule Quintilians wetteifern konnte [1]. Darum singt der Burdigalenser Dichter auch von Trier:

Aemula te Latiae decorat facundia linguae. Mosella V. 383.

An ihr legte der grosse Bischof von Mailand, St. Ambrosius, 340 zu Trier geboren, die Grundlage zu seiner Geistesbildung, die er später in Rom vervollständigte. Als im Jahre 371 St. Hieronymus und Bonosus nach Trier gingen, da war es nicht der Glanz und die Stellung der westeuropäischen Residenzstadt, sondern der Ruhm ihrer Schulen und ihrer Professoren, mit denen sie Verbindungen anknüpfen wollten, um ihren Wissensschatz zu bereichern [2]. Und gewiss hatte Hieronymus in vorderster Reihe Trier im Auge, als er den Ausspruch that, nirgends stünden die Studien in solcher Blüte als in Gallien, welches nie Ungeheuer hervorgebracht, sondern stets Überfluss an weisen und sehr gelehrten Männern gehabt habe [3].

Die im kaiserlichen Palaste zu Trier eingerichtete Schule, *schola Gallica palatii* [4], gewährte den Jüngern der Gerichtsberedsamkeit reichliche Gelegenheit, sich jenen Grad wissenschaftlicher Reife anzueignen, welchen die Erlangung höherer Staatsämter forderte. In dieser Schule betrieben die Anwälte ihre Übungen [5].

Um das Bild von dem geistigen Leben und Verkehr in Trier zu vervollständigen, sei noch des Caecilius Lactantius, des christlichen Ciceros [6], gedacht. In Afrika geboren lehrte er in Nicomedia lateinische Rhetorik und wurde dann von Constantin als Lehrer seines Sohnes Crispus nach Trier berufen, wo er bis zu seinem Lebensende verblieb [7]. Ebenso sei noch der Name eines griechischen Grammatikers, Aemilius Ecpictetus, auch Hedonius geheissen, erwähnt, der zu Trier lehrte, wie eine in der Nähe dieser Stadt gefundene Inschrift meldet [8].

1 Quos praetextati celebris facundia ludi
Contulit ad veteris praeconia Quintiliani.
Aus. Mosella 403—404.

2 Hist. litt. I. 2. p. 12.

3 Hieronym. Ep. 125. ad. Rust. I. p. 929 ed. Vallarsi: Studia Gallorum, quae vel florentissima sunt. — Contra Vigilant. II. p. 387: Sola Gallia monstra non habuit, sed viris prudentibus et eloquentissimis semper abundavit.

4 Symmach. Ep. V, 52. — 5 Hist. litt. I, 2, p. 10. 11.

6 Hieronym. ep. 13. ad Paulin. — 7 Hist. litt. I, 2. p. 67. 68.

8 *Budinzky,* S. 108, Note 112. — Über die Trierer Schule vgl. man *Hontheim,* Hist. Trev. Diplom. I, 58. und *Marx,* Gesch. des Erzstifts Trier. 1. Tl. 2. Bd. S. 363.

Der kaiserliche Palast von Trier besass auch eine beträchtliche Büchersammlung, die den Studierenden zur Benützung offen stand. Ein zu Neumagen gefundener für Bücherrollen ausgehöhlter Marmorstein mag noch aus der kaiserlichen Bibliothek herstammen[1]. Zwar haben wir über dieselbe keine nähere Nachricht. Höchst wahrscheinlich waren auch an ihr, wie an den kaiserlichen Büchereien zu Rom und Constantinopel, eigene Schreiber (antiquarii) angestellt, welche mit der Vervielfältigung der Bücher betraut waren[2]. Bei der grossen Menge von Bücherabschreibern waren die Bücher weder sehr teuer noch auch so selten, wie später im Mittelalter. Man darf übrigens annehmen, dass nicht nur Trier, sondern auch die übrigen gallischen Studiensitze ihre Bibliotheken hatten.

Ausser Trier scheint auch das belgisch-gallische Durocortorum (Reims) eine angesehene Schule besessen zu haben, weshalb es sich auch einmal eines Vergleichs mit Athen erfreuen durfte[3].

Und nun wenden wir uns zu dem berühmtesten Lehrer Galliens im 4. Jahrhunderte, zu Ausonius selbst. In ihm erscheint der ausdruckvollste Typus des römisch-gallischen Schulmeistertums, wie es in den Rhetorenschulen jener Zeit in die Erscheinung tritt. Ausonius hat es sich angelegen sein lassen, dass die Nachwelt alles über ihn, über seine nächsten Verwandten, über seine Freunde erfahre, was er mitzuteilen für gut erachtete. Die Muse, deren Diener er war, musste auch ihm zur Dienerin werden, indem sie den Ehrgeiz ihres Herrn befriedigen half. »Er besang seinen Ruhm, seine Ehren und Reichtümer, er stellte sich seinem Sohne und Enkel als Muster vor; er rief die Manen seines Grossvaters, seines Vaters, seiner Lehrer, seiner Freunde, um ihnen mitzuteilen, dass er Consul geworden; schon mit beiden Füssen fast im Grabe (prope conclamatus) schwätzt er noch in schlechten Versen seinem Freunde Syagrius einen stolzen Rückblick auf sein ganzes Leben vor[4].«

Decimus Magnus Ausonius wurde zu Burdigala im Jahre 309 (310?) n. Chr. als Sohn eines Arztes geboren. Von vier Geschwistern war er das zweitälteste Kind. Der Vater Julius

1 *Friedrich,* Kirchengeschichte Deutschlands I. S. 8.

2 Codex. Theod. XIV, 9, 2: Antiquarios ad bibliothecae codices componendos vel pro vetustate reparandos quattuor Graecos et tres Latinos scribendi peritos legi jubemus.

3 »Illae vestrae Athenae« Consent. Fronto epist. ed. Naber p. 262.

4 *Corpet,* Oeuvres d'Ausone I. p. 2.

Ausonius, der im Jahre 287 zu Cassio in Aquitanien das Licht der Welt erblickte, galt als einer der weisesten Männer seiner Zeit[1] und in der Heilkunst als eine Grösse ersten Ranges[2]. Ohne weder arm noch reich zu sein, lebte er in Zufriedenheit dahin, sich immer gleich bleibend in seinem Charakter wie in seiner Lebensweise. Sein Grundsatz: »Glücklich ist nicht, wer hat, was er wünscht, sondern wer nicht wünscht, was er nicht hat[3],« war zum Gemeingute seiner aquitanischen Landsleute geworden, die von ihm mit Stolz zu sagen pflegten, dass Ausonius, wie er zu Lebzeiten seines Gleichen nicht fand, auch nach seinem Tode keinen Nachahmer gehabt habe[4]. Seiner Anschauung gemäss, es sei besser nach den Sitten der klugen Altvordern zu leben als bloss ihre Sprache und Wissenschaft inne zu haben[5], hatte er auf die rhetorische Bildung seines Geistes Verzicht gethan, wie er denn auch nur mangelhafte Kenntnis des Lateinischen besass, dagegen sich im griechischen Idiom, welches in Aquitanien so eifrig gepflegt wurde, leicht bewegte. Das Beispiel des grossen Meisters seiner Kunst, des Hippocrates, nachahmend, gewährte er den Kranken unentgeltliche Hilfe. Kaiser Valentinian ernannte den

1 Quem sua contendit septem Sapientibus aetas. Aus. Parent. I.

2 Praeditus et vitas hominum ratione medendi
Porrigere, et fatis amplificare moras. Ibid.
In Idyll. II. sagt Ausonius von seinem Vater:
Nomen ego Ausonius: non ultimus arte medendi;
Et mea si nosses tempora, primus eram.
Vicinas urbes colui patriaque domoque,
Vasates patriae, sed lare Burdigalam.
. .
Non opulens, nec egens: parcus, sine sordibus egi.
Victum, habitum, mores semper eadem habui.
Sermone impromptus Latio: verum Attica lingua
Suffecit culti vocibus eloquii.
Obtuli opem cunctis poscentibus artis inemptae:
Officiumque meum cum pietate fuit.

Was die Bedeutung des Julius Ausonius in seiner Eigenschaft als Arzt betrifft, so sei erwähnt, dass der Arzt Marcellus der Empiriker, der unter Theodosius d. Gr. magister officiorum war, den Ausonius unter die berühmtesten Medici rechnet.

3 *Jos. Scaligeri,* Aus. lect. p. I—IV. (D. Magni Ausonii vita.)

4 Ut nullum Ausonius, quem sectaretur, habebat,
Sic nullum, qui se nunc imitetur, habet. Aus. Parent. I.

5 *Jos. Scaliger,* l. c.

edlen Mann zu seinem Archiater oder Hofarzt. Hochbetagt starb er im Jahre 377. Seine Gattin Aemilia Aeonia, aus vornehmem Geschlechte der Aeduer hervorgangen, war eine musterhafte Frau, sittenrein und tugendhaft, deren grösstes Glück in der Liebe zum Gatten und ihren Kindern und im häuslichen Walten bestand, dem sie mit stillem, freundlichem Sinne und mildernstem Wesen oblag [1]. Von solchen Eltern wurde Ausonius erzogen, die mit geheimem Stolze auf dieses Unterpfand ihrer Liebe blickten, denn schon hatte es Cecilius Argicius Arborius, des Knaben Grossvater mütterlicherseits, der sich viel, aber wegen der dagegen bestehenden gesetzlichen Verbote, im Geheimen mit Astrologie [2] beschäftigte, in den Sternen gelesen, dass des Enkels Laufbahn eine glänzende sein werde [3]. Frühzeitig unterrichtete den begabten Kleinen der gelehrte Oheim Emilius Magnus Arborius [4], dessen Andenken der dankbare Neffe später in den Biographien der Burdigalenser Professoren ehrte. Mit dreissig Jahren bestieg der junge, mit aller geistigen Bildung seiner Zeit reichlich ausgerüstete junge Mann den Lehrstuhl für Grammatik. Der Lehrberuf stand im hohen Ansehen und der Ausspruch Quintilians: »Was ist ehrenhafter als unterrichten [5]?« musste namentlich in einem Jahrhunderte wie

[1] Morigerae uxoris virtus cui contigit omnis,
Fama pudicitiae, lanificaque manus,
Conjugiique fides, et natos cura regendi,
Et gravitas comis, laetaque serietas. Aus. Parent. II. 2—5.

[2] Wie strenge die gegen die Magie, wozu auch das Nativitätsstellen gehörte, erlassenen Gesetze gehandhabt wurden, bekundet das fürchterliche Schicksal eines noch unmündigen Knaben Lollanius, Sohn eines ehemaligen Präfekten Lampadius, der wegen Abschrift eines Zauberbuchs (codicem noxiarum artium) verbrannt wurde. Amm. Marcell. XXVIII, 1, 26.

[3] De coeli numeros et conscia sidera fati
Callebas, studium dissimulanter agens.
Non ignota tibi nostrae quoque formula vitae:
Signatis quam tu condideras tabulis.
Prodita non unquam: sed matris cura retexit . . .
Dicebas sed te solatia longa fovere:
Quod mea praecipuus fata maneret honos.
Sentis quod quaestor, quod te praefectus et idem
Consul honorifico munere commemoro. Aus. Parent. IV.

[4] Tu, postquam primis placui tibi traditus annis,
Dixisti, nato me, satis esse tibi. Aus. Parent. III.

[5] Instit. lib. XII, 11: Quid est honestius quam docere, quod optime scias?

das 4. war und in einem Lande wie Gallien, wo die Wissenschaften und ihre Vertreter so hohe Achtung genossen, Bedeutung haben. Der Katheder war nicht selten die Vorstufe zu den ersten staatlichen Würden, ja zur höchsten Macht selbst, zum Caesarenthrone. Das Ansehen der Rhetoren war gegen früher wo möglich noch gestiegen und manche von ihnen wie Libanius, Themistius übten auf die Kaiser einen ungemein nachhaltigen Einfluss aus. Zum grossen Teile lag dieser in dem hohen Werte, welchen die Kaiser den auf die öffentliche Meinung einwirkenden Lobreden der hervorragenden Rhetoren beilegten[1]. Dass Rhetoren die Erziehung kaiserlicher Prinzen leiteten, kam häufig genug vor. Welchen Anteil an solchem Werke die berühmten Lehrer der Schule von Burdigala hatten, wurde schon oben dargethan. Von Männern, welche die Gunst des Schicksals vom Schulkatheder weg führte und bis in die schwindlen Sphären kaiserlichen Herrschertums emportrug, sei hier erwähnt der Rhetor Eugenius[2], der i. J. 392 nach Valentinians II. Ermordung als Arbogast's magister officiorum auf den Thron des weströmischen Reichs gelangte, von wo ihn Theodosius der Grosse herabstiess. Auch sonst senkte sich glänzende Auszeichnung auf die Familie irgend eines Rhetors herab. So ehelichte Gordian III. (238—244) die Tochter seines Lehrers, des Rhetors Thimesitheus (Misitheus)[3], und der griechische Kaiser Theodosius II. nahm die ebenso schöne als gelehrte Tochter des athenischen Rhetors Leontius (Heraklitos?), die als Gemahlin den Namen Eudoxia führte, zur Frau. Dies war die Stellung, welche im 4. Jahrhundert die Rhetoren in der Gesellschaft einnahmen. »Überall waren sie zu finden, selbst auf dem Throne[4].«

Vielleicht schwellten auch die Brust des Ausonius kühne Hoffnungen auf eine glanzvolle Zukunft. Wenn den jungen, dreissigjährigen Grammatiker derartige Gedanken beseelten, so stimmten sie wenigstens zu dem Grundtone des ihn allezeit treibenden Ehrgeizes. Bald rückte er auf den Lehrstuhle eines Rhetors vor und Acilius Glabrio folgte ihm als Grammatiker. In der neuen Stelle verblieb er, bis ihn um 367 Valentinian I., der Beherrscher des Abendlandes, an dessen Hofe auch der Vater des Ausonius geweilt hatte, zum Erzieher seines Sohnes Gratian berief, der damals

1 *Schiller*, Gesch. der röm. Kaiserzeit, II. S. 447.

2 Zosimus, IV, c. 53—56.

3 Jul. Capitol. Gordian. tert. XXIII.

4 *Lagrange,* Gesch. d. hl. Paulinus von Nola. Autoris. Übers. Mainz 1882. S. 16.

schon zum Augustus ausgerufen war. Bis 376 oblag Ausonius, bald zu Trier bald zu Mailand mit dem kaiserlichen Hofe sich befindend, dem ehrenvollen Amte, indem er seinen erlauchten Zögling nicht nur wissenschaftlich bildete, sondern ihn auch zu einem guten Menschen zu erziehen ersuchte, ein Bestreben, welches durch den von Natur aus sanften und edelmütigen Prinzen Stütze und Förderung erfuhr[1]. Selbst auf den Feldzügen begleitete Ausonius seinen kaiserlichen Schüler. Dieser liess es auch an Äusserungen des Dankes und der Anerkennung nicht fehlen. Schon Valentinian hatte den Erzieher und Lehrer seines Sohnes mit dem Titel eines Grafen (comes) und der Quästur geschmückt, welch' letztere Würde ihm auf die persönlichen Gunstbezeugungen des Herrschers einen nicht unbedeutenden Einfluss eröffnete. Nachdem Valentinian gegen Ende des Jahres 375 auf einem Feldzuge gegen die Quaden plötzlich am Schlagflusse dahin geschieden war, ernannte Gratian 376 seinen ehemaligen Lehrer zum Präfekten von Jtalien und 378 zum Präfekten von Gallien. Ein Jahr später wurde ihm die höchste Auszeichnung eines Privatmanns[2] zu teil, indem der Kaiser von Sirmium aus, wohin ihn die Sorge um die von den Gothen bedrohte Sicherheit des Reiches gerufen, den consularischen Mantel mit dem Bemerken übersandte, er suche zwar seine Schuld abzutragen, allein er bleibe deswegen immer noch sein Schuldner. Mit Olybrius und Hermogenianus teilte Ausonius für das Jahr 379 die Consulwürde. In einem langen, von schmeichelnden Ausdrücken strotzenden Schreiben dankte er für die ihm gewordene Ehre und dafür, dass ihn der Kaiser aus einer so bescheidenen Stellung (ex qua mediocritate) zu einer solch hohen berufen[3].

Ausonius zog sich, nachdem Gratian 383 von Maximin ermordet worden, in sein Vaterland Aquitanien zurück, wo er auf seinen reichen Gütern in der Nähe von Saintes in dem nahe am Meere gelegenen Lucanum (Lucaniacum) lebte, sich seinen Lieblingsstudien, litterarischer Thätigkeit und dem eifrigen Verkehr mit seinen Freunden und früheren Schülern hingebend, und das »otium cum dignitate« geniessend. Zu jenen Männern, welche ihm als ehemalige Schüler besonders ans Herz gewachsen waren, zählte der von den Humanisten der Renaissance als christlicher

[1] Aurel. Vict. epit. 45, 47. — [2] Plin. ep. II, 1.

[3] Auson. ad Grat. imp. discip. Grat. actio pro consulato p. 284—301 der Edit. Bipont.

Vergil mit Begeisterung gepriesene[1] Pontius Paulinus, der später als Bischof von Nola eine Leuchte der Kirche wurde und dem Ausonius mit einer geradezu rührenden, väterlichen Liebe ergeben war, wie die bald in gebundener, bald in ungebundener Rede abgefassten Briefe des greisen Rhetors an Paul offenbaren.

Ausonius segnete das Zeitliche nach 393, gleich dem Vater reich an Jahren. Der Tod hatte ihm schon lange vorher eine teure und vielbetrauerte Gattin, Attusia Lucana Sabina, die Tochter eines hervorragenden Senators von Burdigala, geraubt.

Haben wir vorstehend eine beträchtliche Anzahl der hervorragendsten Lehrer Galliens kennen gelernt, so wenden wir uns nun, wie es der sachgemässe Zusammenhang fordert, ihrer eigentlichen Schulthätigkeit zu.

Die Schulen zerfielen teils in kaiserliche Anstalten, auditoriae, welche vornehmlich den höheren Studien dienten und mit ihrem Lernziele an unsere Gymnasien erinnern, da der auf ihnen vorgebildete Jüngling sich dort die wissenschaftliche Grundlage für sein Fachstudium holte, teils in Municipalschulen, welche, von den städtischen Behörden oder dem Senate der Decurionen errichtet, vorzugsweise dem elementaren Unterrichte sich widmeten. An jeder Schule wirkte ein Rhetor und zwei Grammatiker[2]. Dagegen findet man nirgends eine Spur von einem Schuldirektor, unter dessen Leitung die Lehrer ein bestimmtes Ziel in gemeinsamer Arbeit verfolgt hätten. Die Neigung des einzelnen Lehrers bildete zugleich die Norm für den Unterrichtsgang. Jeder trieb, was er wollte, wie er wollte, in vielen oder wenigen Stunden; man arbeitete unabhängig voneinander. Die nicht angestellten Lehrer — unseren Privatdocenten entsprechend — arbeiteten aus Liebe zur Sache und nebenbei auch — aus Liebe zum Brote[3].

Die Anstellung der Lehrer, Grammatiker und Rhetoren erfolgte im Einklange mit den von Julian niedergelegten Prüfungsbestimmungen; doch war die Anstellung nicht etwa derart, dass ein untauglicher Lehrer nicht wieder entlassen werden konnte, und ein Gesetz Kaiser Gordians verlangt diese Massregelung geradezu[4].

[1] *Lagrange* a. a. O. S. 353.

[2] *Conring,* Antiquit. Academ. Dissert. sex p. 17. — *Keuffel,* l. c. p. 109.

[3] *Kaufmann,* Rhetorenschulen und Klosterschulen in Gallien während des 5. und 6. Jahrhunderts. *(Raumer,* Hist. Taschenbuch 1869. S. 34.

[4] Cod. Theod. lib. X, tit. 42.

Wurden indes Lehrer von solchem Lose nicht ereilt und glaubten sie sich in materieller Hinsicht durch eine Stellenveränderung verbessern zu können, so blieb ihnen letzteres unverwehrt. Im allgemeinen konnte das Lehrfach in Gallien für eine finanziell keineswegs undankbare Beschäftigung gelten; Ausonius hebt mehrmals hervor[1], dass Grammatiker und Rhetoren es zu Vermögen brachten und in reiche angesehene Familien hineinheirateten. Allerdings war nicht jeder vom gleichen Glücke begünstigt und wem es nun gar an Talent, Wissen und Lehrgeschick mangelte, dessen Anteil war dann freilich magerer Ruhm und bittere Armut; ihm galten mit Fug die Verse des Ausonius: »Glücklich ist der Grammatiker nicht; noch war er es jemals, auch ist niemand mit dem Namen Grammatiker glücklich; aber wenn einer gegen die Bestimmung glücklich wird, dann hat er die grammatikalischen Regeln überschritten[2].« Dass mancher unfähige Kopf den Katheder einnahm, das zeigt der von Ausonius weidlich verspottete Rufus und der Grammatiker Philomosus, der im Wahne lebte, zu einem Gelehrten und Grammatiker reiche schon der blosse Besitz von Büchern hin[3].

In welcher Höhe und Art sich die Bezahlung der Lehrer in Gallien bewegte, das hat ausser der Gehaltsregulierung des Diocletian'schen Dekrets vom Jahre 301 insbesonders die gleich diesem schon erwähnte Verordnung der Kaiser Valens, Gratian und Valentinian vom 23. Mai 376 gezeigt. Wenn die Lehrer Triers reichlicher besoldet wurden, so hing dies offenbar mit dem Charakter dieser Stadt als Haupt- und Residenzstadt des jeweiligen Präfekten Galliens und der dort residierenden Kaiser zusammen.

Die Gliederung der gallischen Schule ahmte, um es nochmals zu bemerken, das stufenweise Aufsteigen der römischen nach. Auch in jener führte der Elementarlehrer den Knaben in die Anfänge des Wissens ein; der Grammatiker las die Schriftsteller, erklärte sie, übte Textkritik, verflocht damit Exkursionen auf das Gebiet der Philosophie, Musik, Geschichte, Astronomie und was sonst Gegenstand der allgemeinen Bildung war; der Rhetor setzte den Schlussstein auf[4].

Die Grammatiker lehrten entweder die lateinische oder die

[1] Aus. Prof. VI, XIII, XVI, XVII, XIX, XXIII.

[2] Aus. Epigr. 136. — [3] Ibid. 44.

[4] L. II. Cod. Theod. de med. & prof. XIII, 3, lib. 15, 18. — Aus. Prof. VIII, XIII, XXI. — *Gaupp*, l. c. p. 33.

griechische Sprache. In jener Disziplin wurden dem Unterrichte Lehrbücher wie die von Qu. Terentius Scaurus (lebte unter Hadrian) und unter dem Titel »Artes grammaticae« Auszüge und Compilationen aus grösseren Grammatiken zu grunde gelegt, deren Inhalt sich hauptsächlich um Gegenstände wie Orthographie, Formenlehre, Prosodie und Etymologie drehte; als Zugabe fanden sich dann noch leicht fassliche Commentare zu den Schulschriftstellern Vergil, Plautus, Terenz. Dass sich soviele aus jener Zeit stammende Grammatiken einander gleichen, fast wie ein Ei dem andern, braucht nicht Wunder zu nehmen, denn ein Autor benützte den andern und man schrieb sich in gegenseitigem Plagiate förmlich ab. Man hat sich daran gewöhnt, über diese grammatikalischen Leistungen der spätrömischen Zeit etwas geringschätzend zu urteilen. Aber selbst eingeräumt, dass die in ihnen befolgte Methode des Mechanismus unserem modernen Verlangen nach freierer Selbstbethätigung des Geistes allzuwenig gerecht wird und uns durch seine Starrheit verletzt, so darf doch nicht vergessen werden, dass diese vielgescholtene Methode, ganz abgesehen vom Mittelalter, bis in die Neuzeit herein noch Anhänger und Verehrer gefunden hat. Sogar an den humanistischen Anstalten der Gegenwart geniesst sie noch vielfach ein ganz vergnügtes Dasein, dem der Geist der Schüler viel rascher und verhängnisvoller zum Opfer fällt als es bei der römischen Schuljugend je möglich sein konnte, welche für die lateinische Sprache noch ein lebensvoller Organismus, eine Muttersprache war, während sie den jungen Leuten, welche im 19. Jahrhunderte auf den Schulbänken sitzen, nicht nur eine tote ist, sondern überhaupt in sehr vielen Fällen eine absolut tote bleibt, so dass unsere Abiturienten nach neunjähriger Sisyphusarbeit mit Grammatikwälzen und trotz der Klassikerlektüre »das sicherste Bewusstsein haben, dass sie nicht lateinisch schreiben können, weder wie Cicero, den sie zu imitieren angehalten worden sind, noch wie irgend ein anderer lateinisch schreibender Mensch[1].«

Von den Grammatikern des 4. Jahrhunderts, zu welchen wir nach dieser kurzen Abschweifung zurückkehren, hat keiner einen solchen Einfluss auf die Schule seiner Zeit und der späteren Jahrhunderte erworben, wie Aelius Donatus, der um 355 als Rhetor zu Rom lebte und unter anderen auch St. Hieronymus zu seinen Füssen als Schüler sitzen sah. Er schrieb ein kleines

[1] *Paulsen,* Gesch. des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten. S. 759. 760.

Lehrbuch, »Ars minor«, für die Schüler, welches in katechetischer Form die acht Redeteile durchnimmt und ein ausführlicheres, »Ars grammatica«, für den Lehrer berechnet, worin in drei Büchern über die Laute, Buchstaben, Silben, Versfüsse und Accent, dann über die acht Redeteile: Nomen, Pronomen, Verbum etc. und endlich von Barbarismen, Soloecismen, Tropen u. s. w. gehandelt wird. Dieses praktisch angelegte, vielfach commentierte Buch gewann einen solchen Halt auf das Schulwesen während eines Jahrtausends, dass man den Namen »Donat« schlechtweg für den Begriff Grammatik nahm. Einen guten Commentar lieferte der berühmte Erklärer des Vergil, Servius Honoratus, Lehrer zu Rom im letzten Drittel des 4. Jahrhunderts. Das Ansehen Donats stieg in der Schulwelt derartig, dass man bald behauptete, es verstehe niemand die Grammatik, er habe sie denn nach Donat gelernt, weshalb man sie κατ' ἐξοχήν die *Ars prima* hiess[1]. Bezeichnend ist ein dem Grammatiker Pompejus, einem in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts lebenden mauretanischen Commentator des Donat, in den Mund gelegter Ausspruch: »Auch andere schrieben eine Ars, aber man könnte sie nicht verstehen, hätten sie nicht mit Donat begonnen.«[2]

Ausser Donat sind als Verfasser von Grammatiken noch zu nennen: Flavius Sosipater Charisius, der gegen Ende des 4. und zu Anfang des 5. Jahrhunderts lebte und fünf Bücher »Institutionum grammaticarum« oder »Artis grammaticae« schrieb und der fast gleichzeitige Diomedes, der Verfasser einer »Ars« (de oratore, partibus orationis et vario rhetorum genere)[3].

Später als die Genannten, aber auch vorzüglicher und gelehrter, war Priscian aus Caesarea, öffentlicher Lehrer der lateinischen Grammatik in Constantinopel unter Kaiser Anastasius (491—518). Er schrieb eine ausgezeichnete »Ars« oder »Institutio de arte grammatica«, welche an Gelehrsamkeit das Donat'sche Lehrbuch überwiegt. Seine Grammatik besteht aus achtzehn Büchern, wovon die sechzehn ersten die Formenlehre, die beiden letzten die Syntax behandeln. Priscians Buch ist das ausführlichste und systematischste Lehrgebäude der lateinischen Sprache. Im Mittelalter wurde es in Tausenden von Handschriften verbreitet. Priscian verfasste

1 *Gräfenhan*, IV, S. 109.

2 *Endlicher* Anall. Gramm. p. 514.

3 *H. Keil*, Grammat. lat. I, 2. *Osann*, Beiträge zur griech. und röm. Literaturgesch. II, S. 12 u. 314. — *H. Hagen*, Anecd. Helv. p. 163 squ.

noch einige andere Schulschriften, eine versificierte Abhandlung über zwölf vergilische Verse, die eine Vorstellung von der damaligen Schulmethode bietet, eine lateinische Bearbeitung des Periegeten Dionysius, ein Lehrgedicht über Gewichte und Masse und ein anderes über die Sternbilder, letzteres nur ein Auszug aus den Phaenomena des Astronomen Aratus.

Auch an einem Wörterbuche fehlte es den Römern nicht. Ein solches verfasste M. Verrius Flaccus, der Leiter der Palastschule des Augustus und Vorsteher der Hofbibliothek. Er führte zuerst Schulpreise ein[1]. Sein wertvolles Werk »De verborum significatu« war alphabetisch geordnet; jeder Buchstabe umfasste mehrere Bücher. Um die Mitte des 2. Jahrhunderts besorgte Pompejus Festus unter dem nämlichen Titel einen Auszug desselben in zwanzig Büchern. Leider hat sich nur ein geringer Teil des Auszuges erhalten, während das Original mit seinem Reichtum antiquarischen Materials ganz verloren ist.

Geringerer Gunst als Schulstudium erfreute sich das Griechische, obschon es noch immer gepflegt wurde und die meisten grösseren Städte Galliens im 4. Jahrhunderte griechische Professoren besoldeten[2]. Aber die von dem afrikanischen Rhetor Fronto († 170 n. Chr.), dem Erzieher des Marc Aurel, und seiner Schule vertretene Ansicht, dass die griechische Sprache als Unterrichtsgegenstand in Wegfall kommen könne[3], steckte Schüler[4] wie Lehrer an und daher auch die Erscheinung, dass bereits zu Ausonius' Zeiten die griechischen Professoren seltener geworden waren, wie sich aus dem Zusatze der bekannten, für Gallien bestimmten kaiserlichen Verfügung: »wenn ein geeigneter gefunden werden kann,« (si qui dignus reperiri potuerit) ergibt. Der griechische Lehrer arbeitete mit wenig Ruhm und spärlichem Gewinn[5], denn sein Gehalt betrug gerade das Zwölffache[6] des Soldes eines gemeinen Soldaten, der eine Annone bezog. Selbst der in Trier angestellte Professor des Griechischen erhielt nicht mehr[7], ein sicherer Beleg dafür, dass der Wert des Griechischen im Gegensatze zu seiner in den ersten Zeiten des Kaiserreichs innegehabten Bedeutung, welche gelehrt thuende Frauen zu der Mode zwang griechisch zu reden,

[1] Suet. De grammat. 17. — [2] Hist. litt. I, 2. p. 22.
[3] Fronto Epp. II, 2. p. 8 ed. Niebuhr.
[4] Aus. Prof. VIII.
[5] Aus. Prof. VIII: Fructus exilis, tenuisque sermo.
[6] Codex Theod. XIII, 3, 11. — [7] Ibid.

auf dem litterarischen Markte sehr zurückgegangen war. Zu den natürlichen Schwierigkeiten, welche das Erfassen dieses Idioms den Anfängern bot, scheinen manche Lehrer noch den Schrecken gesellt zu haben, indem sie anstatt zum Kräutlein Geduld zum Stocke griffen, um ihren Schülern Liebe und Geschmack für die Süssigkeiten griechischer Fabeln einzubläuen. So entstand jener Hass gegen das Griechische, von dem sich St. Augustin als Schulknabe nicht frei machen konnte[1] und jene Lässigkeit des Geistes, welche, nach Ausonius' Geständnis[2], den Fortschritt im Griechischen hemmte.

Was wurde in den gallischen Schulen gelesen?

Die Schullektüre griff hauptsächlich nach Vergil und Homer, dessen Verse zur Übung vielfach in lateinische Verse übertragen wurden[3], Horaz, Terenz[4], Sallust, ja sogar nach des griechischen Komödiendichters Menander Schlüpfrigkeiten, die übrigens bereits zu Ovids Zeiten den Schülern beiderlei Geschlechts geboten wurden[5]. Nicht nur deklamierte man ganze Stücke von Menander in den Schulen, sondern wie Homer und Vergil musste auch dieser Dichter

[1] August. Confess. I, 13: Quid autem erat causae cur Graecas litteras oderam, quibus puerulus imbuebar, ne nunc quidem satis exploratum est. Adamaveram enim litteras, non quas primi magistri, sed quas docent qui grammatici vocantur. Nam illas primas, ubi legere, et scribere, et numerare discitur, non minus onerosas poenalesque habebam, quam omnes Graecas.

[2] Obstitit nostrae quia, credo, mentis
Tardior sensus; neque disciplinis
Appulit Graecis puerilis aevi
Noxius error. Aus. Prof. VIII.

[3] Aus. ep. I. V, 16. Periochae in Homeri Iliadem et Odyssam.
Det primos versibus annos
Maeoniumque bibat felici pectore fontem;
Adjice Maeoniden, a quo, ceu fonte perenni,
Vatem Pieriis ora rigantur aquis.
Petronii Satiric. c. 5.

[4] Sid. Apoll. II, ep. 2: Samia mihi mater fuit.

[5] Ovid. Irist. lib. II, c. 369:
Fabula jucundi nulla est sine amore Menandri,
Et solet hic pueris virginibusque legi.

Manche Commentatoren verstehen diese Stelle so, als hätten die Lehrer selbst Menanders Gedichte vorgelesen; aber man kann mit *Weichert,* Poet. latin. reliquiae p. 37, recht wohl auch einer anderen Meinung sein.

den Stoff zu litterarischen Übungen liefern. Von jedem gebildeten Manne erwartete man ohnehin, dass er den Menander auswendig wisse[1]. Interessanten Aufschluss gewährt bezüglich des in den gallo-römischen Schulen benützten Litteraturmaterials die von dem greisen Ausonius an seinen Enkel gerichtete Ermahnungsschrift. »Studiere alles Denkwürdige,« schreibt der Grossvater. »Ich will dir jeden Schriftsteller angeben. Ganz sollst du den Dichter der Iliade und die Werke des liebenswürdigen Menander lesen Indem ich deinen Schritten folge, kann ich noch die Verse vernehmen, welche Flaccus schuf und die erhabenen Accorde Vergils. Und auch du, Terenz, der du mit einem gewählten Stile die Sprache Latiums schmückst, du, dessen wohlbefestigter Komödienschuh auf der Bühne nicht dahinschleift, führe mein vergessliches Greisenalter zu deinen ihm fast neuen Dialogen zurück. Vor allem lese ich, o Catilina, die Erzählung von deinen Verbrechen und von den Unruhen des Lepidus und durcheile von Lepidus und Catulus an[2] die Entwicklung der Geschichte und des Lebens Roms während zwölf Jahren, ich lese diesen zugleich auswärtigen und Bürgerkrieg, welchen der mit den Iberern verbundene exilierte Sartorius entfacht hat[3].«

Bei dem gleichen Anlasse giebt Ausonius auch Winke über die Methode, die Schriftsteller zu lesen. Die Hebungen und Senkungen der Stimme sollen die kunstgerechten Betonungen, ohne dass man dabei in einen singenden oder sprechenden Ton sich verliere, und das Versmass der Gedichte fühlen lassen. Beim Lesen achte man auf den Sinn; eine hervorgehobene Idee gelangt mehr zur Geltung und ein plötzliches Innehalten in der Rede haucht dem schwächsten Gedanken Kraft ein[4].

»Und diese Ratschläge,« fährt der alte Herr fort, »sind nicht etwa die eines unerfahrenen Grossvaters; es ist ein Lehrer, der sie

[1] Dionys. Halicarn. De script. veter. jud. p. 424.

[2] Was schon *Scaliger* vermutete, dass Sallust seine Geschichte mit Lepidus begann, findet sich durch ein von Messalinus Pompejus: De numeris et pedib. orat. (cit. vom Rhetor Rufinus: Versus de comp. et metris orat. p. 355 in Antiqui Rhetores Latini ed. Cl. Capperonnier, Strassburg 1756) u. von Priscian, Instit. grammat. XV, c. 3 mitgeteiltes Fragment Sallusts bestätigt: Res populi romani, M. Lepido, Qu. Catulo, coss., ac deinde militiae et domi gestas composui.

[3] Aus Idill. IV: Ad nepotem Ausonium protrepticon de studio puerili.

[4] Ibid.

an tausenden von Geistern praktisch geübt hat. Viele Kinder habe ich mit meinen Lektionen gespeist, habe sie an die Brust gelegt; in ihren zarten Jahren nahm ich sie von den Liebkosungen der Amme weg, erwärmte sie in meinem Schosse und öffnete ihnen die Lippen. Waren sie dann etwas grösser geworden, so trieben sie einige schmeichelnde Aufmunterungen, ein leichtes Gefühl von Furcht nach rauhen Wegen und angenehmen Fortschritten an, eines Tages die süssen Früchte einer bittern Wurzel zu sammeln. Und wenn sie ins Jünglingsalter getreten, lenkte ich sie zur Philosophie, zu den schönen Wissenschaften, zum Redekampfe, mochte sich auch ihr Kopf gegen das Joch der Autorität sperren und ihr Mund sich von dem ihm gebotenen Bissen abwenden. Eine schwierige Selbstbeherrschung verlangt diese harte Lehrlingszeit, die nur nach einer langen Übung und viel Milde im Tadel die gelehrige Jugend ans Ziel führt. Ich hatte viel Unangenehmes zu ertragen, bis diese Plage selbst zum Zauber wurde und die Macht der Gewohnheit und die stete Gepflogenheit meine Last versüsste [1].«

Man darf es dem alten Rhetor aufs Wort glauben, dass die Aufgabe, welche er als Schulmann zu erledigen hatte, keine leichte war. Auch er wird gleich seinen Kollegen oft in die Notwendigkeit versetzt worden sein, trotz aller Philosophie der Selbstbeherrschung zur Strenge und Strafe zu greifen. Und in den Schulen herrschte eine sehr ernste Zucht, welche den Stock nicht bloss als leeren Popanz im pädagogischen Wappen führte. »Der Rute die Hand hinhalten«, gehörte zu den stehenden Ausdrücken jener Schulwelt und selbst die berühmtesten Männer gestehen freimütig in ihren späteren Erinnerungen, dass ihnen in der Schule die Finger gar oft verklopft wurden [2].

Ausonius erachtet es daher angesichts dieses Umstandes keineswegs für überflüssig, seinem Enkel Worte der Aufmunterung angedeihen zu lassen.

»Lerne mit Vergnügen, mein Enkel,« ruft er dem Knaben zu, »und verwünsche nicht die Zügel eines strengen Präceptors. Nie-

1 Aus. Idyll. IV.

2 Nos quoque subduximus ferulae manum.

Sid. Apoll. II, ep. 10. Et nos didicimus litteras, et nos saepe manum ferulae subtraximus. — Hieronym. ep. 32, 33. Ergo frustra tanto tempore studuimus, et saepe manum ferulae subduximus. — Juvenal Satyr. I, V. 15. Et nos ergo manum ferulae subduximus.

mals ist die Gestalt eines Lehrers erschreckend (nunquam horrida forma magistri). Er ist alt und mürrisch; seine Stimme, hart und zänkisch, kündigt Sturm an; auf seiner Stirne runzelt stets Drohung und dennoch hat er nichts Abschreckendes an sich, hat er erst einmal verstanden, durch den Zauber der Gewohnheit den Schüler an sein Angesicht zu gewöhnen Zittere also nicht mehr trotz der zahlreichen Schläge, von denen die Klasse widerhallt und der sauertöpfigen Miene deines greisen Lehrers. Furcht verrät eine entartete Seele; sei Herr über dich, sei ohne Besorgnis. Das Rauschen der Rute, der Schrecken der Züchtigung beunruhige dich nicht vom frühen Morgen an, weil das Scepter der Rute zittert (quod sceptrum vibrat ferulae), weil der Lehrer einen grossen Vorrat davon hat, weil er, der Verräter! sein Instrument mit einem weichen Streifen umwickelt hat, damit die Bänke von einem schauerlichen Geräusch ertönen. Vergiss dieses Gaukelwerk des Löwen, dieses inhaltlose Schreckmittel. So haben dein Vater und deine Mutter, indem sie ehemals diese Ratschläge beachteten, die Ruhe und das Glück meines Greisenalters gesichert[1].«

Indes vergass auch die Schule der Alten bei aller Strenge nicht, dass zur rechten Zeit ein Ausruhen geboten sei und geistige Anstrengung auch mit Ausspannung und Erholung in Wechsel zu treten habe. Ausonius stellt dieses Moment sogar an die Spitze seines Ermahnungschreibens, dieses mit den Worten einleitend: »Auch die Musen bedürfen der Kurzweil; versüssend begleitet die Ruhe die Camoenen, nicht immer soll das gebietende Wort des strengen Lehrers die Knaben festhalten, sondern die Zeit des Studiums soll mit Erholung abwechseln. Es genügt, wenn der Knabe weiss, dass er gerne gelesen hat, und das Aufhören sei ihm gestattet. Vom griechischen Worte[2] hat die Schule den Namen wegen der angemessenen Erholungen, welche man den eifrigen Musen zubilligen muss. Lerne mit Eifer, denn du weisst bestimmt, dass auch das Spiel an die Reihe kommt und dass man, um die langen Anstrengungen zu mildern, Ruhepausen gewährt. Des

[1] Aus. Idyll. IV.

[2] Von σχολή (Erholung), was die Römer mit ludus (Spiel) wiedergaben, womit man anzudeuten versuchte, dass die Wissenschaften für den Geist eigentlich keine Last, sondern eine Erholung und ein Spiel sein sollen. Die Lehrer führten daher auch den Namen ludi magistri (Lehrer des Spiels). Suet. de illustr. grammat. c. 4. — Cic. de orat. II, 22, III, 24.

Knaben Eifer erlahmt, wechseln nicht heitere Stunden mit strengem Tagewerke[1].«

Die Vacanz gewährte dem Schüler hinlänglich Zeit seinen Geist, dem Lehrer die Möglichkeit, die Rute ausruhen zu lassen. Zwar besitzen wir über die Dauer der Ferien in den gallischen Schulen keine näheren Angaben, aber man darf wohl dafür halten, dass man auch hierin römischen Brauch nachahmte, welcher mit Ende Juli sowohl die Elementarschulen wie auch die höheren Anstalten bis in den Oktober hinein schloss[2]. Dann kam für die Schuljugend die heiss ersehnte Gelegenheit, das nachzuholen, was sie etwa während des Schuljahres an körperlicher Ausbildung versäumt hatte. Ballspiel, Wettlaufen, Discuswerfen, Springen und Schwimmen, Übungen, welche selbst in späteren Jahren noch mit dem Buche abwechselten[3], stärkten dann die Muskeln und schufen zwischen Geist und Körper einen harmonischen Ausgleich.

Waren die Ferienmonate vorüber und trat der Knabe etwa aus der Palästra des Grammatikers[4], um mit verjüngter Spannkraft des Leibes wie der Seele in die Klasse der Rhetorik einzutreten, so warteten seiner neue Aufgaben, neue Ziele. Bei dem Rhetor lernte der Schüler die Anwendung der Wissenschaften auf die Beredsamkeit[5], er erfuhr, dass die Rhetorik eine »bene dicendi scientia« und ein Redner ein in dieser Kunst wohl erfahrener Mann (vir bonus dicendi peritus) sei, dessen Aufgabe es bilde, in bürgerlichen, allgemeinen Angelegenheiten gut und richtig zu sprechen[6]. »Die Be-

1 Sunt etiam Musis sua ludicra: mixta Camoenis
Otia sunt, mellite nepos, nec semper acerbi
Exercet pueros vox imperiosa magistri;
Sed requie studiique vices rata tempora servant,
Et satis est puero memori legisse libenter,
Et cessare licet. Grais schola nomine dicta est,
Justa laboriferis tribuantur ut otia Musis.
Aus. Idyll. IV, 1—5.

2 Ludi magister, parce simplici turbae
.
Ferulaeque tristes, sceptra paedagogorum,
Cessent, et idus dormiant in Octobres.
(Mart. Epigr. X, ep. 62.)

Grasberger III, S. 457, 458.

3 Sid. Apoll. II, 2 V, 17.

4 Sidon. Apoll. Carm. XXIII, 205.

5 Fabii Laurentii Victorini explanat. in Rhetoricam M. Ciceronis libri II (*Halm,* Rhetor. lat. min. p. 156.)

6 C. Chirii Fortunati art. Rhetor. libri III (*Halm,* l. c. p. 82).

redsamkeit,« so lehrte man, »nützt sehr viel, denn sie schafft den Staat und durchdringt alles Nützliche und Schöne[1].« »Rhetorik,« definiert Sulpicius Victor, »ist die Wissenschaft, in öffentlicher Angelegenheit gut zu sprechen[2],« eine Erklärung, welche sich später auch Cassiodorius aneignete und die das ganze Mittelalter hindurch in den rhetorischen Lehrbüchern sich erhielt[3].

Für den Unterricht in der Rhetorik benützte man ausser Cicero's »Rhetorica« und dem dazu gehörigen Commentar des Qu. Fabius Laurentius Victorinus die vier Bücher »Rhetoricorum ad Herennium«, von einem Unbekannten verfasst, aber ein sehr tüchtiges, brauchbares Werk, dessen Autorschaft man lange Cicero zuschob; ferner Quintilian und das in katechetischer Form abgefasste Lehrbuch des C. Chirius Fortunatus (Artis rhetoricae lib. III), sowie die dem 4. Jahrhunderte angehörigen »Institutiones oratoriae« des Sulpicius Victor. Auch über diese Lehrbücher hat unsere, alles besser wissende Zeit mit Pharisäersinn wegwerfend abgesprochen. Hat sie ein Recht dazu? Alles, was den Redner schafft und ihn zu seiner hohen Aufgabe erzieht, war in diesen Lehrbüchern enthalten, da wurde kein äusseres oder inneres Moment unberücksichtigt gelassen, welches in irgendwelche Beziehung zu der Rhetorik gebracht werden konnte. »Ein Blick auf die geretteten Lehrbücher der späteren römischen Rhetorik genügt,« so urteilt ein ausgezeichneter Kenner jener Zeit, »um uns mit tiefer Beschämung zu erfüllen. Die Kunst des Vortrags und des äusseren Auftretens überhaupt vollendete diese ganze Lehre und lässt abermals erkennen, dass all' unser jetziges Reden blosser Naturalismus ist und nur durch zufällige Begabung, ja unbewusst die schöne Form erreicht. Jede Handbewegung, jedes Sinkenlassen und Überschlagen des Gewandes hatte sein Gesetz; wie der Bildhauer, so wusste auch der Redner recht gut, dass ein Arm und Fuss derselben Seite nie zugleich vorgestreckt werden dürfen u. dgl. m. So allein war es möglich gewesen, die Redekunst zu einem Virtuosentum des ganzen geistigen und leiblichen Menschen zu steigern[4].«

1 Eloquentia plurimum prodest: nam facit civitatem et quidquid utile atque honestum est insinuat. (Fabii Laurentii Vict. explan. in Rhet. Cic. *Halm*, p. 162.)

2 »Rhetorica est bene dicendi scientia in quaestione civili.« Sulpicii Victoris Institut. oratoriae in *Halm*, Rhet. latin. minor. p. 162.

3 *Volkmann*, Rhetorik der Griechen und Römer. 2. Aufl. S. 15.

4 *Burkhardt*, Const. der Gr. u. seine Zeit. S. 380.

Nun, dieses Virtuosentum des lebendigen Wortes, der Kunstrede, hat bei keinem Volke eine solche Vollendung gewonnen, wie bei dem gallischen, dessen angebornes rhetorisches Talent nur der systematischen, schulgerechten Durchbildung bedurfte, um die Meisterschaft menschlicher Beredsamkeit zu erreichen. Doch darf man bei all' den glänzenden und blendenden Vorzügen dieser Naturgabe die Augen nicht gegen die Schattenseiten verschliessen, welche für jene Jahrhunderte vor allem darin sich äusserten, dass wie in Rom, auch in Gallien die öffentliche Beredsamkeit in der Schulrhetorik aufging, so dass der Unterschied, den man in der Theorie noch zwischen rhetor und orator zog, *in praxi* längst verfiel, wie er denn überhaupt schon seit dem 2. Jahrhunderte des Kaiserreichs gegenstandlos geworden war[1].

Was nun die rein formalen Übungen in den gallischen Rhetorenschulen angeht, so treffen sie mit den in den Schulen Roms fast zusammen. Die Schulthesen schöpfte man besonders gerne aus Vergil, mit dem sozusagen die stilistischen Arbeiten eingeleitet wurden, so dass von einer richtigen Vergilstufe (locus Vergilianus) gesprochen werden kann. Der Schüler musste dabei dem Sinne nach das in Prosa wiedergeben, was Vergil in seiner Aeneide dichterisch dargestellt hatte. Eine solche Aufgabe war etwa, die Juno in einer Rede ihren Zorn und Kummer aussprechen zu lassen, weil sie den Teukrerkönig nicht von Latiums Küsten fernehalten kann. (Aen. I.) Wer dann die Gefühle des Zornes und Schmerzes in einer der Würde der erdichteten Person entsprechenden Weise auszudrücken verstand, wurde als der Erste erklärt[2].

Die zweite Stufe der rhetorischen Übungen bildeten die sogenannten Dictiones ethicae, Selbstgespräche, welche Gottheiten und mythologische Persönlichkeiten bei gewissen Anlässen hielten, wie: Juno's Worte, als sie den Antheus dem Hercules an Kräften ebenbürtig sieht; Thetis vor Achilles Leiche; Menelaus beim Anblicke des zerstörten Troja; Dido's letzte Worte an Aeneas.

Die dritte Stufe waren die Streitreden (controversiae). Da wurden Themata gegeben, wie: Über eine Ehebrecherin; gegen einen Gesandten, der das Vaterland an die Feinde verrät; gegen Einen, der als Preis die Ehe mit einer Vestalin begehrt; gegen Einen, der dem alten Vater die Nahrung vorenthält; gegen einen Tyrannen, der als Preis einem Vatermörder eine Statue errichtet

[1] *Westermann,* a. a. O. S. 304.

[2] Aug. Confess. I, c. 17.

hat; gegen Einen, der in ein Lupanar eine Statue der Minerva gestellt hat[1].

In dieser Gattung vollzogen sich die Aufgaben, an welchen der angehende Rhetor seine junge Kraft versuchen und stählen musste. Um seiner Arbeit auch noch einen gelehrten Beigeschmack zu verleihen, hatte er sie möglichst reichhaltig mit Citaten aus Schriftstellern zu verbrämen, die er schon vorher zu geeigneter und gelegentlicher Verwendung hatte memorieren müssen.

Das sicherste Kriterion für das Wesen und Wirken der gallischen Rhetorenschulen bietet ein Blick auf die litterarischen Früchte, welche am Baume der Schulrhetorik zeitigten.

Die Verschmelzung von Fülle und Glanz gallischer Redeweise mit römischer Mässigung[2] schuf das Ideal eines Redners und dieses Ideal suchte man im Panegyrismus zu verkörpern. Hier war das Feld, auf welchem der gallische Cothurn (Gallicanus cothurnus)[3] am stolzesten einherschritt und die viel gepriesene Beredsamkeit Galliens[4] ihre blendendsten Triumphe feierte. Nach dem Vorantritte des jüngeren Plinius, der mit seinem im Jahre 100 gehaltenen Panegyricus auf Kaiser Trajan den Anstoss zu diesem Litteraturzweige gab, verpflanzte der Professor der Rhetorik zu Trier, Claudius Mamertinus, die Lobrede auf gallischen Boden und mit ihr leider die ins Ungemessene strebende Sucht, den Kaisern und ihren Statthaltern zu schmeicheln und ihnen schöne, aber der Wahrheit abgekehrte Dinge zu sagen.

Gallien hat elf solcher Panegyriker von Bedeutung hervorgebracht. Den Reigen derselben eröffnet Cl. Mamertinus selbst mit drei Reden, welche durchschimmern lassen, dass er unter anderen Umständen und zu anderer Zeit einer der besten Redner hätte werden können, würde ihn die Milch der Freiheit zum Mannesmute erzogen haben[5]. Der mässigste in Lob und Schmeichelei ist Eumenius, der bekannte Schulmann von Augustodunum, von dem man vier Panegyriken besitzt, deren erster, im Jahre 297 gehalten, die wiederhergestellten Schulen zum Vorwurfe hat. Ausser ihm hat auch der Burdigalenser Nazarius, den Hieronymus einen vor-

[1] Ennodius, Declamationes p. 469—507 (ed. Andr. Schott 1611).

[2] Hieronym. ep. 125 ad. Rustic. c. 6.

[3] Hieronym. ep. 50.

[4] Juvenal XV, 111: Gallia facunda. — Symmach. ep. IX, 88: Galliae facundae haustus requiro.

[5] *Monnard*, l. c. p. 80.

trefflichen Redner nennt[1], eine auf Constantin und dessen Söhne im Jahre 321 gehaltene Lobrede hinterlassen. Einer derjenigen gallischen Panegyriker, welche ihrem Muster Plinius an Geist, Fluss der Sprache und sorgfältiger Ausarbeitung am nächsten kommen[2], ist der Freund und Landsmann des Ausonius: Latinus Pacatus Drepanius, der im Jahre 391 zu Ehren des über Maximus siegreichen Theodosius als Abgesandter Galliens in Rom sprach. Wie hoch Ausonius das Urteil dieses an Jahren unter ihm stehenden Freundes stellte, das ergibt die Thatsache, dass er ihm das Schiedsrichteramt über seine Musen zuschob und die Veröffentlichung oder Unterdrückung seiner Gedichte von der Kritik desselben abhängig machte[3].

Um an einem Beispiele zu zeigen, zu welchem Grade unwürdigen Schmeichelsinns der Panegyrismus der gallischen Schule sich verirrte, seien hier aus der von Ausonius für die ihm verliehene Consulatwürde gehaltenen Rede einige Belegstellen ausgehoben. Gratian war nämlich zu seinem Leidwesen durch den Krieg an der Donau verhindert gewesen, der feierlichen Installation seines von ihm hoch verehrten alten Lehrers anzuwohnen. Dagegen liess er es sich nicht nehmen, beim Abgange des Ausonius vom Consulate zugegen zu sein und sich, nachdem er mit unglaublicher Schnelligkeit aus dem entlegenen Pannonien nach Trier zurückgekehrt, an der zu jenem Zwecke veranstalteten Festlichkeit zu beteiligen[4]. Ausonius, höchlich geschmeichelt durch diese Aufmerksamkeit seines kaiserlichen Herrn und einstigen Schülers, liess ihm dafür die ausgesuchtesten Lobhudeleien zu teil werden, aus denen als Grundton fast durchweg das Lob des eigenen Selbst durchklingt. Nachdem er die Beredsamkeit Gratians, eine Frucht seiner Lehrthätigkeit, gerühmt, fährt er fort: »Noch anderes würde ich von den oratorischen Fähigkeiten sagen, müsste ich nicht fürchten, mir zu schmeicheln. Denn Sulpicius war nicht grösser im Reden, noch die Bescheidenheit des älteren Gracchus rühmenswerter oder das Ansehen deines Vaters bedeutender.« Dann wird die Stimme des Kaisers gelobt, wenn er erregt, die Weichheit derselben, wenn er ruhig spreche, die Beherrschung, wenn er zwischen beiden abwechsle u. s. f.

1 Euseb. Chron. ad. a. 338: rhetorem insignem.

2 *Barth,* Comment. in Claudian. p. 559.

3 Auson. Idyll. XII: Ludus septem Sapientium.

4 *Lagrange,* l. c. p. 22.

In den Augen der Panegyriker wurde alles Natürliche zu himmlischem Wesen, die kaiserliche Majestät war ihnen die Gegenwart eines Gottes und göttlich dünkte ihnen Verstand, Wort und Schrift der Herrscher, gegen die selbst Jupiter zurücktreten müsse und ein Alexander der Grosse unbedeutend erscheine.

So artete der Panegyrismus zur höchsten Potenz ekelerregender Lobhudelei aus und gestaltete sich zur Verachtung der eigenen Mannes- und Menschenwürde um den Preis einer Auszeichnung; nach dem Grade dieser letzteren aber wurde auch der Grad des Schweifwedelns bemessen. »Die Lobrede, eine schamlose Schmeichlerei, eine oft verlogene Glorificierung, eine ungeheure Krone aus Lorbeer und Blumen, welche ein Mensch drei Stunden lang im Angesichte eines Andern zu tragen wagte, ohne dass jener ob solcher Niedrigkeit und dieser ob solchen Hochmuts errötete, die zur Zeit des Reichsniederganges nach dem Occident gekommene Lobrede, ist das charakteristische und hauptsächliche Werk der Zeit. Da ist kein Weihrauch zu stark, kein Lob zu pompös, kein Schmeichelwort zu grell weder für den, welcher spricht, noch für den, welcher hört[1].«

Aber wer so sprechen konnte, der hatte den Pfad ausgespürt, dessen Ende in Auszeichnung, Ruhm und Ehre auslief und darum wurde dem Panegyrismus in den gallischen Schulen solch' aufmerksame Pflege zu teil[2].

Wenden wir uns von den Erscheinungsformen der Rhetorik, wie sie in der Schule gelehrt und im praktischen Leben nachher geübt wurde, zur Poesie, um auch an ihr den gestaltenden Einfluss der Schule zu bemessen.

Gallien erfreute sich zu jener Zeit einer Fülle von Poetastern. Jeder, der die Schule besucht hatte, glaubte sich zum Dichter berufen und so dichtete männiglich wacker drauf los. Die Schule gab den jungen Leuten die technische Anleitung, wie man Verse baute, aber ihnen auch den göttlichen Funken zu geben, das war sie nicht imstande. Eine Würdigung des fruchtbarsten und besten gallischen Dichters des 4. Jahrhunderts, des Ausonius, mag am schärfsten den Stand der unter dem Einflusse der Schule erwachsenen Litteratur ins Licht stellen.

Ausonius ist das getreue Spiegelbild seiner Zeit. Als Dichter ist er über die Grenzen der Mittelmässigkeit nicht hinausgekommen. Der Grund dieser Erscheinung liegt nahe. Wie in der Beredsam-

[1] *Mary-Lafon,* l. c. I, p. 195. — [2] *Westermann,* a. a. O. S. 315.

keit so war auch in der Poesie an die Stelle der ernsten Einfachheit eine Geschraubtheit der Sprache und der Gedanken getreten[1]. Im grossen Strome dieser allgemein gewordenen Entartung schwamm auch Ausonius, wenn auch mit breiterem Wogenschlage, lustig mit. Wie er selbst als Lehrer, er der berühmteste und geschätzteste Schulmann Galliens, nicht an seine Zeitgenossen, die glänzenden griechischen Rhetoren Themistius und Libanius hinanreicht[2], so lüftet ihn auch sein poetisches Schaffen, der Abglanz seines lehramtlichen Wirkens, nicht auf den Sockel dichterischer Grösse. In ihm herrscht der geistreiche, witzelnde Höfling vor, der mit epigrammatischem Wurfe seine Gedanken dem Lichte gebiert, der sich an dem rasch wechselnden, bunten Kaleidoscop der Metrik vergnügt und über das geistlähmende Getändel des Gelegenheitdichtens kaum oder selten hinauskommt. Kein Gedanke ist ihm zu gering, selbst wenn er so kindisch wäre, dass ein Anfänger sich desselben nicht einmal zu seinen poetischen Erstlingsversuchen bedienen möchte[3]. Freund Theon schickt ihm dreissig Austern — flugs besteigt Ausonius den Pegasus. »Wenn er einmal einen Stoff erfasst hat, dann lässt er ihn nicht mehr los, bis er ihn auf alle mögliche Weise ausgebeutet hat. Die zwölf Monate des Jahres behandelt er zuerst in Monostichen und dann, noch nicht zufrieden, in Distichen; er schreibt lateinische Verse mit griechischen Wörtern durchflochten oder mengt gleich ganze Zeilen hindurch griechische Verse dazwischen, in seinen Idyllen finden sich Hexameter, deren Verse mit einem einsilbigen Worte beginnen und schliessen, wobei das letzte den Anfang der nächsten Zeile bildet oder seinen Cento, ein aus Vergil zusammengeflicktes Gedicht.«

Aber diese seichten Produkte fanden ihr Publikum und das Publikum bewunderte. Schuf Ausonius einmal ein Werk, das, wie sein wegen der Landschaftmalerei wirklich herrliches Gedicht »Mosella«, den Leser häufig zum Entzücken hinreisst, mag im übrigen ein verderbter Schulgeschmack auch hier seine Einwirkung nicht verläugnen, so wurde er im Handumdrehen neben Vergil gestellt und das Buch mit den »göttlichen Versen« flog von Hand zu Hand[4].

[1] *Ampère,* Hist. de la litt. française avant Charlemagne I, p. 161.

[2] *Lagrange,* l. c. p. 13.

[3] Hist. litt. I, 2. p. 310.

[4] Symmachus, ep. XIV: »Volitat tuus Mosella per manus sinusque multorum, divinis a te versibus consecratus; sed tantum nostra ora

Doch verlangt die Gerechtigkeit die Anerkennung, dass Ausonius eben gab, was er zu geben vermochte und wozu ihn sein eigenes, durch die Schule jenes Jahrhunderts gebildetes Können befähigte. Darüber hinaus konnte sich sein Geist nicht schwingen. »Die Herrschaft des schöpferischen Genius war gesunken, die Schule mit ihrem Formalismus suchte ihn zu ersetzen, bis eine neue Zeit neue Ideen wecken würde[1].«

Einstweilen hatte die Schule vollauf zu thun, um das Lehrprogramm abzuwickeln, an dessen Inhalt sie ihr Wirken lehnte, und um die ihr anvertraute zahlreiche Jugend zu bilden. Die gallische Schule zog nämlich in den Kreis ihrer Unterrichtsgegenstände auch Philosophie, Recht und Medizin herein, obschon das berühmte Dekret vom Jahre 376 dieser Disciplinen nicht namentlich gedenkt.

Von allen philosophischen Systemen zählte das platonische (dogma Platonicum) die meisten Anhänger[2]. Es fehlte zwar auch den übrigen philosophischen Secten nicht an Jüngern, und besonders waren es die pythagoräische und epikuräische Lehre, letztere einem stark ausgeprägten Materialismus zuneigend, welche in den gallischen Schulen und auch in den höheren Gesellschaftsklassen Galliens Vertreter hatten. Ausserdem erfreuten sich auch noch andere philosophische Parteien ihres Daseins. Die gallischen Schriften des 4. und 5. Jahrhunderts führen Stellen und Namen von Philosophen an, welche man sonst nirgends mehr findet[3]. Für die Verehrer der platonischen Richtung war der Platonismus ein Vorläufer des Christentums, zwischen welch' beiden man einen inneren Zusammenhang herzustellen trachtete und auch herstellte. Gelehrt wurde an den gallischen Schulen ebenso auch die aristotelische Philosophie und zwar die Moral- und Naturphilosophie, sowie die Kategorieen des Stagiriten[4].

praelabitur Ita me Diis probabilem praestem! ut ego tuum carmen libris Maronis adjungo« (Die »Mosella« des Ausonius war im 12. Jahrhunderte in Trier nicht mehr zu finden; wer sie lesen wollte, musste sich nach Bordeaux wenden. Hist. Trevir. bei *Achery,* Spicileg. II, p. 211.)

1 *J. J. Rolly,* Übersicht der vorzügl. Studien und Studienorte im Occident. Luzerner Schulprogr. S. 22.

2 Auson. Prof. XXVI.

3 *Guizot,* Cours d'hist. moderne, I. p. 222.

4 Sidon. Apoll. ep. IV, 1.

Der Mehrzahl der studierenden Jünglinge wurde die Philosophie die Brücke zum Fachstudium, sei es zur Jurisprudenz oder Medizin. So lange Gallien noch im lebendigen Verkehr mit Rom stand, wo die Docenten der zuletzt genannten Fächer Privilegien genossen, welche für die Provinzen nicht galten[1], mögen sich die meisten Studenten des Rechts nach der Weltstadt begeben haben, obgleich auch in ihrem Vaterlande Unterricht in dieser Disciplin erteilt wurde; doch scheint er in Gallien nicht allzu häufig gewesen zu sein[2], wenn man etwa Trier ausnimmt, in dessen Palastschule im 4. Jahrhundert über juristische Gegenstände dociert wurde. Nachdem im 5. Jahrhunderte zufolge der oftmaligen Barbareneinfälle die Residenz des gallischen Präfecten nach Arles verlegt worden, wird diese Stadt als hervorragender Sitz römischer Rechtsgelehrsamkeit genannt und die zeitgenössischen Schriftsteller rühmen die Tüchtigkeit der dortigen Anwälte und Rechtskundigen[3].

Was endlich das Studium der Medizin in Gallien angeht, so lassen sich bei Ermanglung bestimmter Nachrichten hierüber lediglich Vermutungen aufstellen, denen allerdings der höchste Grad der Wahrscheinlichkeit zur Seite geht. Eine eigentliche medizinische Fachschule besass weder Rom noch eine andere Stadt. Die Rhetorenschule wurde auch hier, wie für alle anderen, zur öffentlichen Wirksamkeit notwendigen Kenntnisse das Vorbild; die Litteratur ersetzte den theoretischen Vortrag[4] und die Anleitung irgend eines Arztes, bei dem man in die Lehre ging, zeigte die praktische Handhabung.

Gerade in Gallien wies der ärztliche Stand eine beträchtliche Zahl von Mitgliedern auf und bei mehr als einem von ihnen kam das Wort zur vollen Geltung: *Gallenus dat opes.* Dass so hervorragende Ärzte wie Julius Ausonius, welchen nur die edle Selbstlosigkeit und seine hingebende Menschenliebe hinderte, Reichtümer zu erwerben, und der berühmteste Praktiker seiner Zeit, der Burdigalenser Marcellus Empiricus, Archiater und Magister officiorum des Kaisers Theodosius des Grossen, Schüler gehabt haben, darf man annehmen, ohne in dieser Annahme nach positiven Aufzeichnungen der Alten urteilen zu müssen. Wie weit der theoretische Unter-

1 L. 6 §. 12, II de excusat. Modestinus: Νόμων δὲ διδάσκαλοι ἐν ἐπαρχίᾳ διδάσκοντες ἄφεσιν οὐχ ἕξουσιν, ἐν Ῥώμῃ δὲ διδάσκοντες ἀφίενται.

2 *Savigny,* a. a. O. S. 395, 396.

3 *Fauriel,* Hist. de la Gaule meridionale I, p. 409.

4 *Stein,* Innere Verwaltung 1. Tl. S. 344.

richt in der Heilkunde indes sich erstreckte, das dürften die sogenannten Formeln des Marcellus beleuchten. Dieser Arzt verfasste nämlich mit Benützung der von dem Empiriker Scribonius Largus, dem Leibarzte des Kaisers Claudius zusammengestellten Rezeptsammlung, »Compositiones medicamentorum«, der medizinischen Arbeiten des älteren Plinius und einiger anderer Werke ein Verzeichnis zahlreicher Rezepte und physischer Hilfsmittel gegen alle Arten von Krankheitszufällen[1]. Das Buch lässt erkennen, dass der Aberglaube, welcher die meisten der dort angegebenen Heilformeln erfüllt, in Theorie und Praxis der damaligen ärztlichen Welt keine geringe Rolle spielte, ist aber teils dieser kulturhistorischen Seite und teils auch deswegen wertvoll, weil es viele keltische Pflanzennamen wiedergibt[2], die gleich dem in den Rezepten enthaltenen Aberglauben auf druidische Überlieferung zurückdeuten[3].

[1] *Sprengel,* Gesch. der Medizin II, S. 178. 179.

[2] Principes medicinae, ed. per *J. Cornarium* II. p. 254. Basil 1536. Abhandlungen der Berliner Akademie 1847 (*Jak. Grimm,* Über Marcellus Burdigalensis) und ebendas. 1849 (Über die Marcellischen Formeln). Vgl. *Mary-Lafon* I, p. 325.

[3] Hist. litt. II, p. 52.

Viertes Kapitel.

Die gallischen Rhetorenschulen im 5. Jahrhundert und das Christentum. — Sidonius Apollinaris.

Das 5. Jahrhundert zeigt Gallien, obschon mit dem Gepräge der germanischen Barbarenherrschaft auf der Stirne, und obgleich der Niedergang der Wissenschaften bereits seinen langen Schatten vorauswirft, im Wesentlichen als dieselbe Pflegerin des Schullebens wie das 4. Jahrhundert. Noch immer sind die Schulen, deren es dort in allen bedeutenden Städten gab, die einzigen, naturgemässen und besten Bildungsstätten und aus ihnen geht eine beträchtliche Anzahl gelehrter, auf allen Wissensgebieten ausgezeichneter Männer hervor. Gerade dort, wohin die Germanenstämme den Centralpunkt ihrer Macht verlegt, bestehen noch um die Mitte des 5. Jahrhunderts öffentliche Schulen, die gewöhnlich stark besucht waren und wo man mit Erfolg die schönen Wissenschaften, Poesie und Philosophie lehrte, wo man Aristoteles, Vergil, Cicero, Plautus, Naevius, Cato, Varro, Gracchus, Chrysipp, Fronto las. So zu Lyon und Vienne im Lande der Burgunder, zu Bordeaux und Arles bei den Westgothen, zu Clermont in der Auvergne und anderen Orten[1]. Allerdings sind die alten Lehrer vom Schauplatze ihrer Thätigkeit abgetreten, neue haben deren Stelle eingenommen, doch Lehrmethode und Lehrgegenstände sind von keinem Wechsel berührt worden. Man weiss zwar nichts Genaues über letztere Punkte, da sich für dieses Jahrhundert kein Ausonius fand, der, wie der alte Rhetor von Burdigala, Personen und Sachen der Schulwelt zum Gegenstande seiner meldenden Feder erkoren hätte; allein man wird nicht fehl gehen, wenn man sagt, dass das 5. Jahrhundert so ziemlich auf den Schultern seines Vorgängers steht[2]. Die Richtigkeit dieser Anschauung wird durch näheres Eingehen auf den Gegenstand bewiesen.

[1] Hist. litt. II, 1. p. 39. — [2] *Fauriel,* l. c. I. p. 417.

Weitaus das Meiste, was uns über die gallischen Rhetorenschulen dieser Zeit bekannt geworden[1], verdanken wir einem Manne, dessen geistiger Bildungsgang zwar noch ganz unter dem Einflusse heidnischer Schulwissenschaft sich vollzogen hat, der sich jedoch in seiner Gotteserkenntnis und seinem religiösen Leben nicht bloss zu den geläuterten Prinzipien des Christentums durchgerungen, sondern unter den Vertretern desselben in Gallien einen vorzüglichen Rang einnimmt. Es is dies Cajus Sollius Apollinaris Sidonius, Bischof von Clermont, den die Kirche unter die Schar ihrer Heiligen aufgenommen hat.

Die eminente Bedeutung, welche diesem Manne sowohl als hochgebildetem, kirchlichen Würdenträger sowie auch als dem geistvollsten Schriftsteller seines Jahrhunderts zukommt[2], verlangt natürlich eine Schilderung seiner äusseren Lebensverhältnisse.

Apollinaris Sidonius wurde ungefähr am 5. November 430 zu Lugdunum als der Sprosse einer altvornehmen, gallischen Familie geboren[3]. Sein Vater hatte unter Honorius die Stelle eines Tribuns und unter Valentinian III. die Präfektur von Gallien, sein Grossvater dieselbe Würde unter dem Tyrannen Constantin bekleidet. Seine Mutter, deren Name unbekannt, stammte aus der berühmtesten Familie der Auvergne, der Familie des Kaisers Avitus. Sein Urgrossvater hatte ebenfalls hohe Staatsämter innegehabt, allein die edelste Auszeichnung war sein Übertritt zum Christentume[4].

Die erste Schulbildung empfing der Knabe nach herrschendem Gebrauche vom Elementarlehrer, worauf er dann in die grammatikalische Palästra übertrat[5]. Zu seinen Lehrern gehörten die besten Geister jener Zeit. Er empfing Unterricht in den schönen Wissen-

[1] *Wattenbach,* Deutschlands Geschichtsquellen I. S. 75. (4. Aufl.)

[2] *Loebell,* Gregor von Tours und seine Zeit. S. 383.

[3] Sid. Apoll. VIII, 6. Carm. XX. *Baronius,* Annal. VIII. p. 313 *A. Germain,* Essai litér. et hist. sur Apoll. Sid. Monpell. 1840. — *Fertig,* C. Sollius Apoll. Sidonius und seine Zeit. 3 Schulprogr. (Würzburg 1845, 1846. Passau 1848). *J. Fr. Grégoire-Collombet,* Oeuvres de C. Soll. Apoll. Sidon. Lyon 1836, 3 Bd. Apoll. Sid. opera ed. *Savaro,* Paris 1609. *Migne,* Patrol. t. LVIII. *G. Kaufmann,* Die Werke des Apoll. Sidonius als eine Quelle für die Geschichte seiner Zeit, Götting. Dissertation 1864. u. in Götting. Gelehrt. Anzeigen 1868. S. 1001 squ. *C. Chaix,* St. Sidoine Apoll. et son siècle, 2. vols. Clermont — Ferr. 1867—68. *Chatelain,* Étude sur Sid. Paris 1875.

[4] Sid. Apoll. Ep. lib. I, 3, III, 12. V, 9.

[5] Ep. V. 21: mihi quoque a parvo cura musarum. Carm. XXIII, 205.

schaften von Hoëmius[1] und lernte Mathematik, Astronomie und Musik, so dass er also das ganze Trivium und Quadrivium in sich aufnahm. Dass Sidonius auch Unterricht im Griechischen erhielt, bezeugt die Thatsache, dass er später mit seinem Sohne den Epitrepontem des Menanders las, wie er selbst berichtet[2]. In der Philosophie hörte er den Eusebius, Professor zn Lugdunum, einen Anhänger des Aristoteles. Sidonius erwähnt, dass sein Mitschüler Probus, der Sohn einer durch Geburtsadel, Reichtum und geistige Bildung hervorragenden gallischen Familie, sich in raschem Verständnis des aristotelischen Systems, namentlich der Kategorien und der Dialektik, so ausgezeichnet habe, dass er, wie Plato seinen Lehrer Sokrates, beinahe seinen Meister Eusebius überragt habe, den er auch oft vertrat, indem er unter grossem Beifalle desselben seinen Mitschülern das aristotelische Dogmengebäude in scharfsinniger Weise vortrug und erklärte[3].

Wie heute so knüpfte auch damals das Schulleben enge Bande der Freundschaft, die durchs ganze Leben dauerten. Gerne erinnerte sich Sidonius in späteren Jahren noch seiner Mitschüler und der gemeinsam verlebten Studienzeit. Von jenen sind es ausser dem eben genannten Probus besonders Avitus, der nachmalige Kaiser, der Bischof Faustinus und sein Freund Aquilinus[4].

Nach Vollendung seiner Studien wandte sich Sidonius der litterarischen Laufbahn und der Beredsamkeit zu, heiratete, zwanzig Jahre alt, Papianilla, die Tochter des Präfekten Avitus und begleitete diesen, als er zum Kaiser ausgerufen worden war, nach Rom. Dort feierte er den Schwiegervater in einem schwungvollen Panegyricus, der dem jungen, von Ehrgeiz durchglühten Dichter eine bronzene, in der Bibliothek der Trajanshalle zu Rom aufgestellte Statue eintrug[5]. Avitus wurde nach nur siebenmonatlicher Regierung entthront (16. Oktober 456). Unter Kaiser Majorian wurde Sidonius in die Grafenwürde erhoben und erfreute sich als Poet am

[1] Ep. IX, 13. c. 1. — [2] IX, 12.

[3] IX, 1 ad Prob. Jam tu sub Eusebio nostro inter Aristotelias categorias artifex dialecticus atticissabas, cum ille (Euseb.) adhuc aetatulam nostram, mobilem teneram, erudam, modo castigatoria severitate decoqueret, modo mandatorum salubritate condiret.

[4] IV, 1; III, 4; V, 9.

[5] Cum meis poni statuam perrennem
Nerva Trajanus titulis videret,
Inter autores utriusque fidam
Bibliothecae. Carm. VII. ep. IX, 16.

Hofe zu Arles einer bevorzugten Stellung. Nach dem gewaltsamen Ende des Kaisers verliess Sidonius den Hof und lebte auf seinem herrlichen Landgute Aviaticum, das ihm seine Genossin als Morgengabe zugebracht, seinen Studien, seiner Familie und seinen zahlreichen Freunden. Ein Panegyricus auf Anthemius, der am 1. Januar 468 sein zweites Consulat antrat, erwarb dem Verfasser das Amt eines Stadtpräfekten von Rom[1], eine der höchsten Auszeichnungen, die ihn zum Haupte des römischen Senats machte. Etwa um 471 kehrte Sidonius nach Gallien und seine engere Heimat zurück.

Als der Bischof Eparchus von Clermont mit Tod abging, wurde Sidonius, der bis dahin Laie, 471 von seinen ihn bewundernden Arvernern einstimmig zum Nachfolger desselben gewählt. Bei den Bischofswahlen hatte nämlich auch das Volk ein Stimmrecht; es schlug irgend einen zum Papa (Vater)[2] vor, wie man die Bischöfe bis auf Gregor VII. nannte, welcher diesem Titel eine andere Bedeutung lieh, und die übrigen Bischöfe der Provinz anerkannten ihn als Mitbruder oder es wählten die Bischöfe, und das Volk billigte deren Wahl. Die meisten dieser Kirchenfürsten gingen hervor aus ehemaligen Reichsbeamten, aus Rhetoren, Grammatikern, so dass der Schöngeist auch unterm bischöflichen Pallium noch fortlebte[3]. Gerade aus den Schriften dieser Männer lernt man das gallische Schulwesen jenes Jahrhunderts am besten kennen.

Ein solcher Mann nun war Sidonius. Sein Geist war, wie schon gesagt, in allen weltlichen Wissenschaften vorzüglich geschult und sein Mund so beredt, dass er ohne Vorbereitung mit der grössten Klarheit zu reden vermochte[4]. Als Bischof, eine Würde, die er nach seinem eigenen Geständnis nicht zur Befriedigung seines Ehrgeizes gesucht, hatte er reiche Gelegenheit, in einer politisch so drangvollen Zeit segensreich zu wirken, namentlich da die Bischöfe zugleich die Häupter der Curie waren, womit sie eine ebenso wichtige als volkstümliche Magistratur verwalteten, die ihnen durch die Sachlage vermöge ihrer höheren Bildung zugefallen war. Sie leiteten das religiöse

[1] Ep. I, 9: Igitur cum ad praefecturam sub ope Christi, styli occasione pervenerim.

[2] In allen an die Bischöfe geschriebenen Briefen des Sidonius findet sich nur immer die auffallende Anrede: Papa. Auch die Schlussformel lautet fast durchweg: Memor nostri esse dignare, domine papa!

[3] *Guizot*, I. p. 101. 103. — [4] Gregor Tur. II, 22.

und das politische Leben des Volkes und besassen also eine zweifache Autorität[1].

Im Kampfe gegen die Macht der Westgothen wurde die Auvergne niedergeschmettert und von den Siegern als Beute weggenommen. Die katholische Kirche hatte von den dem Arianismus ergebenen Gewalthabern schwere Drangsale zu erdulden und besonders äusserte König Eurich seinen grimmen Hass gegen die Geistlichkeit. Bald standen verschiedene Bischofsitze verwaist. Sidonius beklagt schmerzlich die Zerstörung der Gotteshäuser und das Sklavenjoch der Arverner, die es allein noch wagten, dem Bestreben der Barbaren, sich vom Meere bis an den Liger und den Rhone auszudehnen, zu widerstehen[2].

Mitten in dem brandenden Getöse der Völkerwanderung, die sich über Gallien mit verheerender Wut zu ergiessen begonnen, vergass Sidonius der geliebten Musen nicht. Mit seinem Sohne las er Terenz und Menander und obschon ihm als Bischof durch Concilsausspruch die Lektüre der heidnischen Schriftsteller verpönt war, ging er doch in seiner Begeisterung für die Alten so auf, dass er jenes Verbotes ganz uneingedenk wurde[3]; er schrieb Briefe an seine Freunde, die sich mit ihm in den Hass gegen die Barbaren teilten, mochte man diese im übrigen für noch so gut halten[4], und indem er, »der gallische Caesar und Tacitus des Mittelalters«, die Völkerwanderung beschreibt, die in der Gestalt von Hunnen, Franken, Burgundern, Sachsen, Gothen herandonnert, den Hof des Gothenkönigs Theodorich II. schildert, wo neben griechischer Eleganz (elegantia Graeca) auch gallischer Überfluss (abundantia Gallica) herrscht[5], — vergisst er nicht, den Blick auf die Schulverhältnisse seiner Zeit zu lenken und die Namen und Verdienste der damals berühmten Grammatiker, Rhetoren, Poeten, Philosophen und Rechtsgelehrten anzugeben, sowie uns mit deren Lebensgang und Charakter bekannt zu machen.

Zu Clermont, der Hauptstadt des Arvernerlandes, wo die Wissenschaften in solchem Flor standen, dass dahin Schüler aus allen Gegenden strömten[6] und die geistige Regsamkeit Burdigalas sich ihm mitgeteilt zu haben schien, sassen auf dem Katheder die ausgezeichneten Grammatiker und Rhetoren: Hoëmius, dessen ehrwürdige

[1] *Fauriel,* l. c. I. p. 385. — [2] Ep. VIII, 1.

[3] Ep. IV, 12: Studenti adsidebam naturae memorans et professionis oblitus.

[4] Ep. VII, 14. — [5] Ep. L. 2 — [6] Ep. IV, 21. III, 3.

Muse sein Schüler Sidonius besingt[1], und Domitius, der, eingehüllt in seinen Rhetorenmantel, dreissig Jahre lang die Schulräume und die Ohren seiner vor Furcht und Aufregung bleichen Schüler mit dem unveränderlichen Terenz'schen: »Meine Mutter war von Samos« erfüllte[2]. In Augustodunum lehrte der zu Clermont gebildete Aper, ein Christ und als solcher unter den Rhetoren jener Zeit noch immerhin keine regelmässige Erscheinung, die schönen Wissenschaften. Ihm ruft Sidonius zu, dass er seine Kenntnisse den Arvernern verdanke, welche er darum wenigstens bezüglich der Wissenschaften lieben solle[3].

Das 5. Jahrhundert sah den Niedergang der griechischen Studien in Gallien, denn wenn auch in der Narbonensis und im Lyonergebiete noch bis ins nächstfolgende Jahrhundert das Griechische vom Volke wie von Gelehrten und Geistlichen gesprochen wurde, so hatte es doch sehr an Reinheit eingebüsst[4]. Das Zeitalter des Sidonius konnte sich indes noch gebildeter Männer rühmen, welche die Sprache Homers in ihrem makellosen Glanze beherrschten. So der gelehrte Lampridius, Professor zu Burdigala[5], der mit Sidonius regen brieflichen Verkehr pflog und diesen stets »Phöbus« nannte, während ihm dieser den Namen des Dichters Odrisius beilegte. Sidonius kannte den Wert seines Burdigalenser Freundes. Doch war er nicht blind gegen dessen Fehler, von denen ein zornmütiges Temperament am meisten hervorstach. Aber als Redner und als Dichter ragte er gleich hoch. Sidonius hebt seine Meisterschaft hervor, mit welcher er alle Metra beherrschte, er rühmt seinen Figurenreichtum, sowie die edle, gewählte Sprache, die nie zu Gemeinplätzen niedersank und je nach Massgabe von Zeit, Umständen und Personen den geziemenden Ton zu treffen wusste. Lampridius schrieb Tragödien, Comödien, schwang die scharfe Geissel der Satyre, schrieb Hirtengedichte und Georgica, mutwillige fescenninische Hochzeitsverse, beissende Epigramme, wenig zwar, aber die wenigen voll prickelnder Lauge. Im lyrischen Fache war ihm Horaz

1 IX, 13. Carm. IX, 309.

2 Samia mihi mater fuit. Sid. Apoll. II, 2.

3 Sid. Ap. IV, 21.

4 Hist litt. II. p. 59.

5 Lampridius
Declamans gemini pondere styli,
Coram discipulis Burdigalensibus.
Sid. Apoll. Carm. IX, 13. Ep. VIII, 9.

Muster, den er mit solcher Gewandtheit nachahmte, dass der Meister sich des Schülers nicht hätte zu schämen brauchen. Fast niemals legte er die Feder aus der Hand und unablässig las er, die alten Autoren mit Ehrfurcht, die modernen ohne Neid. Leider ereilte ihn ein tragischer Ausgang. Er hatte die Astrologen um sein Schicksal befragt und düstere Kunde erlangt. Bald darauf ermordeten ihn seine Diener [1].

Ein Freund des Lampridius und Sidonius war der süsse Sänger Anthedius, dem an umfassender Bildung wenige gleichkamen. Ohne Lehrer, ohne Schule hatte er sich das Verständnis der schwierigsten mathematischen Werke angeeignet, nur von der Schärfe seines Geistes unterstützt; kein Gebiet war ihm fremd, weder Musik, Geometrie, Arithmetik, Astrologie noch Philosophie [2]. Eine glänzende Erscheinung in der gebildeten gallischen Welt jener Zeit war Consentius, zu Narbonne geboren und erzogen. Von seinem reichbegabten Vater war bereits die Rede; seine Mutter, eine wegen ihrer Schönheit gefeierte Frau von hohem Adel, war die Enkelin des berühmten Alemannenbesiegers Jovinus, dem Valentinian I. für seine ruhmvolle That die Consulwürde (367) verlieh. Consentius trat noch sehr jung, aber im Besitze eines reichen Wissens, in den kaiserlichen Dienst als Notar und Tribun. Er war ein Meister griechischer und lateinischer Rede und beide Sprachen dienten seinem dichterischen Geiste [3]. Als Gesandter in Byzanz erregte er die Bewunderung der Byzantiner, wenn sie den edlen Gallier mit derselben Anmut Latein reden hörten, als sei er im Quartier der Suburra geboren, wenn von seinen Lippen der Reichtum der griechischen Sprache mit derselben Leichtigkeit floss, als habe er den Tag von Marathon gesehen. Dabei war Consentius ein vollendeter Staatsmann, denn vor seiner Überredungsgabe beugten sich selbst die Barbaren von den Ufern der Donau, Weser und Elbe bis zu den parthischen Gefilden und schlossen Frieden [4]. Auf seinem herrlichen Landgute in der Gegend von Narbo lebte er den Musen.

Grosse Verdienste um die Erhaltung der Studien und Wissenschaften Galliens zu einer Zeit, da Waffengetöse die Musen zu verscheuchen

[1] Ep. XIII, 11. — [2] Carm. IX, 309. XXI.

[3] Man schreibt ihm die Autorschaft zweier grammatischen Schriften zu: De nomine et verbo und De barbarismis et metaplasmis. *H. Keil*, Grammat. latin. V, 2. p. 338. — *Osann*, Beiträge, II, 13. — *A. G. Cramer*, Ars Consentii de barbarismis. Halle 1863.

[4] Carm. XXIII. Ep. lib. VIII, 4. — Hist. litt. II, p. 653.

drohte, hat sich der Rhetor Sapaudus erworben, einer der gelehrtesten Männer des 5. Jahrhunderts. Seine Vaterstadt war Vienne und mehrere Generationen hindurch war der Schulmeisterberuf in seiner Familie ein bleibendes Erbstück gewesen. In seinem Geburtsorte lehrte er nach der Mitte des 5. Jahrhunderts unter grossem Schülerandrange Rhetorik. Als Lehrer dieser Kunst vereinigte Sapaudus die Eigenschaften aller seiner Vorgänger auf dem Gebiete der Beredsamkeit. Er besass die Einleitung Palämons, eines berühmten Rhetors unter Hadrian[1], den Nachdruck Gallios, eines Bruders Senecas[2], die Fülle des Delphidius, das Schulgerechte des Agröcius, die Stärke des Alcimus, die Zartheit des Adelphius[3], die Strenge des Magnus, die Anmut des Viktorinus[4], nur alles in reichlicherem Masse; lediglich des Quintilians und des Palladius Lebendigkeit, letzterer ein angesehener Rhetor zu Symmachus' Zeit, besass Sapaudus, wenn auch nicht reichlicher, so doch in demselben Grade. Dem Saupaudus danken die Wissenschaften Galliens ein neues Aufleben, man betrachtete ihn sogar als den einzigen Vertreter ächter Gelehrsamkeit; ohne ihn, so glaubten manche seiner Zeitgenossen, wie der berühmte Claudianus Mamertus, hätte man den Wissenschaften bereits die Grabschrift verfassen müssen[5].

Einer ähnlichen Achtung genoss Pragmatius, der in die Fussstapfen des Sapaudus trat und sich gleich ihm den Ruhm erwarb, allen, welche den Pfad der Gelehrsamkeit beschritten, Muster zu sein[6]. Pragmatius dient zugleich als Beweis für das

1 Euseb. Chron. ad a. 135: Favorinus et Palämon rhetores insignes habentur.

2 Senec. in Praef. libri I. Natural. Quaest. u. Praef. lib. VII. Controvers: Hoc nemo praestitit unquam Gallione nostro decentius; jam adolescentulus cum declamaret apte et convenienter et decenter. — Senecas Bruder hatte vor seiner Adoption durch Junius Gallio den Namen Annaeus Novatus geführt, sich aber dann der Sitte gemäss den seines Adoptivvaters zugelegt. Wahrscheinlich ist dies derselbe Gallio, von dem Hieronym. in Proeem. Commentarii VIII. in Isaiam sagt: Gallionem declamatorem distinctissimum.

3 Über Adelphius Claudius. vgl. Isid. Hisp. de viris illustr. c. 5. Seine Gemahlin Proba war eine gelehrte Frau.

4 Sid. Apoll. V, 21. Vielleicht ist dies derselbe Victorinus, der Aquitanier, der auf Ansuchen des Archidiacon Hilarius, des römischen Pontifex, den Ostercyclus verfaste (457).

5 Claud. Mamert. ad Sapaud. *Steph. Baluzii* Miscell. VI, p. 535. — Hist. litt. II, p. 498.

6 Sid. Apoll. lib. V, 10. — Hist. litt. II. p. 498.

Ansehen, dessen ein glänzender Redner sich damals noch in den vornehmen und gebildeten gallischen Kreisen erfreute. Einst sprach er öffentlich und unter grossem Beifalle. Unter seinen Zuhörern befand sich Priscus Valerianus, nachmals Präfekt von Gallien, und ein Verwandter des Kaisers Avitus. Hingerissen von dem beredten Munde des Pragmatius und dessen gewinnendem Äussern führte er ihn in seine Familie ein und gab ihm seine Tochter zur Ehe.

Zu Pictavium geboren und gebildet war der als Dichter und Philosoph gepriesene Palladius, der in Rom unter dem Beifalle eines Symmachus Rhetorik lehrte, nachdem er dort vorher Jurisprudenz studiert hatte[1].

In Arles lehrte Domnulus, ein Freund des Sidonius, ein Afrikaner, der zwischen 429 und 449 nach Gallien gekommen war, welchem Lande er bis zu seinem etwa nach 483 oder 484 erfolgten Tode angehörte[2]. Seine aussergewöhnliche Bildung verschaffte ihm das Amt eines Quästors. Weder von seinen zahlreichen Prosaschriften, die ihm einen berühmten Namen sicherten, noch von seinen Dichtungen[3] hat sich etwas auf die Nachwelt erhalten.

Um die Zeit, als Sidonius Bischof der Arverner war, besass das von den Westgothen beherrschte Land in dem Schulmanne Johannes einen der gelehrtesten und beredtesten Grammatiker, wie er damals bereits zu den Seltenheiten gezählt werden durfte. Voll Anerkennung für die Verdienste desselben schreibt ihm Sidonius: »Ich fürchte ein Verbrechen gegen die Wissenschaften zu begehen, wenn ich noch länger zögere, dir den schuldigen Tribut zu entrichten, welchen du verdienst, weil du den Untergang derselben gehindert hast; du hast sie gewissermassen vom Grabe zurückgehalten, du hast sie bewahrt und gefestigt. In dieser Zeit des Krieges bist du der einzige Lehrer in Gallien gewesen, welcher der lateinischen Sprache als Port diente, nachdem die Waffen Schiffbruch gelitten. Unsere Zeitgenossen oder unsere Nachkommen müssen dir daher mit lebendigem Eifer Statuen errichten, wenn es möglich ist, und dich wie einen zweiten Demosthenes und einen zweiten Cicero im Bilde darstellen[4].«

[1] Hist. litt. II. p. 297. — Symmach. lib. I. ep. 1; III, 50 ; IV, 17: Pompam Paladii.

[2] Sid. Apoll. IX, 15; Hist. litt. II, p. 507.

[3] Sid. IV, 25. — [4] Sid. VIII, 2.

Nicht als die lehrenden Repräsentanten irgend einer Rhetorenschule, wohl aber als Männer, welche aus gallischen Schulen hervorgegangen sind und sich um Pflege der Wissenschaften Verdienste gesammelt haben, seien noch die Namen einiger Zeitgenossen des Sidonius angeführt. Die Mehrzahl derselben steht bereits auf dem Boden des Christentums und zwar zu einer Zeit, welche den gewaltigen Todeskampf des heidnischen Riesenleibes mitansehen musste.

Da ist Constantius († um 488), Priester zu Lyon, ein vornehmer Gallier, und einer der geistvollsten Köpfe des Jahrhunderts. Ihn hatte die Schule seiner Vaterstadt Lyon zu einem vollendeten Redner geschaffen und sein dichterisches Talent sorgfältig gebildet[1]. Als Freund und Förderer der Wissenschaften unterzog er sich gerne der Mühe, die ihm von gelehrten Freunden häufig zur Begutachtung unterbreiteten litterarischen Erzeugnisse zu prüfen. Seiner Anregung zunächst verdankt man die Sammlung und Herausgabe der von Apollinaris bei verschiedenen Gelegenheiten geschriebenen, historisch so wertvollen Briefe, wovon die ersten sieben Bücher dem Constantius gewidmet sind[2]. Eine schriftstellerische Leistung ersten Ranges ist die von ihm auf das Ansuchen zweier Bischöfe, des Bischofs Patiens von Lyon und dessen Bruder Censorius, Bischof von Auxerre[3], verfasste, in Stil und Darstellung gleich vortreffliche Biographie des hl. Bischofs Germanus von Auxerre († 448)[4].

Des Zusammenhanges wegen sei hier gleich der berühmteste Rechtsgelehrte Galliens, Petronius, genannt, dem das Verdienst gebührt, dass Apollinaris den sieben Büchern seiner Briefe noch ein achtes beifügte[5], indem der Autor selbst dem Freunde die Freiheit einräumte, aus dem vorhandenen Material das zur Herausgabe geeignete auszuwählen; die Veröffentlichung besorgte auch wieder Constantius[6].

[1] Sid. II, 10: eminens poëta Constantius. — [2] Sid. I, 1; VIII, 16.

[3] Sid. VI, 10, 12.

[4] Miraculi St. Germani lib. I. Prol. ap. Bolland. (31. Juli) p. 225. — *Grégoire-Collombet,* Oeuvres de C. Soll. Apoll. Sid. I. p. 78. — *Colonia,* Hist. litt. de Lyon I, 2. p. 184. — *Fabricius,* Biblioth. latina I. p. 391. (Florent. 1858.)

[5] Ein 9. Buch gab Sidonius auf Aufforderung seines Freundes Firminius hinzu, weil auch C. Secundus Plinius 9 Bücher Briefe geschrieben habe. (IX. 1.) Das klingt fasst wie das stereotype englische »Novel in three volumes.«

[6] Sid. VIII, 16. Hist. litt. II. p. 381.

Petronius stammte aus Arles und ist vielleicht der Sohn des gleichnamigen, zu Beginn des 5. Jahrhunderts lebenden gallischen Präfekten. Seinen Ruf begründete er als Rechtsgelehrter und Anwalt zu Arles, woraus abermals hervorgeht, dass das Rechtsstudium in Gallien trotz der in Rom, Constantinopel und Berytus für diese Fachwissenschaft bestehenden Hochschulen damals besonders in Arles, dem Sitze der Regierung, betrieben wurde. Die Freundschaft des Petronius mit Sidonius stammte aus dem Jahre 468, als sich letzterer noch in Rom aufhielt und Petronius nebst zwei beredten Männern, Thaumastus und dem Expräfekten Tonantius Ferreolus, einem Enkel des Consuls Syagrius, nach Rom ging, um Klage gegen den Präfekten Arrandus zu führen, unter dessen Tyrannei Gallien damals seufzte. So gross war das Vertrauen auf die Rechtswissenschaft des Petronius, dass man einen Prozess für gewonnen errachtete, wenn er ihn führte. Aber Petronius war nicht nur gross als Jurist, sondern auch in fast allen übrigen Wissenschaften heimisch [1].

Ihm ebenbürtig als Gelehrter wie als Rechtskenner war der Narbonnenser Leo, Minister am Hofe des Gothenkönigs Eurich. Manchen Preis hatte er in der Schule für seine rhetorischen Leistungen davongetragen, denn in Beredsamkeit schien er einen Fronto beerbt zu haben [2]. Seinen Geist adelte eine gediegene philosophische Bildung; in den schwierigsten philosophischen Fragen wurde er als Autorität angerufen [3]. An Gesetzeskunde überragte er den berühmten Vorkämpfer altrömischer Adelsvorrechte, den beredten Appius Claudius Caecus (Consul 307 u. 296 v. Chr.) [4]. Als Dichterfürst führte Leo den kastalischen Reigen [5]. Seine Geschichtkenntnis und Fähigkeit Geschichte zu schreiben schätzte Sidonius so hoch, dass dieser eine Aufforderung, welche der Minister Eurichs an ihn richtete, sich dem historischen Stile zu widmen, dahin beantwortete, es sei in der That niemand zu einem Tacitus in höherem Grade geeignet,

[1] Sid. V, 1; II, 5: litterarum vir, qui studiis ipse maximis polleas.

[2] Sid. IV, 22. — Cfr. Ennodii, De vita Epiph. p. 345 ed. Schott.

[3] Sid. Apoll. Carm. XIII.

[4] Carm. XXIII. Docti Leonis.

Quo bis sex tabulas docente juris
Ultro Claudius Appius taceret,
Claro obscurior in decemviratu.

Über Caecus vgl. Livius X, 22. — Pompon. Digest. I, 2. 28. 36. — Cicero Brut. 16, 61.

[5] Rex Castalii chori. Sid. Apoll. ep. IX, 13.

als Leo selbst[1]. Nicht nur seine amtliche Stellung, die ihm tiefe Einblicke gewähre in die staatlichen Verhältnisse, in die Rechtszustände, in das Wesen des Königtums, in Bündnisse und Kriege, sowie in den ganzen den Staat treibenden Mechanismus, sondern auch sein ausserordentliches Wissen und seine seltene Beredsamkeit befähigten ihn mehr als jeden andern zum Historiker. Klerikale seien zu solchem Berufe nicht geschaffen, sie könnten nicht ohne Befürchtung von Dingen reden, in welchen sie selbst beteiligt seien. Solches Unterfangen würde einem Geistlichen Missgunst im Beginne, Mühe in der Fortsetzung und Hass am Ende einbringen[2].

Leo war Katholik und als solcher erwarb er sich durch seinen Einfluss am königlichen Hofe um seine Glaubensgenossen besondere Verdienste. Er starb 483.

Unter allen Wissenschaften erfreute sich die Philosophie der regsten Pflege. Aber es war nicht mehr jene, welche den Geist des Heidentums atmete, sondern die vom neuen, theologischen Glauben des Christentums geborne[3]. Ihr genialster Jünger und Verteidiger des 5. Jahrhunderts ist Claudianus Ecdicius Mamertus († zwischen 470 u. 474), Mönch und Priester an der Kirche von Vienne, deren Oberhirte sein Bruder Mamertus war. Wir werden noch Gelegenheit haben, auf Claudianus und seine bedeutsame Schrift »De statu animae« zurückzukommen. Für jetzt genüge die Bemerkung, dass er als der schärfste Denker seiner Zeit und seines Volkes dasteht, der unbeschadet seines Glaubens fortwährend sich mit philosophischen Problemen befasste und der, obschon er weder den Bart noch den Mantel der Philosophen trug, dennoch von der Genossenschaft der Neuplatoniker nur durch das Kleid und den Glauben getrennt war. Er hatte alles Wissen seines Jahrhunderts sich zu eigen gemacht, kannte die griechische und römische Litteratur, war Redner, Dialektiker, ein tüchtiger Ausleger der heiligen Schrift, Musiker und in der Geometrie erfahren[4].

Aber Claudianus bezeichnet mit jener Wissenschaft, die ihm die

[1] Tu vetusto genere narrandi jure Cornelium antevenis, qui saeculo nostro si revirisceret, aeque qualis in literis et quantus habeare conspicaretur, modo verius Tacitus esset. Sid. Apoll IV, 22.

[2] IV, 22.

[3] IV, 2. *Fleury,* Hist eccl. VI, 847. — *Fertig,* a. a. O. S. 11. (1846).

[4] Adonn. Vienn. Chronic. (Bibl. Patr. VII. p. 358): Claudianus Viennensis ecclesiae presbyter, vir ad loquendum artifex et ad disputandum subtilis.

teuerste war, bereits eine tief einschneidende Wende im Ringkampfe gallischer Intelligenz. »Mit hohen Geistesgaben ausgestattet,« schreibt ihm sein Freund Sidonius, »hast du dir das schöne Weib, das sich freilich nach dem Deuteronomium verhüllte, beigelegt; du hattest sie jung im Lager des Feindes erblickt, hattest sie in den Reihen der Gegner liebgewonnen und sie allem Kampfe der Streitenden zum Trotze mit dem siegenden Arme der Liebe geraubt, die Philosophie nämlich, welche, gewaltsam aus der Zahl der heiligen Künste herausgeholt, nachdem ihr das Haar überflüssiger Religion und die Braue weltlicher Weisheit abgeschoren ward, und die Falten ihres alten Gewandes, die das Unsittliche und Falsche verhüllenden dialektischen Wendungen, gestutzt worden sind, mit dir ihren Leib, durch mystische Umarmungen aufgeklärt, in Liebe vermählt hat. Dir folgte sie in deiner frühen Jugend auf dem Fusse nach; eine unzertrennliche Lebensgefährtin, mochtest du dich in den Ringschulen des feineren Lebens üben oder dich in weltabgeschiedener Zelle abmagern. Sie war deine Genossin im Athenäum, deine Genossin im Kloster; mit dir entsagt sie der Welt, mit dir predigt sie Himmelsweisheit[1].«

Die Morgenröte eines neuen Tages begann emporzuflammen; eine lange Nacht wich widerstrebend vor der sieghaften Lohe zurück, welche das Antlitz der Erde mit verjüngender Glut übergoss. Aber wenn auch die Schatten des Heidentums langsam, Schritt um Schritt, aus den Herzen schwanden, in den Köpfen klammerten sie sich um so verzweifelter fest. Der heidnische Geist tränkte fast die ganze Litteratur, denn deren Pfleger waren an der Brust der heidnischen Rhetorenschulen gelegen. Dass christliche Schriftsteller den Schwulst der Schule beibehielten, fällt weit minder ins Gewicht als die Erscheinung, dass man bei ihnen hundertmal auf den Heiden stösst. Es ist hier der angezeigte Ort, einer Thatsache näher ins Angesicht zu leuchten, welche unwiderleglich darthut, dass es dem Christentume im 4. und 5. Jahrhundert, trotz seiner höheren Kraft und göttlichen Abkunft, trotz der demutsvollen und eiferwilligen Aufopferung der Väter und obersten Bischöfe für die alterschwache Majestät der Caesaren, trotz seiner Geistesriesen und seiner Heiligen nicht gelang, die alte Gesellschaft zu verjüngen und umzubilden[2]. Diese Gesellschaft musste absterben, erst ihr Nachwuchs reifte zu einer besseren Erkenntnis heran.

[1] IX, 9.

[2] *Montalembert,* Die Mönche des Abendlandes, übers. von *Brandes* (1880) I. S. 27.

Woran lag wohl die Ursache, dass diese alte Gesellschaft sterben musste, ohne vom Hauche des Christentums gebessert und umgewandelt worden zu sein? Aus welchem Boden zogen die Wurzeln dieser Gesellschaft Nahrung zum Widerstande gegen den Geist einer neuen Lehre? Die Antwort ergibt sich fast von selbst: aus dem Wesen der heidnischen Schule und der mit ihr wie Ursache und Wirkung verbundenen Litteratur.

Erörtern wir hier, um bei gallischen Verhältnissen zu bleiben, zunächst die Stellung eines Mannes zum Christentume, der wie Ausonius in die litterarische Entwicklung Galliens so bestimmend eingriff[1]. Die Frage, ob er Christ oder Heide gewesen, hat die forschenden Köpfe viel beschäftigt und in zwei scharf getrennte Parteien geschieden. Wie verhält sich nun hiezu der Inhalt seiner Schriften?

Es ist wahr, Ausonius bekennt sich zum christlichen Glauben[2], er betet zum allmächtigen Gotte, der ohne Anfang und Ende, den der Verstand nicht fassen, die Zunge nicht aussprechen kann, er fleht um Beistand gegen die Nachstellungen der Schlange, welche einst Adam und Eva verdarb, damit er, wenn die Fesseln des Körpers gelöst, zu der Höhe gelange, wohin Helias mit feurigem Viergespann und Enoch im Körper aufstiegen (solido cum corpore praevius Enoch[3]), er betet zu Christus, den Erlöser, Herrn und Gott, den Geist, Ruhm und das Wort, den wahren Sohn, das Licht vom Lichte, erzeugt vom ewigen Vater und herrschend in Ewigkeit, er besingt die Dreifaltigkeit, freilich, indem er sie mit dem mystischen Gesetze der Dreizahl in Zusammenhang bringt, welches er an der Dreizahl der Göttinnen: Vesta, Ceres und Juno, wie an dem Dreigesetze alles Seienden: Gott, Welt, die gegebene Form (data forma) und an vielen anderen in der Dreiheit sich darbietenden mystischen Erscheinungen darstellt. Aber derselbe Ausonius, der in seinem wunderlichen, dem Symmachus gewidmeten Gedichte Gryphon[4], worin er alle mythologischen Triaden aufzählt, ganz am Ende noch, gewissermassen um sein Vergessen wett zu machen, sich in aller Eile der Trinität erinnert, widmet ihr nicht einen Vers oder einen halben, sondern gerade — drei Worte: »Trink dreimal! Die Zahl drei ist alles, drei ist ein Gott[5].« »Das

1 *Bernays,* Die Chronik des Sulpic. Severus S. 3.

2 Auson. Epist. XXIII. ad. Paulin.

3 Aus. Ephemeris (oratio).

4 Aus. Gryph. XI.

5 Ter bibe. Tres numerus super omnia, tres Deus unus (V. 88).

ist nicht der lebendige Christenglaube, sondern der Spott eines betrunkenen Rhetors, der inmitten des Weindunstes und des Übermutes seiner poetischen Laune sich lachend auf sein conventionelles Christentum besinnt und dem vornehmen Meister der Rede, Symmachus, da er ihm nicht durch poetischen Wert gefallen kann und seinem Heidentume, wenigstens mit einem höhnischen Seitenhiebe auf das christliche Dogma Freude zu bereiten sucht[1].« Ja, derselbe Ausonius, der zum allmächtigen Gott betet: »Nichts Schändliches will ich, nicht sei ich die Ursache der Scham[2],« schlägt jeder Sittlichkeit lachend ins Antlitz mit seinem unzüchtigen »Cento nuptialis,« den er selbst ein »frivoles Werkchen« nennt, das er mit den Worten zu entschuldigen sucht: »Lasciv ist unsere Schrift, doch rein das Leben[3]«; der noch soeben sein Gebet mit »Amen« geschlossen, beginnt gleich das nächste Gedicht seines Cyclus mit den Worten: »Jetzt haben wir genug zu Gott gebetet.« (Satis precum datum Deo). Was endlich ist bezeichnender für das Scheinchristentum des Ausonius als sein vor Gratian i. J. 379 zu Trier gehaltener Panegyrikus? Dieser Kaiser führte damals noch den heidnischen Titel eines Pontifex maximus und mit diesem redete ihn der Burdigalenser Rhetor auch an, was ein wirklich christlicher Redner niemals gethan hätte. Wenn Ausonius Christ war, dann muss man sein Christentum eben nach dem Wortlaute des Codex Theodosianus abschätzen, welcher das Heidentum bei Todesstrafe verbietet[4]. Ausonius war also nur ein Pseudochrist, ein Christ aus Berechnung, im Interesse seines Ehrgeizes und seiner Eitelkeit. Grammatiker, Dichter und Rhetor von Beruf war er Heide wie alle damaligen Schulmeister. Wenn er am Ende seiner Lobrede zum Gotte der Christen ruft, so geschieht das nur, um ihm zu danken, wie er Jupiter gedankt hätte, wäre er Gratians Gott gewesen, und um sich bei seinem einzig wahren Gotte, dem Kaiser, der ihn liebte, verehrte und bewunderte, in Gnaden zu erhalten. Weder St. Ambrosius, noch St. Augustin oder Hierony-

[1] *Corpet,* II. p. 394. 305.

[2] Ephem. Orat. 60—61. Nil turpe velim. Nec causa pudoris sim mihi.

[3] Edyll. XIII. Bekannt ist das Urteil des alten Scaliger, der »Cento« und einige schlüpfrige Epigramme des Ausonius seien weder der Feder eines Dichters, noch auch der Leser würdig, sondern des Verbrennens wert.

[4] Cod. Theod. XVI, 10, 49.

mus kennen den Christen Ausonius und doch ist es nicht anzu nehmen, dass sie einen Glaubensgenossen von solchem Ruhme und solcher gesellschaftlichen Stellung unbeachtet gelassen, »denn diese Häupter der heiligen Miliz zählten all ihre Soldaten und haben weniger berühmte und bedeutende, als er war, beachtet[1].« »Dem Ausonius ist das Christentum ein Bedürfnis geworden, es dient ihm als Firnis, um den nicht mehr ganz hoffähigen Heiden zuzudecken, der aber in unbewachten Augenblicken dennoch durchbricht. Ihm ist die Religion ein Wissen, ein Fürwahrhalten, nicht ein Leben; sein Hoffen und Harren, sein Wünschen und Fürchten bleiben davon unberührt. Gott ist ihm die eine grosse Kraft, von der alles kommt, die alles regiert, zu der alles zurückkehrt; aber das ist sie den gebildeten Heiden jener Tage auch, denen aus dem Bankerott des alten Glaubens und der philosophischen Systeme nichts geblieben war, als dies leere Wort. Von der vertrauenden Liebe der wahren Christen, die in Gott den liebenden Vater sieht, weiss Ausonius nichts, sein Gebet ist nur eine Formalität, gleichsam eine Steuer, die bezahlt werden muss[2].«

Ausonius war der gefeiertste Schulmann und Pädagoge seiner Zeit; er war Diktator der Litteratur, seine Schüler zählten nach Tausenden und sein Einfluss als Mann der Wissenschaften reichte durch das ganze gebildete Gallien, ja über dessen Marken hinaus. Musste ein solcher Mann nicht wie eine Säule des Heidentums betrachtet werden, musste er nicht zur Kräftigung und Verherrlichung desselben in und ausser der Schule wirken? Gewiss. Und im gleichen Sinne arbeiteten seine Kollegen, arbeiteten seine Schüler, denen das Wort eines solchen Meisters heilig war, wirkte endlich die ganze rhetorische Bildung, auf welche die heidnische Cultur Galliens im 3. und 4. Jahrhundert[3] und — fügen wir hinzu — auch die des 5. Jahrhunderts zurückzuführen ist. Ohne die dem Paganismus geheim und öffentlich huldigenden Sophisten und Rhetoren, die noch durch die heidnischen Priester verstärkt wurden, hätte er keinen solchen Halt finden können. Wenn daher Kaiser Valens gerade die Angehörigen der genannten Berufsklassen heftig und als Hochverräter verfolgte[4], so wusste er, der Arianer, wo er den Baum unheilbar treffen konnte.

[1] *Corpet,* l. c. II. p. 452.
[2] *Kaufmann.* Rhetorenschulen S. 10. 11.
[3] *Ampère,* Hist. litt. de la France avant le XII^e^ sièlce I. p. 192.
[4] *Alzog-Kraus,* Kirchengesch. I. S. 312.

Die Rhetorenschulen mit ihrem ausgesprochen heidnischen Charakter hielten die Ausbreitung des Christentums auf, wenn sie es auch nicht unterdrücken konnten. Alles spricht für diese Behauptung: die Litteratur, zum grossen Teil das Erzeugnis der fast durchwegs schriftstellernden Rhetoren, die Gegenstände, welche man in den Schulen behandelte und wobei die mythologischen in den Vorträgen der Rhetoren, welche entweder frei oder nach geschriebenen Heften docierten, einen breiten Raum einnahmen[1], und endlich die Thatsache, dass während des 4., 5. und auch 6. Jahrhunderts die heidnischen Klassiker den Knaben gleich mit dem Beginne ihrer wissenschaftlichen Erziehung, mit dem Beginne ihrer eigentlichen Studien in die Hand gegeben wurden[2]. Diese Studien aber waren genau jenen ähnlich, von denen Seneca einmal sagt, es sei an ihnen nichts Gutes, denn sie brächten der Tugend keinen Nutzen[3]. Der Unterricht gestaltete sich zudem zu einer Art Kleinigkeitskrämerei, man vergeudete die geistige Kraft an Untersuchungen, welche die Mühen der Anstrengungen nicht lohnten[4]. Die ganze Didaktik sass fest auf der Sandbank der Schablone, und wenige Lehrer mögen es gewesen sein, die sich anstrengten, das Fahrzeug flott zu machen, um ihm eine neue, bessere Richtung zu geben. Die Schüler wurden, wie im 1. Jahrhunderte, so auch im 5. noch damit gequält, Silben abzumessen, Regeln auswendig zu lernen, an Sprachpartikeln herumzunörgeln und ihr Gehirn mit Fragen zu foltern wie: ob Anacreon mehr dem Bacchus oder der Venus gehuldigt habe. Ein Barbarismus oder Soloecismus konnte die heidnischen Schulpedanten in Wut versetzen, ein Construktionsschnitzer, ein Verstoss gegen die Lautlehre, ein *omo* statt ein *homo* zu sprechen war ihnen ein Gräuel, aber die Sünden und Laster in tadelloser, schöner Form und rednerischer Kraft zu schildern, der Gipfelpunkt ihres Strebens und der Gegenstand ihrer Lobeserhebung[5]. Wer darf sich wundern, wenn es selbst den edelsten Geistern schwer wurde, den Schmutz von sich zu streifen, der sich ihnen in der Schule des heidnischen Grammatikers und Rhetors an die Füsse klebte? Magnus Felix Ennodius, geboren 473 wahrscheinlich zu Arles, gestorben als Bischof von Pavia 521, schrieb, nachdem ihn seine durch und

[1] *Ampère,* l. c. p. 192.

[2] *C. Daniel,* Classische Studien in der christl. Gesellsch. Aus d. Französ. Freiburg 1855. S. 54.

[3] Seneca, ep. 88. S. oben S. 60. — [4] *Ampère,* l. c.

[5] Aug. Confess. I. c. 16—18.

durch heidnische Schulbildung zu dichterischem Schaffen angeregt, noch als Priester Gedichte, worin er Stoffe behandelte, »die man nicht einmal einem fleischemancipierten Jungdeutschländer zutrauen sollte[1].« Sidonius bietet ungefähr dieselbe Erscheinung. Er behandelt biblische Personen wie antike Heroen, setzt fortwährend den gesamten Olymp in Bewegung[2] und sein »Eucharisticon« ausgenommen, in welchem er übrigens den heiligen Geist auch wie einen Heidengott auffasst, taucht nirgends eine christliche Wahrheit auf, so dass der Vorwurf, Sidonius sei in seinem Denken heidnisch[3], in litterarischer Hinsicht berechtigt ist.

Die klassische Litteratur des Altertums ist ein zweischneidiges Schwert, eine Waffe, deren Wirkung sich verschieden gestaltet, je nach der Hand dessen, der sie führt. Die heidnischen Litteraturwerke in der Hand heidnischer Lehrer konnten nicht anders als höchst verhängnisvoll auf die zarten empfänglichen Gemüter unerfahrner christlicher Schüler wirken, besonders wenn sie den Worten eines Rhetors preisgegeben waren, der das, was er wegen der bestehenden strengen Gesetze nicht offen und unverhüllt angreifen durfte, nach Art jener Philosophenclique angriff, welche sich bemühte, die Übereinstimmung der heidnischen Dogmen mit der Vernunft, der Tugend und der Geschichte durch geistreiche, scheinbar im Rahmen der christlichen Philosophie gehaltene Interpretationen darzulegen. Es konnte nicht ausbleiben, dass die christliche Jugend von geheimem Sehnen nach den alten Mysterien ergriffen oder doch bei dem Widerspruche verwirrt wurde und schliesslich nicht mehr wusste, wem sie glauben sollte, wenn der Mund der Lehrer die Götter lobpries und der Mund der Eltern dieselben verfluchte[4].

Wohl ist es richtig, dass durch diese Erziehung keineswegs aller und jeder religiöse Aufschwung darniedergehalten wurde[5] und dieselbe einen Subdiacon Arator, welchen der Bischof Ennodius dem berühmten Grammatiker Deuterius zu Pavia, aus dessen Schule der erwähnte Kirchenfürst jene oben bereits angeführten ächt heidnischen Themata mitteilt, zur Bildung übergab, nicht hinderte, zu

1 *Fertig,* Magnus F. Ennodius. Schulprogr. Passau 1855. S. 6.

2 Sid. Carm. XVI.

3 *Gröber,* Roman. Philologie I. Bd. S. 380.

4 *I. A. Lalanne,* Influence des Pères de l'église sur l'éducation publique pendant le cinq premiers siècles de l'ère chrétienne. Paris 1850. p. 71

5 *Daniel,* a a. O. S. 48.

Rom in der Basilika von »St. Peter in vinculis« in Gegenwart des Papstes Vigilius, der Geistlichkeit und des Volkes, vier Tage lang ein von ihm verfasstes Gedicht über die Apostelgeschichte vorzulesen — all das entspricht der Wahrheit. Aber damit wird die Thatsache nicht entkräftet, dass Männer wie Sidonius und Ennodius, während sie als Bischöfe untadelhaft dastehen, als Litteraten der herrschenden heidnischen Litteraturströmung ihrer Zeit den Tribut zollen zu müssen glaubten. Wenn dies nun der Fall bei so erleuchteten Trägern der christlichen Lehre, was konnte da von tausend anderen erwartet werden, deren Beruf es nicht mit sich brachte, tief in den Inhalt des Christentums einzudringen und durch das ernste Studium seiner Wahrheiten einen Damm gegen den zersetzenden Einfluss der heidnischen Schulatmosphäre, in der sie aufgewachsen, zu errichten?

Selbst wenn man von den Beeinträchtigungen absieht, welche auf diese Weise das Christentum erfuhr, indem zahlreiche Gemüter ihr Fühlen dem Paganismus erhielten oder aufs neue zuwandten, kann doch der positive litterarische Nutzen, welchen die heidnische Rhetorenschule in formaler Hinsicht gewährte, nicht hoch angeschlagen werden. Was leistete sie denn? wo lag ihr Ziel? Sie verlegte ihre Aufgabe in die tote Nachahmung eines nicht mehr verstandenen Altertums[1], indem sie die Jugend anhielt, in schwülstiger Rede den Stil, die Manier, den Ausdruck der Alten nachzubilden. Hier cultivierte man gewisse Lieblingsthemata mit breiter Behaglichkeit, die schliesslich dem Schüler so zur zweiten Natur geworden, dass er sich selbst im späteren litterarischen Schaffen nicht von ihnen trennen konnte. So kommt es, dass Einer dem Andern folgt, Einer den Andern nachahmt oder bei ihm Anleihen macht, Ausonius dem Vergil, Sidonius bald dem Ausonius nachtritt, bald, wie in seinen Panegyriken den Claudianus, im Epistelstile den Plinius und Symmachus zur Vorlage nimmt[2]. Wenn Ausonius sich nicht mit einem Kaiser begnügt, sondern alle, nicht eine Stadt, sondern 12 besingt, die verstorbenen Verwandten in seinen »Parentalia« überschriebenen Gedichten behandelt, die Professoren von Burdigala in 27, die Tage Monate, Himmelszeichen immer wieder mit seinem Leiersange beehrt[3], bis er zuletzt den ganzen Kalender in poesielose Ketten geschlagen — so kann sich Sidonius, der dem alten Rhetor nacheilt, nicht genug thun, die

[1] *Kaufmann,* C Soll. Apoll. Sidonius (Neues schweiz. Museum 1865.) S. 5.

[2] Sid. ep I, 1; IV, 22; IX, 1. — [3] *Kaufmann,* a. a. O. S. 24.

12 Geier des Romulus als eine Vorbedeutung der 12 Jahrhunderte wiederholt steigen zu lassen; so undankbare Stoffe wie die Marmorarten werden 3—4 mal behandelt[1], die 7 Weisen werden nach Herkunft oder Sprüchen 3 mal abgethan[2], die Arbeiten eines Herkules auch 3 mal[3]. Wohl lehrte die Schule die Kunst zu schreiben, aber diese Kunst war auf ihrem tiefsten Punkte angelangt, sie teilte eben die Entartung der ganzen Gesellschaft. Das gebildete Publikum, erzogen in denselben Schulen, wie die Männer, die ihm seine litterarische Nahrung zubereiteten, wollte nichts lesen, wenn es nicht dem Geschmacke seiner aus der Schule mitgebrachten Bildung genügte[4].

Einem Claudianus Mamertus, Sidonius, Sapaudus, Consentius und wie sie alle heissen die Männer der alten Riesengarde der Intelligenz, blieb zwar der Schmerz erspart, den Wissenschaften das Epitaph schreiben zu müssen, aber die meisten von ihnen waren nichtsdestoweniger Zeuge von dem zwar langsamen, doch steten Hinsiechen der antiken Geistesbildung, von der allmählichen Zerbröcklung des stolzen Baues, der in ihren Augen einst das Herrlichste gewesen war. Der Körper der Gedanken, die Sprache, sank und selbst die Göttin der Poesie schlug ihre Gestalt nicht länger mehr in ein glänzendes, herrliches Gewand. Die Laute fremder Völkerhorden drängten sich roh, aber kraftvoll ein, und mancher feingebildete Gallo-Römer musste sich bequemen, das rauhe Sprachleben der Barbaren zu studieren, um mit ihnen in Verkehr treten zu können. So Syagrius, der sich mit solcher Leichtigkeit im germanischen Idiom bewegte, dass Sidonius, sein Freund, nicht ohne stilles Vergnügen daran denken konnte, wie der Barbar in des Syagrius Gegenwart Barbarismen zu machen sich scheue[5]. Dieser Römer wird übrigens nicht nur wegen seiner Sprachkenntnis gelobt, da er ausser dem Lateinischen auch noch Gothisch und Burgundisch beherrschte, sondern wegen seiner Gesetzeskunde auch ein burgundischer, neuer Solon und wegen seiner musikalichen Bildung ein neuer Amphion genannt[6].

[1] Hier eine Probe der herrschenden Geschmacklosigkeit:
Hic lapis est de quinque locis dans quinque colores,
Aethiops, Phrygius, Parius, Poenus, Lacedaemon
Purpureus viridis, maculosus, eburnus et albus.

[2] Sid. I, 156; XV, 43; XXIII, 100.

[3] IX, 90; XIII, 1—14; XV, 142. *Fertig*, Sid. Apoll. (1848) S. 18.

[4] *Fauriel*, I. p. 420. — [5] Sid. Ep. V, 5. — [6] Ibid.

Während wir hier einen gebildeten Römer als einen tüchtigen Kenner germanischer Sprachen sehen, tritt uns umgekehrt in einem Germanen der Vertreter römischer Beredsamkeit entgegen. Es ist dies Arbogast[1], Statthalter von Trier und seit 473 oder 474 Bischof von Chartres, ein Nachkomme jenes kühnen Franken, der, vom Kaiser Valentinian II. zum Grafen ernannt, unter Theodosius I. den Rhetor Eugenius als Schattenkaiser auf den Thron erhob. An Arbogast von Trier, welche Stadt der Bischof Auspicius von Toul ob eines solchen Mannes glücklich preist[2], schreibt Sidonius, dass er, Arbogast, obschon abgeschnitten vom Quell römischer Beredsamkeit und nachdem am Rhein und in belgischen Landen die Pracht römischer Rede und römisches Recht bereits verblichen, an den Ufern der Mosel die Wasser des Tibers getrunken zu haben scheine und dass er, obgleich mit den Barbaren vertraut, doch keiner Barbarismen fähig sei[3]. Arbogast zähle zu den wenigen, welche den Purpur der Sprache noch vor dem Roste gemeiner Barbarismen rein erhielten, während die Schar der Trägen, durch welche die lateinische Sprache verfalle, stets anwachse, wie Sidonius in seinem Briefe an seinen Freund Hesperius klagt, der in seinen Augen als ein Kleinod der Wissenschaft dasteht[4]. In einem Briefe an Sapaudus macht Sidonius seinem gepressten Herzen in folgenden Worten Luft: »Wenige ehren noch die Studien! Es ist wie ein natürliches Übel der Menschenbrust eingeheftet und eingewurzelt, dass, wer die Künste nicht versteht, auch die Künstler nicht achtet[5].«

Die Anschuldigung fiel hier vor allem auf diejenigen, welche naturgemäss berufen waren, den Wissenschaften zu dienen. Aber während einerseits die Lehrer auf dem Katheder und die Redner auf dem Forum sich in der gröbsten Missachtung der eigenen Sprache ergingen, war andererseits sogar in den besseren gallo-römischen Kreisen gegen die Studien und Schulen, gegen die Ge-

1 Hist. litt. II, p. 478. 548. — *Tillemont,* Mém. XVI, p. 250. 475.

2 *Du Chesne,* Hist. Franc. I, p. 844:
Congratulandum est tibi, o Treverorum civitas,
Quae tali viro regeris, antiquis comparabili.

3 Ep. IV, 17.

4 II, 10; IV, 12: Vir magnificus Hesperius, gemma amicorum litterarumque.

5 Ep. V, 10: Pauci studia nunc honorant . . . Simul et naturali vitio fixum est radicatumque pectoribus humanis, ut qui non intelligunt artes, non mirentur artifices.

lehrten und Schulmänner eine solche Abneigung eingerissen, dass man, was nicht einmal die Barbaren thaten, den Grammatikern und Rhetoren ihre Gehälter nicht gönnte[1].

Das gesamte Gebiet der Schulwissenschaften wurde in den Kreis des Verderbens gezogen, nicht bloss die Sprache, derer man sich schämte und die Grammatik, die man vornehm verachtete. Vor der Dialektik scheute man zurück wie vor einer kampflustigen Amazone[2], Musik, Geometrie und Arithmetik verwarf man wie ebensoviele Furien und die Philosophie betrachtete man wie ein wildes Tier von übler Vorbedeutung. Die Rhetorik erfuhr eine unwürdige Behandlung, indem man ihr Wesen in einem nichtssagenden, breitspurigen Wortschwalle und Bombast suchte. Die Poesie verwilderte, da man, das Beispiel der Griechen nachahmend, die Quantität der Silben änderte, die langen kurz und die kurzen lang machte[3]. Selbst die Medizin blieb nicht ungeschädigt. Die Ärzte waren oft weniger in der Kunst des Machaon, der bei der Belagerung von Troja mit seinem Bruder Podalirius die Kranken heilte[4], als in der chironischen geschult, das heisst, sie verstanden sich viel besser darauf, mit der Hand (χειρός) Geld einzunehmen als zu kurieren. Die Unkenntnis der in ihren Ansichten stets auseinander gehenden Ärzte brachte die armen Leidenden nur in aller Pflichtgemässheit um[5].

Sucht nach Wolleben, wo früher wissenschaftlicher Trieb und Ernst gewaltet, und Liebe zur Trägheit bilde die Charakteristik der ganzen gallischen Jugend, so klagt Sidonius. Die Anzahl der Personen, welche lasen und studierten, verminderte sich täglich, was zur Folge hatte, dass die Schriftsteller die Litteratur vernachlässigten und, anstatt Originalwerke zu schaffen, bald nur noch Auszüge und Abkürzungen fabrizierten. Die Autoren glaubten dem Publikum einen Gefallen zu erweisen, indem sie ihm in wenigen Stunden zu lesen gaben, was sonst mehrere Monate brauchte[6].

Nachdem das römische Weltreich unter dem Anpralle der Germanen gefallen war und mit ihm die Würden und Auszeich-

[1] Ep. V, 7: Hi sunt qui invident.... scholas instituendis, mercedes instituentibus, litteras institutis.

[2] Claud. Mam. ad Sapaud. l. c. VI, p. 537.

[3] Hist. litt. II, p. 29. 30.

[4] Martial, Epigr II, 16.

[5] Ep. II, 12: Medicorum assidentum dissidentumque, qui parum docti et satis seduli languidos multos officiosissime occidunt.

[6] Hist. litt. II, p. 31. 32.

nungen, welche die Kaiser verliehen hatten, ihrer Bedeutung entkleidet worden, hatten sich wenigstens eine Zeit hindurch noch die Gebildeten durch den Adel der Studien von der Hefe des Volkes unterschieden[1]. Nun verwischte sich auch dieses Merkmal und schwand auch dieses Kennzeichen der höheren Stände. Nicht so fast die siebenfüssigen Barbarengiganten waren es, welche den Flug lateinischer Poesie lähmten und einen Sidonius zu der Äusserung bestimmten, seine Muse verschmähe es, Hexameter zu machen, seitdem sie von siebenfüssigen Patronen umgeben sei[2]; der Sitz des Übels lag bei den Gebildeten selbst, die schlimmer waren als die Barbaren, wie Sidonius unverblümt einräumt. Und nochmals muss auf die Thatsache verwiesen werden, dass gerade in den von den Barbaren bewohnten Hauptorten Galliens die Musen eine Zufluchtstätte gefunden hatten.

Freilich, verglichen mit dem ganz trostlosen Zustande der Wissenschaften in anderen Ländern beim Ausgange des 5. Jahrhunderts, verdient die geistige Regsamkeit in Gallien noch immer Anerkennung und erregt sie bis zu einem gewissen Grade unser Staunen, das nur gedämpft wird beim Anblicke der elenden Aufgabe, an welcher so viele Kräfte sich nutzlos verzehrten.

»Als einer der letzten Repräsentanten der altrömischen Bildung steht Sidonius vor unseren Blicken. Sein Tod (um 483) gibt auch den Zeitpunkt für den Untergang der alten Kultur, ihrer Litteratur und Erziehungsweise an, denn als Mitglied einer zahlreichen Klasse damaliger römischer Provinzialen ist er noch der Typus jenes Teils des Adels, der in seinen Anschauungen auf dem Boden treu überkommener Tradition fusst, und innerlich noch nicht zu den neueren, durch das Christentum und die Bildung der germanischen Staaten geschaffenen religiös-politischen Verhältnisse sich bekennt[3].«

[1] Ep. VIII, 2: Nam jam remotis gradibus dignitatum, per quas solebat ultimo a quoque summus quisque discerni, solum erit posthac nobilitatis indicium litteras nosse.

[2] Carm. XII.

[3] *Kaufmann* im N. Schweiz. Mus. 1865 S. 3. 5. 21.

Fünftes Kapitel.

Erziehung und Unterricht beim Volke und Adel Galliens.

Die Bevölkerung Galliens setzte sich zu jener Zeit aus vier von einander wesentlich verschiedenen Elementen zusammen. Das an Besitz, Reichtum, Intelligenz und Bildung zu oberst stehende war der Adel, hervorgegangen zum grössten Teile aus gallischen Clanshäuptlingen, die sich, um ihrer Existenz willen, in die neuen Verhältnisse gefügt hatten, und aus denen die Senatoren, Consuln, Proconsuln, Tribunen und sonstige Würdenträger genommen wurden, die über dreihundert Jahre lang die wichtigsten Reichsämter inne hatten. Dieser alte gallische Adel ging bis auf die Namen sogar im römischen Wesen auf[1], den Grundzug der gesamten Nation teilend, der, wie nirgends anderswo, der Verschmelzung mit der neuen Herrschaft Vorschub geleistet hatte, allerdings mit dem fortwährenden und oft unterdrückten Streben, Rom selbst zu ersetzen[2] und den Schwerpunkt römischer Macht nach Gallien zu verlegen.

Die zweite Klasse der Bevölkerung waren die Curialen oder Decurionen, vermögliche Eigentümer und Mitglieder des Municipalkörpers ihrer Stadt. Ihre Zahl schmolz jedoch im 5. Jahrhunderte insbesonders in den grossen Städten infolge der auf sie drückenden und schweren Lasten fast bis zu gänzlicher Verarmung zusammen, so dass man an Orten wie Narbonne, Toulouse, Lyon, Nîmes, Arles kaum noch hundert Curialen fand.

Die Municipalnoblesse der Curialen war das Bindeglied zwischen dem Adel und der freien Städtebevölkerung, welche zugleich die dritte Klasse der Einwohnerschaft bildete. Diese begriff einerseits die kleinen Grundeigentümer, denen ihr Vermögen nicht gestattete, unter den Curialen zu sitzen, andererseits die Kaufleute und jene Handwerker, welche sich im Laufe der Zeit aus Sklaven zu freien

[1] *Fauriel,* I, p. 386.

[2] *Broglie,* L'église et l'empire rom. au IV. siècle, t. IV, p. 4.

Leuten emporgerungen und sich, besonders im südlichen Gallien, schon damals zu Körperschaften zusammengeschlossen hatten, welche noch bis ins Mittelalter hinein als Gilden fortlebten.

Die vierte und unterste Klasse war die der Sklaven, welche sich in die mit den häuslichen und die mit den ländlichen Arbeiten beschäftigten schieden, nach welchen Bethätigungen sie sich Colonen, Ackerbauer, Pflüger u. s. w.[1] benannten.

Wie stellten sich diese vier Klassen der Bevölkerung Galliens zum allgemeinen Bildungswesen?

Von dem Adel und seinem Verhältnis zur Bildung war bereits die Rede und wird noch eingehender gehandelt werden. Was die Curialen betrifft, so ist es einleuchtend, dass sie ohne genügende Schulkenntnisse den ihnen zugeschobenen Obliegenheiten, nämlich den Municipalfunktionen, als: Verwaltung der städtischen Angelegenheiten, Besorgung des Steuerwesens, wofür sie sogar mit ihrem eigenen Vermögen haftbar waren, nicht gerecht zu werden vermocht hätten. Solche Pflichten gebührend wahrzunehmen, ist niemand ohne zureichende Kenntnisse in der Lage. Wer aber hätte dieselben vermitteln sollen, wenn nicht eben die Schule?

Einen gleichen Grad der Schulbildung darf man ebenso bei den Mitgliedern der dritten Klasse voraussetzen, welcher Annahme auch die Thatsache keinen Abbruch zufügt, dass ein nicht geringer Prozentsatz dieses Bevölkerungselements aus ehemaligen Sklaven bestand. Man braucht hier nicht erst an die gelehrten Sklaven zu denken, welche als Lehrer und Pädagogen zum Ingesinde des Hauses gerechnet wurden. Bei den Römern hatte schon Cato von den Wirtschaftsklaven die Befähigung verlangt, lesen und schreiben zu können. Unter den gleichen Voraussetzungen müssen dieselben Zustände wie auf den Gütern der römischen, so auch der gallischen Grossgrundbesitzer vorhanden gewesen sein, soweit die intellektuelle Bildung des Sklavenvolkes in Frage kommt. Überhaupt gilt auch für Gallien, was Mommsen, wie schon früher erwähnt wurde, für römische Verhältnisse annimmt, indem er sagt: »Es ist ein Vorurteil, dass in der allgemeinen Verbreitung der elementaren Kenntnisse das Altertum hinter unserer Zeit wesentlich zurückgestanden habe; auch unter den niederen Klassen und den Sklaven wurde viel gelesen, geschrieben und gerechnet[2].«

[1] *Guizot,* Hist. de la civilisat. en France I, p. 52 squ. 11. Aufl.

[2] *Mommsen,* Römische Geschichte I, S. 892. Vgl. oben S. 66.

Den Hauptanteil an dem Inhalte des Schul- und Bildungswesens trug allerdings der Stand der Adeligen davon. Die Mehrzahl des Volkes musste die Erwerbung seiner Kenntnisse mit dem Elementarschullehrer abschliessen. Wenige mögen es im allgemeinen gewesen sein, denen ein günstiger Zusammenfluss äusserer Umstände ermöglichte, bis zur Halle des Rhetors vorzudringen. Anders lagen die Dinge bei den Vornehmen. Schon der Umstand, dass ohne rhetorische Bildung ein Erreichen staatlicher Vorteile, Ehren und Würden nicht oder kaum zu gewärtigen stand, legte den Söhnen des Adels die Verpflichtung höherer Bildung nahe. Wenn man das als eine bevormundende staatliche Einmischung beklagen will, die übrigens nie zu einem eigentlichen Schulzwang im modernen Wortsinne sich gestaltete, so muss nicht ausser Acht gelassen werden, »dass es schlechterdings eines geregelten Apparates bedurfte, um jene breite und zugleich feste Verzweigung der Bildungsarbeit herzustellen, welche durch die ganze Geschichte der späteren Zeiten hindurchreicht[1].«

Die antike, von Grammatikern und Rhetoren geleitete Schule betonte als Hauptaufgabe ihrer Thätigkeit nicht die eigentliche Erziehung, wie solche in der harmonischen Ausgestaltung von Geist, Seele, Wille, Gemüt und Empfinden stattfindet. Es lag ihr weit weniger an der Sittlichkeit des Menschen als vielmehr an seiner formalen Bildung. Sittliche Charaktere zu formen besass jene Schule weder die Kraft, noch hegte sie die Absicht. Der Unterricht in den Schulfächern aber, lediglich auf die reine Äusserlichkeit abzielend, bewegte sich nicht nach der Tiefe, nach der Seele und dem höheren Menschen zu; darum hielt auch seine Wirkung nicht lange an. Die wenigen Sittenregeln der Philosophen und Dichter waren schnell verflogen und die Geister fielen dem vollsten Unglauben, dem Natur- und Sinnendienste um so schneller anheim, als die Einflüsse des Zeitcharakters und das tägliche und vielgestaltige Leben mit Notwendigkeit zersetzend sich äussern mussten[2]. Der Ausspruch des Plinius: »Zuerst Sittlichkeit uud dann Beredsamkeit, welche ohne jene eine schlechte Kunst ist[3],« war in den auf diesen Römer folgenden Jahrhunderten vollständig ausser Acht und Brauch geraten. Was half es aber, den Söhnen der »oberen Zehntausend« eine Bildung

[1] *Willmann,* Didaktik I, S. 205.

[2] *Bened. Braunmüller,* O. S. B., Gesch. der Bildung in den drei letzten Jahrhunderten des Christentums. Schulpr. Regensburg 1855, S. 9.

[3] Plin. ep. III, 9.

zu geben, welche sie nicht vor jener fürchterlichen Fäulnis bewahrte, durch die gerade die Auflösung der vornehmen Welt herbeigeführt wurde?

Treten wir nun der Untersuchung über Bildungs- und Erziehungswesen im Schosse des gallischen Adels näher.

Die Aristokratie Galliens führte im grossen Ganzen, vorübergehende Quälereien durch tyrannische Reichsbeamte abgerechnet, — wie der Präfect Arrandus und dessen roher Nachfolger Seronatus waren, von denen dieser nicht einmal in den notdürftigsten Wissenselementen unterrichtet war und der von Sidonius »Catilina unseres Jahrhunderts« genannt wird — ein behagliches Dasein entweder in den Städten oder auf ihren prachtvollen Landsitzen, wo Natur und Kunst sich vereinten, um alle möglichen Reize hervorzuzaubern und wo alle Annehmlichkeiten der vornehmen Römerwelt aufgehäuft waren. Dort strömten geistige und körperliche Genüsse zusammen, ermöglicht durch einen grossen Reichtum der Geniessenden, so dass man von Vergnügen zu Vergnügen taumelte, um ein Wort des Sidonius zu gebrauchen, der einen Landaufenthalt bei zweien seiner besten Freunde, den liebenswürdigsten Herren Tonantius Ferreolus und Apollinaris schildert[1]. Von diesen beiden gebührt jenem das Lob, ein musterhafter gallo-römischer Edelmann gewesen zu sein. Geboren 420, († 485) war sein Vater Präfekt Galliens unter Honorius gewesen. Die Präfekturen, Patriciate und Triumphe konnten in dieser Familie nach der Anzahl der Grossväter gezählt werden. Unter Valentinian war Ferreolus gegen die Mitte des 5. Jahrhunderts Präfekt Galliens; er zeichnete sich durch seine Milde aus, liebte das Volk und nahm es gegen die Beamtenunterdrückungen in Schutz. Mit einem edlen Charakter verband er hohe geistige Bildung und eine Liebe zu den Wissenschaften, die sein Haus zu einer Freistätte für die Musen schuf, als die Barbaren Gallien überschwemmten. Man glaubte bei ihm die Akademie Hadrians zu finden, so besucht war sein Haus von Gelehrten und so reich war sein Bücherschatz, der sich eben so sehr durch sorgfältige Auswahl als durch seinen geordneten Zustand hervorthat. Diese Bücherei zerfiel in drei Abteilungen, von denen die erste die für die Frauen bestimmten Erbauungsbücher mit Augustinus, Prudentius, Origines u. s. w. enthielt, die zweite die klassische Litteratur für die Herren barg und die dritte die den beiden Geschlechtern gemeinsame Litteratur umschloss. Diese

[1] Sid. ep. VII, 12.

Bücher dienten aber nicht bloss zur Zierde und sich spreizenden Grossthuerei, wie das bei vornehmen Römern damaliger Zeit häufig vorkam, sondern sie wurden emsig benützt und lieferten den Freunden und Gästen, die einkehrten, Stoff zu gelehrten Unterhaltungen und Gesprächen[1].

Der grosse Reichtum ermöglichte es natürlich solchen Privaten, für ihre Bibliotheken Werke zu erwerben, welche selbst in Rom schon längst vergriffen waren[2]. So verband Consentius von Narbonne mit der Eleganz seines prachtvoll eingerichteten Hauses eine stattliche Bibliothek[3]. Probus, welcher Eulalia, eine Base des Sidonius zur Frau hatte, verfügte über eine Büchersammlung, grösser als jene des Philagrius gewesen[4].

Sobald irgend ein neues, interessantes Buch erschienen war, suchte man in Besitz desselben zu gelangen; zu diesem Zwecke hielt man sich Schreiber, die mit der stenographischen Kunst vertraut sein mussten. Einmal erfuhr Sidonius, dass der Priestermönch Riochatus durch eine Stadt der Auvergne gereist war und ein vom Bischof Faustus geschriebenes Buch bei sich führte, um es insgeheim nach Britannien, der Heimat des Autors, zu bringen. Kaum war Riochatus abgereist, als Sidonius, der von dem Manuscripte Kenntnis erlangt hatte, zu Pferde dem geistlichen Boten nacheilte, ihn um das Buch ersuchte und gleich an Ort und Stelle seinen Schreibern einen stenographischen Auszug diktierte, mit dem er so freudig heimkehrte, als ob es eine reiche Beute gewesen, die er erjagt. So meldete Sidonius dem Faustus selbst[5].

Die vornehmen Herren beschäftigten sich auch gerne damit, gegenseitig ihre litterarischen Leistungen zu prüfen und zu besprechen. So wurde dem Sidonius einst von dem berühmten christlichen Philosophen Mamertus Claudianus ein gegen eine pelagianistische Schrift des Faustus verfasstes Werk »De statu animae« gewidmet, in welcher der Autor mit aller Schärfe seines Geistes und dem Aufwande wirklich bedeutender Gelehrsamkeit den Satz verficht: Gott ist unkörperlich, der Mensch ist nach Gottes Ebenbilde erschaffen, also ist seine Seele unkörperlich. Claudianus trat

[1] Sid. VII, 12. Hist. litt. II, p. 540. — *Laccary,* Hist. Galliarum sub praefectis praet. p. 147.

[2] De notis Romanor. interpret. ed. Ernst, Sorau 1674. — Grammaticae instit. ap. *Putsch:* Grammaticae lat. autor. antiqui, Hannover 1605.

[3] Ep. VIII, 4. — Hist. litt. II, p. 653. — [4] Sid. Carm. XXIV.

[5] *Fauriel* I, p. 44.

hier als Bekämpfer einer auch von Faustus gepflegten, materialistischen Modephilosophie auf, welche sich in der vornehmen gallorömischen Welt Eingang verschafft hatte und der Seele die Immaterialität aberkannte, weil man eine solche für Träumereien alter Weiber und für veraltete Ansichten erklärte[1]. Es ist nun von Interesse, die Kritik zu vernehmen, welche Sidonius dem Werke des Claudianus angedeihen lässt. Er preist die glänzende Sprache, die Klarheit der Darstellung bei einem so dunklen Gegenstande, die blütenreiche Beredsamkeit, welche durch die Trockenheit der Syllogismen nicht beeinträchtigt werde, den Stil, welcher jenen der Alten sogar übertreffe, die abgebrochene und doch reichliche Diktion. Die Schrift teile alle Vorzüge eines Pythagoras, Sokrates, Plato, Aristoteles; sie schmeichle wie Aeschines, zürne wie Demosthenes, ein frischer Horazischer Zug gehe durch sie, sie überrede wie Cato, rate ab wie Appius, überzeuge wie Cicero; sie belehre wie Hieronymus, sie widerlege wie Lactantius, behaupte wie Augustinus, erhebe wie Hilarius; ja damit noch nicht zufrieden, vergleicht sie Sidonius auch noch mit Basilius, Gregorius, Orosius, Rufinus, Eusebius, Eucharius, Paulinus und Ambrosius. Fast gewinnt es den Anschein, als wolle er seiner eigenen Litteraturkenntnis einen Lobspruch erteilen. Einer theologischen Kritik und einer bestimmten Entscheidung, ob Mamertus oder Faustus Recht habe, geht Sidonius ganz aus dem Wege, so dass die Behauptung nicht befremdet, er habe es insgeheim mit diesem gehalten[2]. Wenigstens bedenkt er Faustus und seine Philosophie mindestens mit denselben Lobeserhebungen wie die Schrift seines Gegners.

Aber der gesellschaftliche Ton und eine gewisse litterarische Verbrüderung erheischte diese Spielart des Rezensionswesens. Wie sollten denn jene Grossherren Galliens, Männer, die ihre staatlichen Ämter niedergelegt und sich auf ihre Güter zurückgezogen hatten, ihre Zeit hinbringen, da sie doch nicht immer jagen, fischen, spazierenreiten, würfeln, Ballspielen, auch nicht immer theatralische Vorstellungen veranstalten, musicieren und sich einander besuchen konnten? Sie schrieben also Briefe, machten der Abwechslung halber Verse, so gut und so schlecht sie's eben zustande brachten, schickten sich diese Kinder ihrer Muse einander zu, wobei das Manuscript nach der vom Autor beigefügten Reihenfolge der ange-

1 *Guizot,* I, p. 184—191.
2 *Fertig,* a. a. O. (1848) S. 11.

gebenen Namen von einem Freunde zum andern wanderte[1], und bedachten sich einander verbindlichst mit Weihrauch. Wer nicht selbst litterarisch thätig war, dessen kritische Begabung wurde wenigstens gerühmt, er sammelte Bücher, liess sie bei Tische vorlesen und verfolgte eifrig die litterarische Bewegung. Diese Herren verkündeten den Werken des Sidonius unvergänglichen Ruhm und forderten von dem Freunde, dass er auch an sie gerichtete Briefe in seine Sammlung aufnehme und so ihren Namen auf die Nachwelt bringe. Sidonius rechnet dem hl. Lupus, Bischof von Troyes, geradezu vor, wie oft er ihn in seinen Briefen erwähnt habe[2].

Auch die Frauen nahmen Anteil an den geistigen Beschäftigungen ihrer Männer, was ohne die Grundlage einer entsprechenden Bildung wohl nicht hätte stattfinden können. An gelehrten Frauen fehlte es überhaupt nicht, obschon bei ihnen mehr der private als der öffentliche Unterricht zur Anwendung gelangt sein mochte. Zwar hatte auch die Mutter des Ausonius die Elementarschule besucht und aus Ausonius kann man schliessen, dass das Colleg zu Burdigala auch von dem schönen Geschlechte nicht unbenützt blieb. Demnach müssen die engen Schranken, welche im Altertume dem weiblichen Unterrichte gezogen waren, damals schon sehr gelockert und zum guten Teile schon ganz gefallen sein, so dass man auch den Mädchen den Wert des sokratischen »παιδεία μέγιστον ἀγαθὸν ἀνθρώποις« (das höchste Gut ist den Menschen Bildung) kosten liess. Aemilia Hilaria, mütterlicherseits die Tante des Ausonius, blieb aus Liebe zur Wissenschaft sogar unverehelicht und widmete sich der Arzneikunst. Eulalia, die Gattin des Probus, war eine sehr gebildete Frau; sie las die Gedichte des Sidonius, deren Verständnis nicht möglich war ohne ein nicht unbedeutendes Mass mythologischer, geschichtlicher und litterarhistorischer Kenntnisse. An Hesperius schrieb Sidonius, er solle sich durch die demnächst sein Haus betretende junge Gattin nicht von der eifrigsten Lektüre abhalten lassen, er solle vielmehr eingedenk sein, dass einst die Martia dem Hortensius, Terentia dem Cicero, Calpurnia dem Plinius, Pudentilla dem Apulejus, Rusticana dem Symmachus, wenn sie lasen und arbeiteten, Leuchter und Kerze hielt, dass eine

1 Carm. XXIV. Egressus foribus meis, libelle,
Hanc servare viam, precor, memento,
Quae nostros bene ducit ad sodales,
Quorum nomina sedulus notavi.

2 Sid. IX, 11. *Kaufmann,* Rhetorenschule S. 37.

Corinna mit ihrem Ovid, Lesbia mit Catullus, Cesemia mit Genticulus, Aegentiria mit Lucan, Cynthia mit Properz, Delia mit Tibullus dichtete.

Natürlich besass nicht jede Frau das gleiche geistige Vermögen und die Bildung, um sich für die wissenschaftliche Beschäftigung ihres Gatten zu erwärmen. Auch gab es der Händearbeiten genug, welchen sie sich entweder allein oder mit ihren Töchtern, denen sie dann zugleich Lehrerin war, hingab; als Lieblingsbeschäftigungen dieser Art galten: Goldstickerei, Spinnen syrischer Wolle und Seidenabhaspeln.

Welcher Art die pädagogischen Grundsätze waren, nach denen man damals in christlichen Familien die Erziehung der Töchter leitete, das zeigt am besten der berühmte Brief, welchen St. Hieronymus um das Jahr 401 an die fromme römische Matrone Laeta richtete, die ihn bezüglich ihrer Tochter Paula um erzieherische Ratschläge gebeten hatte. Das Ziel der christlichen Erziehungskunst findet sich in diesem Briefe klar umrissen und die gesunde Praxis, welche ihn auszeichnet, hat dem Schreiben des grossen Kirchenlehrers noch viele Jahrhunderte lang den Wert einer ausgezeichneten Erziehungslehre gesichert. Hieronymus sagt:

»Die Seele, die einst ein Tempel Gottes werden soll, muss man folgendermassen bilden. Sie darf nichts anders hören noch sprechen lernen, als was Gottesfurcht atmet. Unehrbare Worte soll sie gar nicht verstehen, von weltlichen Liedern keines kennen lernen; die noch zarte Zunge soll dagegen im lieblichen Psalmengesange unterrichtet werden. Fern bleibe von ihr die leichtfertige Gesellschaft gleichaltriger Knaben, und selbst ihre weiblichen Gespielinnen und Dienerinnen sollen von weltlichem Verkehr getrennt sein Bei ihrem ersten Unterrichte mögen ihr Buchstaben aus Buchsbaumholz oder Elfenbein gegeben und die dazu gehörigen Namen vorgesagt werden. Damit mag sie spielen, damit sie spielend lerne. Nicht nur die Aufeinanderfolge der Buchstaben soll sie lernen und deren Namen wie ein Lied aufsagen können, sondern die Reihenfolge selbst muss oftmals verändert werden, damit sie dieselben nicht bloss dem Tone nach aussprechen, sondern auch durch Anschauung unterscheiden lerne. Wenn sie aber beginnt, mit zitternder Hand den Griffel auf der Wachstafel zu führen, so möge entweder eine fremde Hand ihre zarten Fingerchen leiten oder man grabe die Buchstaben auf das Wachstäfelchen ein, damit sie die Schriftzüge in denselben Furchen nachmache und nicht aus der vorgezeichneten Form sich verirren könne. Für die Zu-

sammensetzung von Silben verspreche man ihr eine Belohnung und sporne sie durch solche kleine Geschenke an, woran Kinder in solchem Alter Gefallen finden. Auch mag sie beim Lernen Mitschülerinnen haben, denen sie nacheifern und durch deren Lob sie aufgestachelt werden mag. Ist sie ein wenig saumselig, so soll man sie nicht schelten, sondern ihren Eifer durch Lob anspornen, so dass sie sich freut, wenn sie die andern überwunden, und sich betrübt, wenn sie übertroffen worden ist. Vor allem aber muss man es verhindern, dass sie gegen das Lernen einen Widerwillen fasse, damit nicht die in der Jugend entstandene Erbitterung über die unverständigen Kinderjahre hinauswähre. Auch sogar die Namen, mittelst deren sie allmählich Sätze zu bilden hat, seien nicht dem Zufalle überlassen, sondern bestimmte, mit Absicht gewählte. Es mögen z. B. die Namen der Propheten und Apostel, die Reihenfolge der Patriarchen von Adam an nach Matthäus und Lucas herbeigezogen werden Man muss auch einen Lehrer wählen von bewährtem Alter, Lebenswandel und Gelehrsamkeit, und ich glaube nicht, dass ein gelehrter Mann bei einer Verwandten oder bei einer edlen Jungfrau zu übernehmen sich schämen werde, was Aristoteles sogar beim Sohne des Philipps that, dass er ihn trotz der Geringschätzung der Schreiblehrer in den Anfangsgründen der Wissenschaften unterrichtete Auch sei die Amme nicht trunksüchtig, nicht leichtfertig, noch geschwätzig; das Kind habe eine bescheidene Wärterin, einen ernsten Erzieher An den öffentlichen Gastmählern der Verwandten soll sie nicht teilnehmen, damit sie nicht Speisen sieht, wonach sie lüstern wird. Sie lerne also schon jetzt keinen Wein trinken, »worin Ausschweifung liegt.« Sie soll das Versmass der Griechen lernen, dann folge der Unterricht im Latein. Denn wenn nicht schon von Anfang an der noch zarte Mund sich daran gewöhnt, so wird die Sprache durch den Beigeschmack eines fremdklingenden Tones verdorben und die vaterländische Sprechweise mit ausländischen Fehlern beschmutzt. Niemals soll sie ohne dich auf die öffentliche Strasse gehen, auch die Basiliken der Märtyrer und die Kirchen nicht ohne die Mutter besuchen. Von ihren Dienstmädchen soll sie keine bevorzugen, um ihr oft etwas leise ins Ohr zu flüstern. Was sie zu einer spricht, mögen alle wissen. Als Aufseherin werde ihr eine ältliche Jungfrau von erprobter Treue, Sittsamkeit und Schamhaftigkeit vorgesetzt, welche sie lehrt und durch ihr Beispiel daran gewöhnt, nachts zum Gebet und Psalmengesang aufzustehen, früh die Hymnen zu singen, zur Terz, Sext

und None wie eine Streiterin Christi in die Schlachtreihen zu treten und mit angezündetem Lämpchen ihm das Abendopfer darzubringen. So möge der Tag verlaufen, so die Nacht sie arbeitend finden. Auf das Gebet folge die Lesung, auf die Lesung das Gebet. Kurz wird ihr die Zeit vorkommen, welche in so verschiedene Beschäftigung eingeteilt ist. Sie lerne auch Wolle krempeln, den Rocken halten, das Wollkörbchen sich auf den Schoss setzen, die Spindel drehen, den Faden mit dem Daumen ausziehen. Sie soll so essen, dass sie stets hungere, damit sie gleich nach dem Mahle lesen und Psalmen singen kann. Begibst du dich bisweilen aufs Landgut, so lasse die Tochter nicht zu Hause, denn sie soll es weder lernen noch können, ohne dich zu leben, und sich fürchten, allein zu sein. Sie soll keine Unterhaltung anstellen mit Weltleuten, noch Gesellschaft halten mit schlechten Jungfrauen. Bei den Hochzeiten der Sklaven soll sie sich nicht beteiligen, noch sich unter die Spiele des lärmenden Gesindes mischen. Statt Edelsteinen und Seidenstoffen liebe sie die Handschriften der Bibel, an denen ihr nicht die bunte Goldmalerei auf babylonischem Pergament, sondern die getreu verbesserte und mit kundiger Hand gefertigte Interpunktion und Einleitung des Textes gefallen soll. Zuerst soll sie das Psalterium lernen; an diesen Gesängen möge sie sich erlustigen und in den Sprüchwörtern Salomos weise Lebensregeln sich aneignen; im Prediger gewöhne sie sich das Irdische zu verachten; im Job eifere sie den Beispielen der Geduld nach. Dann gehe sie über zu den Evangelien, die sie nie aus den Händen legen darf, die Apostelgeschichte und die Briefe der Apostel sauge sie mit ganzer Herzenslust ein. Hat sie die Vorratskammer ihres Innern mit diesen Schätzen bereichert, so lerne sie die Propheten, den Heptateuch (fünf Bücher Moses, Josua und Richter), die Bücher der Könige, der Chronik, Esdras und Esther auswendig. Zuletzt, wenn es ohne Gefahr geschehen kann, lerne sie das Hohelied. Die Werke Cyprians soll sie stets in Händen haben; die Briefe des Athanasius und die Bücher des Hilarius kann sie ohne Anstoss lesen. An ihren Schriften und an ihrem Geiste möge sie sich laben, da in ihren Büchern die wahre Frömmigkeit des Glaubens auf fester Grundlage fusst[1].«

Im allgemeinen legt St. Hieronymus in diesem Briefe dieselben Grundsätze nieder, welche vor ihm schon das christliche Altertum

[1] Hieronym., Epist. at Laetam c. 4 ep. 107. Vallarsi, Op. Hieronym. (Veronae 1734—1742).

bei der Erziehung des weiblichen Geschlechts zu beachten pflegte. Aber nichtsdestoweniger gebührt ihm das Verdienst, mehr als andere christliche Schriftsteller jener Zeit der weiblichen Erziehung seine Aufmerksamkeit geschenkt und sie zum liebevollen Gegenstande theoretischer, obschon nicht systematischer Behandlung gemacht zu haben. Er ist der Fenelon der altchristlichen Kirche.

Für Gallien, in dessen Hauptstadt Trier der grosse Lehrer der Kirche selbst bekanntlich einige Zeit verweilte, müssen seine pädagogischen Schriften von besonderem Werte gewesen sein und sicher gab es keine bessere gebildete christliche Familie, in welcher dieselben nicht ganz oder wenigstens teilweise zu finden gewesen wären, um der Mutter in ihrem verantwortungsvollen, beschwerlichen Amte einer Erzieherin als Stütze und Rat zu dienen.

Während nun die Mutter voll Sorgfalt die Erziehung ihrer Tochter überwachte und leitete, wandte der Vater dem Sohne die erforderliche Aufmerksamkeit zu und bildete, wie Sidonius, dessen jugendlichen Geist an den Schönheiten der klassischen Litteratur. Als nachahmenswertes Beispiel eines christlichen Vaters stellt Sidonius einen gewissen Vectius hin. Derselbe war Witwer. In seinem gastfreundlichen Hause waltete eine ächt christliche Milde, gepaart mit vernünftiger Strenge und darum Zucht und Gehorsam unter den Dienern. Vectius selbst führte mehr das Leben eines Mönches. Beim Mahle dachte er nicht so sehr an die leibliche Befriedigung als an die geistige Nahrung, wesshalb er häufig bei Tische in heiligen Büchern las; oft las und noch öfter sang er die Psalmen. Er enthielt sich des Fleisches wilder Tiere, die er nur des Vergnügens wegen jagte. Er lebte hauptsächlich der Erziehung seines einzigen Töchterchens, das frühe der Mutter beraubt worden war. Mehr der Verwalter als der Herr seines Hauses herrschte Vectius über seine Untergebenen wie ein Vater, sprach nie im Zorne gegen sie und suchte sie mehr durch Vernunftgründe als durch die Autorität zu beeinflussen.

Aber solche Bilder sind immerhin selten und sie stechen nur um so greller ab gegen die düstere Nachtseite des grössten Teils der höheren gallischen Gesellschaft. Erschütternd ist das Gemälde, welches Salvian, Presbyter von Marseille, von dem Sittenzustande Galliens entwirft; selbst wenn man, wie manche thun, in einigen Zügen die Nachwirkungen der Rhetorenschule sehen will, bleibt noch immer eine grosse Summe sittlicher Verkommenheit für jene Zeit übrig.

Aquitanien, das von Natur so reich gesegnete Land, war mit allen Lastern schmählich bedeckt und die Verworfenheit seiner Einwohner stand im schneidend scharfen Gegensatze zu der unschuldvollen natürlichen Schönheit des Landes. Nirgends war die Genusssucht ärger, nirgends die Lebensweise schmutziger, nirgends die Zucht verderbter. Wie die Aquitanier die mit Gaben des Himmels am reichsten bedachten Menschen waren, so waren sie auch die lasterhaftesten. »Ich bediene mich keiner rednerischen Beweisführung,« sagt Salvian [1], »wie man sie bei Gerichtsreden hat, um einige wenige teils fremde, teils weniger geeignete Zeugen zu stellen. Wenige fast heilige und vorzügliche Männer ausgenommen bilden die meisten übrigen und gerade vornehmsten miteinander einen einzigen Schlund, eine gemeinsame Gurgel; das Leben aller ist fast ein einziges Bordell. Die Lustdirnen, welche dort sind, kennen kein Ehebündnis und darum verletzen sie auch nicht, was sie nicht kennen. Dazu kommt, dass es nur wenige Lupanarien und wenige gibt, welche in ihnen verurteilt sind das allerunglücklichste Leben einer Buhlschwester zu führen. Aber welche Stadt Aquitaniens ist nicht gerade in ihrem reichsten und vornehmsten Teile gleichsam ein Bordell? Welcher von den Vornehmen und Reichen lebt nicht im Schmutze der Wollust? Wer bewahrt der Gattin die Treue? Ja, wer ordnet die Gattin nicht der Zahl der Mägde unter und schändet nicht das Sakrament der ehrwürdigen Ehe, so dass in ehelicher Hinsicht in seinem Hause gerade die niedriger steht, die er durch die Würde der Ehe zur Herrin bestimmte?« Das Familienleben zerbröckelte unter dem Pesthauche der Laster, »denn wo der Familienvater der Mann der Mägde, ist die Gattin vor der Niedrigkeit der Mägde nicht fern. Welcher reiche Aquitanier aber ist nicht so? Welchen halten sich die schamlosesten Mägde nicht entweder als Ehebrecher oder als Gatten? Sie sind volle Hengste, wie der Prophet Jeremias 5 sagt, und ein jeglicher wiehert nach seines Nächsten Weib. Und nun frage ich die Weisen, was für Familien können das sein, wo es solche Familienhäupter gibt? Denn wo das Haupt krank ist, ist nichts gesund. In seinem Hause aber ist der Herr gleichsam das Haupt seines Körpers und seine Lebensweise dient allen zur Richtschnur [2].«

[1] Salvian, De Gubernat. Dei VI, p. 143 ed. Baluzii (Salv. Massil. opera. Bedeponte prope Ratisb. 1743).

[2] Salvian l. c. p. 146.

Aber nicht nur Aquitanien allein stand unter dem Fluche der Verderbtheit. Nein, alle gallischen Städte boten dasselbe Bild gräulichster Sittenzersetzung[1]. Trier, die kaiserliche Residenz, steht als anwiderndes Beispiel da. Dreimal hatte die stolze Moselstadt, der Sitz der feinsten römischen Kultur und Bildung, alle Schrecken, welche die Barbaren verbreiten konnten, über sich ergehen sehen; Raub, Brand, Mord, Plünderung, Hunger, Blut und Asche waren der Anteil ihrer Tage gewesen. Und die Folgen dieser Strafgerichte des Himmels? Vom Jünglinge bis hinauf zum Greise ergab sich alles den wildesten Ausschweifungen, den tollsten Orgien, so dass man hätte glauben können, die Strafe für die Verirrungen sei gleichsam die Mutter all' dieser Laster gewesen. Leichter hätte man, wie Salvian sagt, Trier ohne einen Einwohner, als einen Einwohner ohne Laster gefunden. Ja, wer konnte solchen Wahnsinn fassen? Nachdem Tod und Verderben in der Stadt gewütet und während noch die nackten, von Hunden und Vögeln angefressenen Leichname in den Strassen faulten, das angebrannte Trier nur noch ein wüster Haufen von Asche, Blut und Knochen, Entsetzen und Grauen war, verlangten die wenigen übrig gebliebenen vornehmen Einwohner vom Kaiser gleichsam als das höchste Heil ihrer zerstörten Stadt — Cirkusspiele. »Schämt euch!« ruft Salvian in heiligem Zorne aus, »schämt euch, ihr römischen Völker eures Lebens. Fast keine Stadt entbehrt der Lasterhäuser, überhaupt keine der Sittenlosigkeit, ausser wenn Barbaren dort hausen.«

Wie in Trier die Einwohner nicht einmal durch die fürchterlichsten Prüfungen gebessert wurden, so begegnet man auch anderwärts derselben Verstocktheit, Verblendung und sittlichen Verworfenheit. Die römische Welt hielt sich selbst für so vorzüglich, dass sie nach Salvians Äusserung nicht begreifen konnte, wie Gott sie den Barbaren preisgeben mochte. Ja, die Schicksalsschläge führten die alte Welt, anstatt zur Einkehr und Besserung, zum Atheismus, eine Folge jener materialistischen Modephilosophie, welche die Unsterblichkeit der Seele läugnete. »Wenn wirklich ein Gott die menschlichen Angelegenheiten lenkt, leitet und regelt,« so sagte man sich, »warum lässt er zu, dass wir, die wir besser, obschon schwächer sind als die Barbaren, von Völkern unterjocht werden, die unter uns stehen?[2]« Also läugnete man Gott. Wohl konnte angesichts solcher Blindheit des Geistes ein Hieronymus aus-

[1] Salvian, p. 132.
[2] Salvian, p. 78. 79.

ausrufen: »Die römische Welt stürzt zusammen, aber unser stolzer Nacken beugt sich nicht[1]!«

Und nun, was lehrt die Thatsache solcher Zustände? Welchen Rückschluss gestatten diese auf die Erziehung in den Familien, auf den sittlichen Gehalt des öffentlichen Bildungswesens?

Wo in den vornehmsten und ersten Familien der Sittlichkeit ohne Unterlass auf so schamlose Weise Hohn gesprochen wurde, wie es Bischof Salvian schildert, da konnte von einer erspriesslichen Erziehung der Kinder, die in dem vergiftenden Dunstkreise der schlimmsten Beispiele aufwuchsen, keine Rede mehr sein. Die Schule aber mit ihrem heidnisch gefärbten Unterrichtsapparat musste selbst wieder nachteilig auf die durch einen steten Umgang mit sittlich verkommenen Eltern und auf die durch eine fortwährende Berührung mit dem verdorbenen Alltagsleben von der Fäulnis angesteckte Jugend einwirken. Wie viele Mütter gab es nicht, deren Lebensweise den eigenen Kindern zum Verderben wurde! »Von unzähligen Weibern hält jede mehrere Männer.« So ertönt die Anklage Salvians gegen die römische Welt. »Das Sakrament der ehrwürdigen Ehe wird bereits von allen entweiht,« lautet einmal sein Ausspruch. Aber es konnte nicht anders sein, als dass auch die weibliche Welt mehr oder minder in den wilden Strudel des Sittenverfalles gezerrt wurde. Die menschliche Natur bleibt sich ja ewig gleich.

Abgesehen von Salvian liefern uns die Schriftsteller jener Zeit, Ausonius, Sidonius u. a. auch einen indirekten Beweis für die arge Beschaffenheit der damaligen Frauenwelt, indem sie bei Erwähnung einer Frau diese nicht besser ehren zu können glauben, als wenn sie dieselbe wegen ihrer Tugend und Sittenreinheit hervorheben. Diese Männer wollten damit anzeigen, dass trotz des ringsum gährenden Sumpfes, in den das weibliche Geschlecht versunken war, noch einzelne makellose, edle Frauengestalten sich erhalten hatten, zur Erquickung des noch nicht angeseuchten Teils der Menschen. Wenn schon Seneca in seiner Trostschrift an seine edle Mutter Helvia als die grösste Krankheit seiner Zeit den Mangel an Zucht beklagt[2] und Horaz ruft:

Fruchtbar an Lastern, häufte die Zeit auf Eh'n
Zuerst Befleckung, und auf Geschlecht und Haus;
Von solchem Urquell abgeleitet
Strömte dem Land und Volk Verderbnis!

[1] Hieronym. ep. ad Heliod. c. 16.

[2] Seneca, Consolat. ad Helviam c. 16.

was konnte dann erst in Zeiten erwartet werden, in welchen der Niedergang des Reiches alle Verhältnisse in die allgemeine Zerstörung wie in einen brandenden, brodelnden Riesenkessel hineinriss? Wenn die heiligsten Bande des Familienlebens nicht bloss gelockert, sondern in tausend Fällen vollständig zerrissen waren, konnte da die häusliche Kindererziehung noch erfreuliche Blüten entfalten und edle Früchte reifen? Wenn überall, im häuslichen Leben sowohl wie im öffentlichen, das böse Beispiel mit zahllosen Fangarmen nach den Kinderseelen griff, was vermochte die bestgemeinte Lehre, die eifrigste Ermahnung noch zu nützen, da doch das Wort ewig zu recht besteht: Verba movent, exempla trahunt! So fiel alles dem Verderben anheim, was aus dem heidnischen Unterrichte in den Schulen und aus einer sittenlosen Erziehung in Familien emporschoss. Der pädagogische Mahnruf eines St. Hieronymus blieb häufig völlig unbeachtet, dass das Kind weder beim Vater noch der Mutter etwas wahrnehmen dürfe, was zu thun für dasselbe eine Sünde sei[1].

Man sieht hier wieder, dass das Christentum, nach Montalemberts Ausspruch, nicht imstande war, die allzu sehr in die Netze des Heidentums verstrickte alte Gesellschaft umzugestalten. In Gallien, namentlich im südlichen und in den grossen Städten Marseille, Vienne, Lyon, Clermont, Arles, behauptete sich der heidnische Geist noch bis ins 6. Jahrhundert mit merkwürdiger Zähigkeit, die in jenen Rhetorenschulen gründete, wo der letzte und angestrengteste Versuch gemacht wurde, das Vordringen des Christentums zu stauen und zu unterbinden.

Es ist eine merkwürdige Thatsache, die zur Erklärung der zähen Natur des Heidentums notwendig herangezogen werden muss, dass der Glaube an die Unzerstörbarkeit des Römerreichs die Bürger desselben selbst dann noch durchdrang, als es schon wie ein zertrümmerter Koloss am Boden lag. Nicht die Heiden allein trugen sich mit jenem Glauben, auch das christliche Volk und selbst die Geistlichen huldigten ihm. St. Hieronymus hatte den Traum des Nebukadnezar beim Propheten Daniel (Kapitel 2) so ausgelegt, als ob das eiserne Römerreich, nachdem es die anderen Reiche zermalmt, bleiben solle bis zum Eintritte des himmlischen Reiches. Diese Auffassung wurde zur allgemeinen gemacht, denn sie gereichte dem Nationalstolze, wie sehr er auch durch die Schläge der Barbaren gedemütigt worden war, zur Befriedigung. So erklärt es

[1] Hieronym. ad Laetam. c. 10.

sich, dass man in den kirchlichen Chroniken bis auf Marius von Avenches (6. Jahrhundert) die Jahre nach der Dauer der Kaiserregierungen und nach den Namen der Konsuln zählt, dass die geistlichen Annalisten Galliens den Vorgängen in Rom, und sogar denen im Orient mehr Aufmerksamkeit widmen, als den vaterländischen Ereignissen, und dass man noch bis ins 8. Jahrhundert für die Cleriker die Bezeichnung »Romani« als Ehrentitel führt[1], um sie in möglichst scharfen Gegensatz zu den barbarischen Elementen zu stellen.

In diesem Lichte geschaut begreift man die Hartnäckigkeit, womit gewisse Kreise in Gallien sich noch gegen das Christentum stemmten, nachdem es dort schon bis zu einem ansehnlichen Grade erstarkt war. Aber alles Ablehnen war am Ende doch vergeblich, mochte die feindliche Strömung von der Rhetorenschule, der Litteratur oder von was immer für Faktoren geleitet werden. Was Julian in Gallien nicht zuwege gebracht hatte, dem Christentume durch Einführung der eleusinischen Mysterien ein Hindernis entgegenzustellen und dadurch dem langsam hinschwindenden Paganismus nochmals Lebensfähigkeit einzuhauchen, das vermochte auch die Rhetorenschule nicht. Im Kampfe gegen das Evangelium stumpfte sich ebenso die geistige Waffe der Gelehrsamkeit ab, wie der billige Spott der heidnischen Litteraten. Von dem »zu Palästina gekreuzigten Magier und Sophisten und seiner wunderlichen Lehre,« über welche einst der Rhetor und Spötter Lucian sich lustig gemacht, und vor dem Kalvarienberge sank Jupiter und der Olymp, vor dem Berge eines Gottes der Berg der Götterhorde. Lucians Wort, dass es mit dem Flammengeschoss des alten, blöden und dickhäutigen Phlegmatikers Jupiter, dessen Donner und Blitze nichts als reine Fabelei und dichterischer Dunst sei, und mit dem Blitzeschleuderer, dessen sonstige Beinamen nur gerade noch gut genug, um hirnverbrannten Dichtern eine Lücke im Versmasse auszufüllen, bald aus sei und er von seinem Throne gestossen werde, verwirklichte sich.

In Gallien hatte das Christentum frühzeitig sein Banner entfaltet. Gehen auch dort die ältesten, datirten Inschriften über das Jahr 334 nicht herunter[2], so blühten dennoch schon im 2. Jahrhunderte die Kirchen von Lyon und Vienne, verherrlicht durch das

[1] *G. Monod,* Études critiques sur les sources de l'Hist. Mérovingienne (8. Fascicule de la Bibliothèque de l'École des Hautes études, p. 11. 148.)

[2] *Herm. Schiller,* a. a. O. I, 2. S. 917.

Martyrertum der Bischöfe Pothinus († 177) und Irenäus († 202)[1]. Bereits um die Mitte des 3. Jahrhunderts erstanden die Kirchen zu Toulouse, Narbonne, Arles, Clermont, Limoges, Tours und Paris. Als zu Arles (314) das erste gallische Konzil (gegen die Donatisten) stattfand, waren bereits 33 Bischöfe, unter ihnen die von Reims, Rouen, Vaison, Orleans, Bordeaux und Orange, anwesend[2]. Wir wissen, dass der gallische Episkopat jener Jahrhunderte ausschliesslich aus der vornehmen und gebildeten Klasse hervorging. Trotz aller Festigkeit, womit sich die aristokratische Heidenwelt an den alternden Inhalt ihrer Anschauungen und Grundsätze klammerte und den Bestand ihrer besten Stützsäule, der Rhetorenschule, zu sichern strebte, verlor sie an Zahl, Bedeutung und sittlichem Gehalt, allmählig, Zoll um Zoll, aber unaufhaltsam die schiefe Ebene hinabgleitend. Darum betrat, wer in ihrem Schosse noch ein moralisches Gefühl, eine Willenskraft hatte, die Reihen des christlichen Klerus. So rechtfertigt sich die Thatsache, dass die gallische Kirche ihre leitenden Elemente aus dem Adelsstande erhielt. Mochten auch die Beweggründe, welche diesen und jenen vornehmen Gallo-Römer in die Reihen der kirchlichen Hierarchie führten, nicht immer die Probe vor dem lauteren Geiste des Christentums aushalten, mochte auch die gallische Geistlichkeit nicht in allen ihren Gliedern tadellos dastehen, im allgemeinen bietet sie doch ein erfreuliches Bild inmitten der Zeit des Verfalls. Allerdings berührt es seltsam, wenn man hört, dass bei einer Bischofswahl in Biturica (Bourges) die ehrgeizigen Bewerber um diese Würde nicht auf zwei Bänken Platz hatten und man Geld für dieselben anbot[3]; wenn man sieht, wie schwer die Bischöfe die aus der Schule mitgebrachten Rhetorengewohnheiten abstreiften und wie sie, am Altar vor dem stehenden Volke sitzend, predigten, ihre Zuhörer im geheiligten Raume zu lautem Beifallklatschen hinreissend[4]; wenn selbst ein Avitus von Vienne, ein strenggläubiger und eifriger Kirchenfürst, es der Mühe wert erachtete, sich gegen einen Vorwurf des Redners Viventiolus, als habe er in einer Predigt eine kurze Silbe lang ausgesprochen, mit vieler Gelehrsamkeit zu verteidigen[5]; wenn ein Bischof Sidonius seinem Freunde, dem Minister

[1] *Alzog-Kraus,* Kirchengesch. I, 161.
[2] Gallia Christ. I, p. 523.
[3] Sid. VII, 5. 9.
[4] Sid. Carm. XVI.
[5] *Kaufmann,* Rhetorenschulen S. 38.

Leo, das Leben des Philosophen und Theurgen Apollonius von Tyana (1. Jahrhundert) abschreibt, dessen angebliche Wunderthaten und Prophezeiungen man als Parodie und Parallele gegen das Leben und Wirken Jesu Christi heidnischerseits auszuspielen versuchte[1], und diese Abschrift dann an den Freund mit einem Lobe des heidnischen Philosophen schickt, dem jener, den katholischen Glauben ausgenommen, in der Liebe zu den Wissenschaften, zur Armut und Entsagung so sehr gleiche[2]; wenn wir diese und ähnliche, in den Schriften des Sidonius, Ennodius und anderer Bischöfe und Geistlichen zu Tage tretenden Erinnerungen an die Rhetorenschule und deren heidnischen Charakter wahrnehmen — aber man muss auch nicht ausser Acht lassen, dass, abgesehen von der Verantwortung, welche für derartige Schattenseiten auf das damalige Schulwesen fällt, solche Dinge denn doch zurücktreten vor der Mehrzahl der edlen und wahrhaft heiligmässigen Thaten, welche jene Männer als Bischöfe und Priester der gallischen Kirche vollbrachten, deren Stützen und Zierden sie in den sturmvollsten Zeiten gewesen sind; man darf nicht vergessen, wie sie hervorleuchteten durch die Reinheit ihrer Gesinnung, durch ihre sittliche Kraft, durch ihren ächt apostolischen Eifer, durch ihre oft bewundernswürdige Nächstenliebe und ihre wahrhaft evangelische Hingabe an ihren schweren Beruf, schwer gemacht durch die so überaus rauhe Gestalt der Zeit, deren Wesen viel mehr nach der zerstörenden als aufbauenden Richtung lag. Solche Bischöfe waren: Der hl. Lupus von Troyes († um 479), der grösste der gallischen Bischöfe[3], ein Spiegel der Sitten, eine Säule der Tugenden und ein in den heiligen Wissenschaften sehr erfahrener Greis,

[1] Lamprid. in Vita Heliogab. c. 3. 7. — Herodian, lib. 5. 6. — Dio Cass. LXXXIX. c. 11.

[2] Quid multis? schreibt Sid. weiter: Si vera metimur aestimamusque, fors fuat (!) an philosophi vitae scriptor aequalis majorum temporibus accesserit, certe par seculo meo par te lector obvenit. Gewiss sonderbare Worte im Munde eines katholischen Bischofs. Das von Sidonius abgeschriebene Werk über Apollonius war nicht das von dem Neupythagoräer Philostratus auf Befehl der Kaiserin Julia Domna verfasste (Hieronym. Paulino), sondern das von Tascius Victorianus, einem gelehrten Korrektor und Herausgeber alter Handschriften des 5. Jahrh., nach einem Exemplar des von Nicomachus dem Alten hergestellten. Letzterer, zum Unterschiede von einem jüngeren Träger desselben Namens so genannt, lebte zu Hadrians Zeit. Vopiscus, Aurelianus c. 27.

[3] Sid. II, 1: princeps pontificum Gallicanorum.

dessen Urteil von allen seinen Genossen im bischöflichen Amte geehrt und von den Schriftstellern wie von den Sündern gefürchtet war[1]. An diesen erhabenen Kirchenfürsten, sowie an den Bischof Auspicius von Toul verwies Sidonius, weil er sich für einen Ausleger der heiligen Schrift nicht zuständig genug hielt, den ihn um Auskunft über einige Schriftstellen angehenden Grafen Arbogast von Trier, nachmals Bischof von Chartres[2]. Zu diesen grossen Männern der Kirche zählte Patiens von Lyon († 491), der nicht nur, ein zweiter ägyptischer Joseph, die von den Gothen verwüsteten Gegenden Galliens mit Getreide versorgte, sondern als »Seelenfischer« *(piscator animarum)* die arianischen Burgunder bekehrte und mit seinem grossen Reichtume noch überdies zahlreiche Kirchen erbaute[3]; ferner Faustus von Riez (Provence), † 490; Mamertus von Vienne, der Bruder des schärfsten Denkers seines Jahrhunderts, des Mamertus Claudianus, und Stifter der drei Bitttage (Rogationen) in der katholischen Kirche[4]; Bischof Graecus von Marseille, Agroecius von Sens, Basilius von Aix, Auspicius und Euphronius von Autun, Perpetuus von Tours, ein tüchtiger Schriftkenner und der Erbauer einer dem heiligen Martin geweihten Basilika, deren Pracht mit Salomos Tempel verglichen werden konnte[5]; Leontius von Arles; Fontejus von Vaison; Censorius von Auxerre; Ruricius von Limoges, der weder Kosten noch Mühe scheute, um seine Bibliothek zu vermehren[6] und der sich als Schriftsteller durch zwei Bücher Briefe, teils leichte Plaudereien, teils fromme Betrachtungen enthaltend, einen Namen gemacht hat.

Diese Reihe glänzender Kirchenpersönlichkeiten Galliens könnte noch um manchen Namen vermehrt werden, was indes im Laufe der folgenden Darstellung geschehen soll. Unsere nächste Aufgabe wird es sein, zu erfahren, in welcher Weise der gallische Episkopat und die gallische Kirche der ersten Jahrhunderte überhaupt das Bildungswesen pflegten.

1 *Rohrbacher,* Universalgesch. 8. Bd. S. 305.

2 Sid. IV, 17.

3 In einer vom hl. Patiens erbauten Basilika findet sich auch die erste bestimmte Anwendung der kirchlichen Glasmalerei. Sid. II, 11. Vgl. Organ f. christl. Kunst (Köln 1856) Nr. 22.

4 Sid. VII, 1., VI, 7; V, 14.

5 IV, 18. Gregor Tur. hist. Franc. II, 14.

6 IV, 16; V, 15.

Sechstes Kapitel.

Die Kloster- und Episkopalschulen Galliens. Die Tolosanerschule.

Lehre und Unterricht bedingen die Existenz des Christentums, wie dies die lehrende Thätigkeit seines göttlichen Stifters selbst bezeugt und sein an die Apostel gerichtetes Wort: »Gehet hin und lehret alle Völker!« zum klarsten Ausdruck bringt. In den ersten Zeiten der Kirche umfasste der Unterricht hauptsächlich den Katechumenat, der im Gesamtgebäude der kirchlichen Erziehung dieselbe Stellung wie die Volksschule im pädagogischen Organismus einnimmt, so dass der Katechumenat als die kirchliche Pädagogik κατ' ἐξοχήν bezeichnet werden kann[1].

Anfangs besassen die Christen noch keine besonderen Elementarschulen, weshalb sie genötigt waren, falls sie nicht selbst Unterricht zu erteilen vermochten, ihre Kinder zu den Heiden oder, wie namentlich im Orient, zu den Juden zu schicken, bei welch' letzteren die Volksbildung auf einer die der Heiden weit überragenden Stufe stand[2]. Die wenigsten aber werden die Fähigkeit besessen haben, den Unterricht ihrer Kinder, den religiösen etwa ausgenommen, selbst zu geben, denn das Christentum fing bei den plebeiischen, armen und unwissenden Klassen an und allmählig erst stieg der Glaube zu den höheren Ständen und bis zum kaiserlichen Throne empor[3].

Die ersten Spuren einer historisch beglaubigten christlichen Elementarschule findet man zu Ausgang des 2. Jahrhunderts in Edessa, wo ein Presbyter Protogenes die Kinder im Lesen, Schreiben und Psalmensingen unterwies. Mit der Vermehrung der Christengemeinden sahen sich die Bischöfe genötigt, das Lehramt den Priestern zu übertragen, welche die Kinder ihrer Gemeinde um sich

[1] *G. Weiss,* Die altkirchliche Pädagogik S. 3.

[2] *Braunmüller,* a. a. O. S. 11.

[3] *Chateaubriand,* Essai sur la litt. anglaise. (Oeuvr. XIII.) Paris 1862, p. 62.

sammelten, ihnen in ihrem Hause Unterricht erteilten, zunächst in den christlichen Wahrheiten, dann aber auch in den elementaren Wissensgegenständen[1]. Aber diese Bildung erwies sich als unzureichend, sobald sich bei den Christen die Notwendigkeit geltend machte, ihren Glauben gegen die Angriffe der heidnischen Philosophen und Rhetoren zu schützen und zu verteidigen; sie waren somit durch die Beschaffenheit der Verhältnisse gezwungen[2], ihre Kinder zu den heidnischen Rhetoren zu schicken ungeachtet der schweren Bedenklichkeit eines solchen Schrittes. Wenn St. Chrysostomus bei Erwägung des Falles, ob es für einen Vater besser sei, seine Kinder in die öffentlichen verderbten Schulen der grossen Städte zu senden oder ohne Unterricht aufwachsen zu lassen, sich für das letztere entscheidet, so mag die Ausführung eines solchen Entscheides wohl manchen Vätern schwer gewesen sein. Und doch blieb ihnen in vielen Fällen kein Ausweg, bis die Christen zu dem Entschlusse gelangten, in Nachahmung der römischen Kaiserschulen ähnliche Anstalten, ihren Zwecken angepasst, zu errichten. So entstanden die berühmten Katechetenschulen, von denen die erste und vorzüglichste die in der glänzenden Musenstadt Alexandria befindliche war; ihre Gründung erfolgte um das Jahr 180 oder 181. Die Professoren derselben wurden von den Bischöfen ernannt, und die Schule selbst stand bis zur Zeit des heil. Athanasius unter episkopaler Jurisdiction.

Während der Schule zu Alexandrien bald Schwesterschulen folgten zu Caesarea, Antiochia, Edessa, Nisibis (Mesopotamien), hat die abendländische Kirche ein derartiges Institut leider nirgends aufzuweisen. Hier sollte eine andere Einrichtung für Erziehung und Unterricht der Christen zum reformatorischen Faktor werden — das Mönchtum.

Vom Oriente, wo der Einsiedler Antonius die thebaische Wüste mit Scharen von Anachoreten bevölkert hatte, brachte Athanasius, der Freund desselben, die Kenntnis des Klosterlebens nach dem Abendlande. In Rom und seiner Umgebung entstanden die ersten Klöster. Der heil. Eusebius von Vercelli verbreitete die klösterliche Idee unter seinem Klerus, der hl. Ambrosius schuf zu Mailand ein Kloster, die Inseln des mittelländischen Meeres belebten sich mit Mönchen und St. Augustin gab seiner Kirche um 423 die später unter Karl dem Grossen für einen ausgedehnten Zweig des abend-

[1] *Stöckl,* Geschichte der Pädagogik, S. 79.
[2] Tertullian, De idolatr. c. 10.

ländischen Mönchtums zum Gesetzbuche gewordene berühmte Regel[1].

Wie der Wind das befruchtende Samenkorn in fremde Erde senkt, so trug der grosse Kämpfer Athanasius, welchen caesaristische Tyrannei (356) zum dritten Male verbannte, den Keim des Ordenslebens nach Gallien. Von Trier aus, wohin der heldenhafte Streiter der Kirche seinen Fuss gelenkt, ging die Neigung zum klösterlichen Stande bald durch ganz Gallien, das einst das gelobte Land des Ordenswesens werden sollte. Hier gründete der volkstümlichste Priester seines Jahrhunderts und der nachfolgenden Zeit, der heilige Bischof Martin von Tours, im Frühlinge des Jahres 360 das erste abendländische Kloster Ligugé (monasterium Locociagense) bei Poitiers und ein zweites (372), Marmoutier (majus monasterium) bei Tours, so dass bei seinem Tode (400) Gallien bereits an 2000 Mönche zählte. Um 405 gründete St. Honoratus, ein Römer aus konsularischem Geschlecht, von 426—430 Bischof von Arles, auf der von Klippen und Riffen umwehrten Insel Lerin an der südfranzösischen Küste ein Kloster, welches eine Zufluchtstätte der Wissenschaften, eine Bildungsanstalt der treuesten und würdigsten Kirchenhirten und die Mutter vieler Heiligen wurde[2], das, eine unzugängliche Felsenburg in den Stürmen der Völkerwanderung, ein Asyl war nicht nur für Theologie und christliche Philosophie, sondern für jegliche Art der Litteratur und Wissenschaften und das vielen anderen gallischen Klöstern die Entstehung verlieh[3]. »Das kleine Lerin wurde die Pflanzstätte grosser Geister. Christliche Theologen und Philosophen, berühmte Leiter der Kirche, hervorragend durch Geist und Wissen, gingen aus Lerins Schule hervor. Fast alle Äbte dieses Klosters, zur selben Zeit Vorsteher der Schule, wurden berühmte Bischöfe, welche der gallischen Kirche die Wissenschaft und Lehrer brachten, deren sie bedurfte und die ihr von nirgends anderswo gekommen waren. Dahin gehörten Hilarius, Eucherius, Principius, Antiolius, Faustus, Vincent, Lupus, sowie auch Salvian, der einige Jahre in Lerin lebte[4].«

Um 410 (nach anderen um 415 oder 420) gründete Johannes Cassianus, konstantinopolitanischer Diakon, und unter Papst Innocenz I. in Rom gebildet, wahrscheinlich ein geborner Südgallier,

[1] *Montalembert,* I, S. 207.

[2] *Möhler,* Gesammelte Schriften II, S. 186

[3] *Montalembert,* I, S. 225.

[4] *Fauriel,* I, p. 403. 404.

der selbst mehrere Jahre in der thebaischen Wüste als Mönch gelebt, bei Marseille zwei Klöster, das eine, St. Victor, für Männer, das andere für Frauen und schrieb zur Förderung des klösterlichen Lebens sein berühmtes Werk »De institutis coenobiorum libri XII« (über die Einrichtung der Klöster), sowie auf Ansuchen des Bischofs Castor von Apta-Julia »Collationes Patrum XXIV« (Besprechungen mit den Vätern), die jedoch nicht ganz frei sind von den Irrtümern des Semipelagianismus. Den Klosterstiftern Galliens ist auch der als Jurist hoch gebildete St. Germanus, seit 418 Bischof von Auxerre, beizuzählen, der in seiner Bischofstadt ein das ganze Mittelalter hindurch berühmt gebliebenes Kloster ins Leben rief. Im Jura gründete 450 Romanus, Mönch des Klosters Ainay, am Zusammenflusse von Saône und Rhone im Thale Condat das gleichnamige Kloster gemeinsam mit seinem Bruder Lupicinus[1]. Condat wurde bald die Mutter anderer klösterlicher Niederlassungen, wovon Leucone und das Frauenkloster Baume oder St. Romain de la Roche (Romanus de Rupe), beide im Jura, Erwähnung verdienen.

Diese Gott geweihten Stätten des Friedens nun wurden zu einer Zeit, in welcher Studien und Litteratur unter dem ehernen Tritte des Kriegsgottes dahinstarben, nicht nur Asyle der Wissenschaften, sondern auch Schulen, nicht bloss der Ascese und Frömmigkeit, sondern auch des Unterrichts, obwohl ursprünglich und streng genommen alle anderen Ziele, welche nicht mit der Reinheit des Herzens und dem Reiche Gottes zusammenflossen, über die Bestimmung des klösterlichen Lebens hinauslagen[2]. Nicht Gelehrte und Philosophen im heutigen Wortsinne, sondern Diener Gottes wollte man bilden in den Klöstern, nicht in die Tiefen weltlicher Wissenschaft wollte man dort eindringen, sondern der Erkenntnis Gottes leben. Wenn sich dessenungeachtet naturgemäss die Wirkungen dieses Unterrichts und Strebens über die Klosterzellen hinaus erstreckten, so ist eben das einfach als eine Folge, aber niemals als Selbstzweck solcher Lebensrichtung aufzufassen[3].

[1] Eine bei *Mabill.* Annal. I. Append. III, p. 677 abgedruckte Reimchronik über die Gründung Condats und dessen vier heilige Äbte: Romanus, Lupicinus, Minausius und Eugendus sagt:

Sub istis quatuor sanctis dicti loci abbatibus
Floruerunt miraculis, *scientia,* virtutibus
Palladius tunc juvenis, ac sanctus Sabinianus.

[2] *Cassian,* Collat. Patr. I, c. 4.

[3] *Braunmüller,* Über den Bildungszutand der Klöster im 4. und 5. Jahrhunderte. Schulprogr. 1855/56 S. 9.

Wie sehr aber schon frühzeitig der uneigentliche Selbstzweck des klösterlichen Lebens mit dem Geiste der Wissenschaft in Eins verschmolz, dafür sind gerade die Klöster Galliens ein Beweis, allen voran Lerin, die »beata insula«, ein Vereinigungspunkt gelehrter und heiliger Männer.

Während die zahlreichen Schüler Lerins sich in allen Vorschriften ihrer Mönchsregel übten, die Welt verachteten, die Sinneslust bezähmten, in den heiligen Schriften lasen, fasteten, wachten und arbeiteten, vernachlässigten sie trotz aller Ascese dennoch die Wissenschaften nicht. Es wäre auch nicht leicht für sie gewesen, sich gänzlich dem Bildungseinflusse zu entziehen, welcher sich aus den benachbarten Städten Massilia und Arles wie helle Strahlen von ihrem Brennpunkte weg ergoss. Die alten Autoren waren aus Lerin keineswegs verbannt, denn Cicero, Vergil und Xenophon wurden dort ebenso gut gelesen wie Hieronymus, Ambrosius, Origenes, Cyprian, Gregor von Nazianz, Basilius und Eusebius. So wenig hatte sich Lerin von dem Geiste der Wissenschaften abgeschlossen, dass Honorat vielmehr drei seiner Schüler: Gelasius, Augendus und Tigridius nach Nola in Campanien sandte, um ihnen dort den Unterricht des gelehrten Bischofs Paulinus, des berühmten Dichters und Schriftstellers, zu ermöglichen, der selbst seine wissenschaftliche Bildung an der ausgezeichneten aquitanischen Akademie zu Bordeaux genossen hatte.

Der überzeugendste Beweis für den Wert einer Schule sind ihre Schüler. Misst man den Inhalt dieses Satzes an Lerin, so tritt uns hier eine Anzahl von Namen entgegen, deren Träger in ihren herrlichen Schriften rühmliches Zeugnis für die geistesbildende Thätigkeit jener Mönchsstätte ablegen. Da ist Hilarius, († 449) ein Verwandter des Honorat und dessen Nachfolger auf dem Bischofssitze zu Arles; er schrieb das Leben seines Meisters[1]. An ihn reiht sich Vincenz, wahrscheinlich zu Toul um 450 geboren, dessen »Commonitorium« ein glänzendes Zeugnis von dem Scharfsinne und der theologischen Bildung des Verfassers ist, welcher darin sein berühmtes Kriterium der katholischen Glaubenslehre niedergelegt hat: »Katholisch ist nur, was überall, was immer, was von allen geglaubt wurde« (quod semper, quod ubique, quod ab omnibus creditum est c. 3). Salvian, zu Trier an der dortigen Kaiserschule gebildet, lebte vor seiner Priesterweihe und Übersiedelung

[1] Vita S. Honorati (*Bolland.*, Acta Mens. Maj. II, p. 28).

nach Marseille einige Zeit in Lerin; wegen seiner sowohl mündlich wie schriftstellerisch geübten Lehrthätigkeit hat er sich den Ehrennamen eines »Lehrmeisters der Bischöfe« erworben. In der »rauhen Miliz von Lerin«[1] stärkte sich auch der in der Rhetorenschule zu Toul gebildete Lupus von Troyes (383—479), der vor den Thoren seiner Bischofsstadt mit gewaltiger Beredsamkeit den furchtbaren Attila besiegte; der heilige Bischof Germanus von Auxerre († 448) lebte unter Honorat mit Lupus eine zeitlang zu Lerin[2]; ebenso der Bruder des oben erwähnten Vincenz, der hl. Caesarius von Arles (470—542), der in jener grössten abendländischen Klostergemeinde den Grund zu dem theologischen Wissen legte, welches ihn als Bischof so auszeichnete und wovon seine Homilien das beredteste Zeugnis sind. Auch der ehemalige Senator und nachherige Bischof von Lyon, Eucherius († 449 oder 455), ein in den profanen Wissenschaften fein gebildeter Mann, lebte nach seiner freiwilligen Trennung von seiner Gattin Galla nebst seinen beiden Söhnen Salonius und Veranius, von denen jener dem Vater auf dem Bischofsstuhle folgte, während dieser Bischof von Genf wurde, vor seiner Bischofswahl im Kloster Lerin, wo die Söhne den Unterricht eines Honoratus und Hilarius genossen; später übergab sie der Vater dem Vincentius und Salvian, um sie in den schönen Wissenschaften und in der Rhetorik ausbilden zu lassen[3]. Die gelehrte Bildung, welche dem Eucherius eigen war, leuchtet aus den meisten seiner Schriften hervor, deren Schreibart eine für jene Zeit ungewöhnliche Reinheit bekundet und an das goldene Zeitalter der lateinischen Sprache erinnert[4]. Claudianus Mamertus rühmt an ihm seinen Scharfsinn, sein reiches Wissen, sowie den Strom seiner Rede und nennt ihn »magnorum saeculi sui Pontificum longe maximus.«[5] Seine Gelehrsamkeit erstreckte sich sogar auf Griechisch und Hebräisch. Von seinen Briefen sagte ein Honorat, dass sie nicht nur in den Briefbehältern und Bücherschränken aufbewahrt zu werden verdienen, soviel Geist und Süssigkeit enthielten sie. Viele lernten die Briefe des Eucherius sogar auswendig und konnten

[1] Sid. Apoll. VI, 1: post desudatas militiae Lirinensis excubias.

[2] *Greith*, Gesch. der altirischen Kirche in ihrer Verbindung mit Rom, Gallien und Alemannien. Freiburg i/B. 1867, S. 74.

[3] S. Eucher., Praef. in lib. I. Instruct.

[4] *Wetzer* u. *Welte*, Kirchenlexikon, 2. Aufl. IV, S. 953. — Gallia Christian. I, 293. — Gennadius, De Script. eccles. c. 63

[5] De statu animae III, c. 9.

sie auf Verlangen ohne jegliche Anstrengung hersagen. Auch Faustus von Reji (Riez) bildete in dem weltabgeschiedenen Lerin seinen Geist für den Dienst der Kirche, nachdem er in seinem Vaterlande Britannien der bisher von ihm ausgeübten gerichtlichen Advokatur entsagt hatte. Als 433 Abt Maximus, der zweite Abt von Lerin, Bischof von Riez wurde, folgte ihm Faustus in der Abtwürde und 462 auch in der bischöflichen. Anhänger des zwischen dem Pelagianismus (einseitige Betonung der menschlichen Freiheit und Selbständigkeit) und der absoluten Prädestination des hl. Augustin vermittelnden Semipelagianismus, verfasste Faustus eine Schrift, in welcher er der menschlichen Seele und auch den Engeln eine gewisse Körperlichkeit zuspricht. Gegen ihn erhob sich, wie wir schon gesehen, der grösste Philosoph seines Jahrhunderts, Claudianus Mamertus, mit seiner Schrift »De statu animae«, welche gewissermassen den Übergang von der alten heidnischen Philosophie zur neuen christlichen darstellt, in welcher aber der Verfasser weit mehr den Dialektiker der Schule als den Dogmatiker der Kirche, mehr die Vernunft als den Glauben, mehr den Kenner der akademischen, stoischen, hauptsächlich aber der platonischen Philosophie herauskehrt[1]. Was Faustus angeht, so verdient er trotz seines Semipelagianismus alle Anerkennung sowohl wegen der Kraft seiner Beredsamkeit, als auch wegen der Schärfe seiner Beweisführung. Sidonius überschüttet den figurenreichen, glänzenden und eleganten Stil des Faustus mit Lob und sagt von diesem, dass seine Rhetorik zwischen den Regeln der heiligen Wissenschaft und jener der weltlichen Rednerbühne die Mitte halte[2].

Gallien besass im 5. Jahrhunderte zwei berühmte christliche Rhetoren, deren Wirken sich nicht innerhalb stiller Klostermauern, sondern im geräuschvollen Treiben der Grossstadt vollzog. Zu Marseille lehrte zwischen dem Beginne und der Mitte des genannten Jahrhunderts Victorius[3]; er war auch litterarisch thätig und verfasste einen Commentar über die Genesis, sowie eine versifizierte Schilderung der Sittenverderbtheit seiner Zeit. Zu Arles lehrte Pomerius aus Mauretanien, ein Autodidakt, ausser der griechischen und lateinischen Grammatik die weltlichen und geistlichen Wissenschaften. Auf den Rat frommer Freunde sollte der heil. Caesarius, nachdem er bereits längere Zeit in klösterlicher Ein-

1 *Guizot,* I, p. 184—191. — 2 Sid. IX, 3.
3 Hist. litt. II, p. 245.

samkeit zugebracht hatte, die Vorlesungen desselben hören; aber ein Traumgesicht bedeutete ihm den Verzicht auf diese Studien[1]. Pomerius starb um 490 als Abt eines bei Arles gelegenen Klosters[2].

Wer immer damals sich als Diener der Kirche aufnehmen liess, machte seine lehrende Wirksamkeit geltend, entweder durch das lebendige Wort oder als Schriftsteller oder beides glücklich vereinend. Überhaupt geht ein lebensvoller Zug durch die christliche Gemeinde, da ist kein Erstarren, kein Innehalten auf geistigem Gebiete, es gibt nur Lehrende und Lernende. Die Bischöfe lehrten, der Clerus und die Klöster lehrten und diese verliehen ihrer lehrenden Thätigkeit ein wichtiges Moment durch Anwendung christlich pädagogischer Grundsätze, im Gegensatze zur heidnischen Rhetorenschule mit ihrer verknöcherten Lehrform.

Es untersteht keinem Zweifel, dass Gallien den Mangel an solchen Anstalten, wie die berühmten morgenländischen Katechetenschulen waren, auf andere Weise auszugleichen suchte. Die Kirche musste die Katechumenen belehren und sich Kleriker heranziehen. Es wurden die Bischöfe selbst zu Lehrern und die Kirche zu Schulen; so sehen wir einen St. Pothius, wie er seine Schüler Epipodus und Alexander, einen Bischof Irenäus, wie er Cajus und Hippolyt unterrichtet. Im 4. und 5. Jahrhunderte wird dieser Unterricht belebter. Unter den Augen der Bischöfe wird öffentlich Schule gehalten, in welcher die Lehrer seit dem 4. Jahrhunderte auch die profanen Wissenschaften betrieben, Rhetorik, Poesie, Dialektik, Philosophie, Geometrie und Mathematik[3]. Allerdings hatten diese Gegenstände nur sekundäre Bedeutung und den hauptsächlichen Zweck, das Studium der heiligen Schrift zu befruchten und die Religion gegen den Unglauben schützen zu helfen in Übereinstimmung mit der Forderung Tertullians, dass die Kenntnis der weltlichen Wissenschaften nötig sei zur Bekämpfung des Heidentums.

So wurde der Grundstein gelegt zu jenen Kathedralschulen, welche im Mittelalter den wissenschaftlichen Glanz und Stolz Frankreichs schufen, und deren Geschichte zugleich die Geschichte

[1] Vita S. Caes. m. 8. 9. (*Bolland.* Acta SS. 27. Aug.) *Kaufmann,* Rhetorenschulen S. 61. Nicht zu verwechseln ist mit diesem Pomerius der Mönch Julianus Pomerius, ebenfalls aus Afrika stammend, der über das beschauliche Leben schrieb.

[2] Gennad. c. 98. Hist. litt. II. p. 665.

[3] Hist. litt. II. p. 232. 237. 237.

der geistigen Bewegung und der Intelligenz Frankreichs während jener Jahrhunderte ist.

Die berühmteste Episkopalschule war die zu Arles. Dort lehrte Hilarius und gross ist die Anzahl seiner Schüler, die ihm ihre Bildung dankten. Beim Unterrrichte wirkte er ebenso sehr durch sein tiefes Wissen wie durch seine bezaubernde Liebenswürdigkeit. Im Erklären schwieriger Schrifttexte fand er ein besonderes Vergnügen und oft beklagte er sich, dass man ihm deren nicht genug vorlege. Aus seiner Schule gingen gelehrte Männer hervor wie St. Cyprian, Bischof von Toulouse, Firminius, Bischof von Usez, Bischof Vivencius, der Priester Messianus, der Diakon Stephan, Teridus (Tetrada), ein Neffe des heiligen Caesarius[1].

Über andere Episkopalschulen Galliens weiss man leider wenig oder so viel wie nichts; sicher aber besass jede Kathedrale ihre Schule. Die bekanntesten sind seit dem 6. Jahrhunderte Paris, an welcher St. Germanus die Kunst des Gesanges lehrte[2], Poitiers, Le Mans, Bourges, Clermont, Vienne, Chalons-sur-Saône und Gap[3]. Oft errichteten die Bischöfe, deren Diöcesen gewöhnlich eine grosse Ausdehnung hatten, auser der Schule an der Mutterkirche an geeigneten Orten auch noch andere[4].

Im 6. Jahrhunderte, welches die Auflösung der alten Rhetorenschulen besiegelte, wurden die Rhetoren und Grammatiker, wenn auch noch hier und da einer von ihnen einen Hörsaal in einzelnen Städten eröffnete, gewissermassen gezwungen, ihre Schulen in theologische Fakultäten umzugestalten, zumal einige ihre Thätigkeit nicht sofort einstellten[5]. Diese Schulen wandelten sich durch ihren engen Anschluss an das Bedürfnis der Kirche von selbst in bischöfliche Anstalten um. Der Grammatiker und Rhetor im Laiengewande wurde ersetzt durch den Priester oder Diakon. An der Spitze der Schule stand der Primicerius (Scholasticus) und in seiner Hand lag die Leitung des Unterrichtsganges, ein Fortschritt, welchen die alte Rhetorenschule nicht gekannt hatte. Die Stellung des Primicerius wurde als eine sehr würdevolle betrachtet, denn er war, wie Bischof Peter von Orvieto sagt, das Haupt des ganzen Clerus

1 Hist. litt. III. p. 23.

2 Venant. Fortunat. Carm. lib. I. In laudem Parisiaci cleri (Bibl. Patr. VIII. p. 780.)

3 *Guizot,* Hist. de la civilisat. II. p. 9. — 4 Hist. litt. III. p. 23. 24.

5 *Kaufmann,* a. a. O. S. 61.

und gleichsam der Rektor. Er hatte die Jugend im Gesang und in der Lesung des kirchlichen Offiziums zu unterrichten und musste sie in christlicher Gesittung erziehen[1]. Eine solche Schule wurde gemeinhin auch Sängerschule (schola cantorum) genannt, wie Papst Gregor eine leitete, in welcher aber auch andere Dinge gelehrt wurden. Für Rom wenigstens bezeugt dies der Diakon Johannes, nach dessen Meldung man in der dortigen Sängerschule auch weltliche Studien betrieb. Auch die Kirche von Karthago besass ein solches Institut, wo nach Tertullians Versicherung das Lehrprogramm die Grammatik, Rhetorik, Arzneiwissenschaft, Astronomie, und Arithmetik umfasste.

Wohl das erste historisch beglaubigte Auftreten des Primicerius findet man in der gallischen Kirche und zwar in der Diöcese Reims, wo unter dem heil. Remigius († 533) an der Grenze seines Kirchensprengels zu Mouson eine Schule blühte, die schon seit Beginn desselben Jahrhunderts einen solchen Ruf genoss, dass Bischof Fulco von Tongern versuchte, sie an sich zu ziehen[2]. Dieses Bestreben beantwortete Remigius in einem Briefe vom Jahre 524, worin er auch Bezug nimmt auf den Primicerius dieser berühmten Schule, in welcher nicht nur Diener der Kirche, Lektoren, sondern auch weltliche Schüler gebildet wurden[3].

Das 6. Jahrhundert sah in Gallien auch die Priesterseminarien erstehen[4]. Ähnliche Anstalten gab es in Rom und Afrika schon früher. Hier hatte St. Augustin in Hippo ein derartiges Institut auf mönchischer Grundlage errichtet. Das Konzil von Vaison, abgehalten am 5. November 529 unter dem Vorsitze des Erzbischofs Caesarius von Arles, stellte gleich in seinem ersten Canon die Forderung auf, die Pfarrer sollten, wie dies auch in Italien eine sehr heilsame Einrichtung sei, junge Leute als Lektoren in ihrem Hause aufnehmen und sie im Psalmengesange, in den kirchlichen Lesungen und im Gesetze des Herrn unterrichten, damit sie der-

[1] *Claude Joly,* Traité historique des écoles épiscopales et ecclésiastiques. Paris 1678 p. 93. 100: Et erat haec magna dignitas, quoniam erat caput totius cleri et quasi rector: et in hac forma informabuntur juvenes in cantu et lectione et in moribus sacris.

[2] Hist. litt. III. p. 23. 24.

[3] *Du Chesne,* Script. hist. Franc. I. — *Claude Joly,* p. 108. — Hist. litt. III. p. 24. Primicerium scholae clarissimae militiaeque lectorem, sagt Remigius.

[4] *Theiner,* Gesch. der geistlichen Bildungsanstalten, Mainz 1835. S. 28.

einst der Kirche dienen können. Doch soll man ihnen, wenn sie herangewachsen seien und sie in die Welt zurückkehren wollen, nicht wehren sich zu verheirathen[1]. Aus diesem Schlusssatze geht hervor, dass die Kirche, obschon sie mit Errichtung solcher Schulen in erster Linie ihren eigenen, damals sehr dringenden Bedarf an priesterlichen Kräften zu decken beabsichtigte[2], die Wohlthat des Unterrichts auch den Laien zu gute kommen liess. Ohne Zweifel stifteten diese Anstalten, wo sie eingeführt wurden, viel Gutes, wenngleich ihre Verbreitung sehr unregelmässig vor sich ging, indem sie sehr zahlreich in einigen Diözesen, spärlicher dagegen in anderen zu treffen waren[3]. Es ist daher auch zu weit gegangen, wenn man die von Gregor von Tours gemeldete Thatsache, dass König Guntram bei seinem Einzuge in Orleans (um 540) von Sängern und Dichtern in hebräischer, syrischer, griechischer und lateinischer Sprache begrüsst wurde[4], in Zusammenhang mit der Bildung des damaligen gallischen Clerus bringen will[5], denn hebräisch und syrisch wurde höchstens von den in Orleans wie in ganz Gallien zahlreich lebenden Juden gesprochen[6], von denen es wohl mancher Geistliche erlernt haben mag, was aber noch keineswegs zu der Annahme berechtigt, dass orientalische Sprachen zu den regelmässigen Unterrichtsfächern an den Episkopalschulen gehörten.

Die Anordnung des Conzils von Vaison hatte auch nach anderer Richtung hin eine tiefgehende Wirkung; sie legte nämlich den Grund zur Errichtung von öffentlichen Schulen, die unseren heutigen Pfarrschulen ähnlich waren. Indem den jungen Leuten keinerlei Zwang zum geistlichen Stande auferlegt wurde, sondern sie der Wahl geschenkt blieben, sich diesem zu widmen oder

[1] *Hardouin,* Concil. Collectio Regia maxima. Parisiis 1714, t. II. p. 1105.

[2] Der Priestermangel machte sich damals selbst in Italien so fühlbar, dass in Poplonium, einer tuscischen Stadt, weder die Sterbenden die Sakramente empfangen noch auch die Kinder getauft werden konnten, wie Gregor der Grosse i. J. 590 (Epist. lib. I. ep. 15.) schreibt. In der ganzen Kirche Konstantinopels gab es nur 525 Cleriker und darunter bloss — 60 Priester. (Justin., Novell. III). Eben dieses drückenden Mangels halber erteilten zu jener Zeit die Bischöfe keine Dimissoralien (Entlassungsbriefe).

[3] *Guizot,* l. c. II. p. 3. — [4] Gregor Tur. hist. Franc. lib. V. c. 45.

[5] *Theiner,* a. a. O. S. 28.

[6] Hist. litt. III. p. 23. — *Mabill.* Annal. I. p. 293.

in das Laienelement des Volkes zurückzutreten, war auch die Volksschule ermöglicht und die Bedingung zu ihrer Weiterentwicklung gegeben. Die Schüler wurden in diesen nur das Elementare berücksichtigenden Schulen im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet, insbesondere aber in der Religion, wobei man der Bibel die Übungsstücke entlehnte. Eine solche Schule bestand zu Rennes, welche um 480 der heilige Melanius besuchte und deren Leitung von Priestern besorgt wurde, die aber unter keiner klösterlichen Ordnung gestanden zu haben scheinen [1].

Im Alter können die Schüler der Altersgrenze der heutzutage schulpflichtig werdenden Jugend nicht ferne gestanden haben. Unzweifelhaft hat man sich hierin nach dem Beispiele der Kathedralschüler gerichtet. Von diesen wissen wir, dass sie, ehe die Justinianische Gesetzgebung die Ordination der Lektoren vor ihrem 18. Jahre verbot, schon sehr frühe ordiniert wurden. So berichtet Bischof Ennodius, dass sein Vorgänger Ticinus bereits mit acht Jahren zum Lektor bestellt worden sei [2]; Caesarius von Arles war erst sieben Jahre alt [3]; Bischof Johannes von Chalons-sur-Marne war nach dem Zeugnisse des Sidonius von Kindheit an Lektor [4]. Zur Zeit der grausamen vandalischen Christenverfolgung in Nordafrika wurden alle Cleriker Carthagos, fünfzig an der Zahl, von denen die meisten seit ihrer Kindheit Lektoren gewesen, getötet [5]. Der Grund, wesshalb so viele Eltern ihre Söhne in solch zartem Alter der Kirche übergaben, war sicher der, dass diese durch frühzeitig erworbene Erfahrung und Tüchtigkeit in den niederen kirchlichen Würden sich zur Erlangung der höheren befähigten [6]. Manche Eltern verkauften sogar ihre Erbgüter an Kathedralkirchen mit der Bedingung, dass ihre Kinder dafür unentgeltlich unterrichtet würden.

Auch den Klöstern wurden oft schon sehr jung die Kinder zum Unterrichte und zur Erziehung anvertraut. Gerade die Klöster aber waren vorzüglich geeignet, jener doppelten Aufgabe der Kirche, Erziehung zur christlichen Wissenschaft und noch mehr zum christlichen Leben, vollauf zu genügen, viel besser als etwaige Universitäten [7].

[1] *Kaufmann,* a. a. O. S. 75.

[2] Ennod. Vita Epiph. Bibl. Patr. XV. p. 295. op. ed. Schott p. 323: Annorum ferme octo lectoris ecclesiastici suscepit officium.

[3] Vita Caes. ap. Surium. (Vitae Sanctor.) 16. Aug.

[4] Sid. IV, 25: Lector ab infantia.

[5] Victor de persecut. Vandal. lib. III. p. 613 (Bibl. Patr. VII.)

[6] *J. Binghami,* Origines siv. Antiquitates Eccles. II. p. 34. 35.

[7] *Kaufmann,* a. a. O. S. 62.

Neben dem Noviziat, aus welchem die Klosterbevölkerung ihren Bestand bezog, fand sich in den Klöstern bereits frühzeitig ein bebesonderes Institut, welches Kinder schon von zartestem Alter an aufnahm, nämlich das Institut der Oblaten (Aufgeopferten). Diese Oblati (pueri oblati) auch »Donati« oder »Nutriti« genannt, waren Kinder, welche von ihren Eltern dem Dienste Gottes geweiht und irgend einem Kloster zur Erziehung übergeben wurden[1]. Alle Klöster öffneten sich solch kleinen Gottgeopferten und beinahe sämtliche Klosterregeln alter Zeiten gedenken dieser Einrichtung. Natürlich gab es unter den Oblaten viele, deren jugendlicher Geist noch ungepflegt war. Dieser musste also gebildet werden, denn so verlangen es die Bestimmungen der Klosterväter. »Wer bei seinem Eintritte ins Kloster noch ganz ungebildet ist,« sagt der heil. Pachomius, »soll zuerst über das belehrt werden, was er alles zu beachten hat, und wenn er allem beistimmt, soll man ihm zwanzig Psalmen oder zwei Briefe des heil. Paulus oder einen andern Teil der heiligen Schrift zu lernen aufgeben; und kann er noch nicht lesen, so soll er zur 1. und 3. und 6. Stunde (7, 9, 12 Uhr) zu einem Bruder gehen, bei dem er es lernen kann und der hiefür bestimmt wird; vor diesem soll er stehen und mit grösstem Eifer und Danke lernen. Hernach schreibe man ihm Buchstaben und Silben, Wörter und Namen vor; und wenn er auch nicht lesen will, so muss man ihn dazu zwingen, und überhaupt darf gar Niemand im Kloster sein, der nicht lesen kann und der nicht etwas von den heiligen Schriften auswendig weiss, zum mindesten das neue Testament und die Psalmen[2].« Der heil. Basilius, welcher erklärt, man müsse jeden ins Kloster aufnehmen, der es verlange, und der insbesonders Waisenkinder von selbst aufgenommen haben will, ordnete an: »Der Unterricht der Kinder muss unserer Einrichtung auch entsprechend sein; man nehme die Worte aus der heiligen Schrift; man erzähle ihnen statt der heidnischen Fabeln die Geschichten bewunderungswürdiger Ereignisse und lehre sie die Grundsätze der kernigen Sprüche; man setze Belohnungen aus, wenn sie die Wörter, Namen und Thatsachen sich gemerkt haben, damit sie, gleichsam den Geist erheiternd, ohne grosse Beschwernis und ohne bedeutenden Anstoss zum Ziele gelangen[3].«

[1] *J. N. Seidl*, Die Gottverlobung der Kinder oder de pueris oblatis. München 1872 S. 4.

[2] Pachomii regula c. 139. 140.

[3] Regula S. Basilii fusius disp. interrog. c. 15 (Basilii op. Colonn. Agripp. 1617, p. 287).

Ähnlichen Festsetzungen begegnet man auch in den Regeln der occidentalischen Klöster. Caesarius von Arles bestimmte, dass alle Mönche und Nonnen lesen lernen[1] und Bischof Aurelian von Arles († 558) stellt dieselbe Forderung[2]; der heil. Ferreol, Bischof von Usez (Narbonne) will, dass der Aufzunehmende grossen Eifer im Lesen und Schreiben zeige, denn ein ächter Mönch müsse nicht nur lesen können, sondern auch alle Psalmen auswendig wissen. Dieser Bischof duldete keinen Mönch im Kloster, der nicht lesen und den Psalter auswendig konnte; selbst die mit der Viehheerde betrauten Brüder bildeten keine Ausnahme[3].

In Gallien nahm das Oblateninstitut mit der Einführung des Klosterwesens seinen Anfang. Manche Klöster, wie die Frauenklöster der Diözese Arles, nahmen schon fünfjährige Kinder an, was der Bischof Caesarius, dessen Regel in vielen gallischen Klöstern galt, gestattete, sobald sie bereits lesen lernen und gehorchen können[4]. Dagegen wollte sein Nachfolger Aurelian Kinder unter zehn Jahren nicht zulassen, weil ihre körperliche Warte und ihr kindisches Wesen eine störende Wirkung ausübten. Sogar von der Wiege hinweg übergaben manche Eltern ihr Kind den Mönchen, wie Bischof Avitus von Vienne berichtet[5]. Doch waren nicht alle Kinder, welche zur Erziehung und zum Unterrichte in die Klöster gebracht wurden, bestimmt, gänzlich der Welt zu entsagen; viele kehrten wieder zu ihren Eltern heim, sobald ihre Bildung vollendet war. Es gab also schon frühzeitig eine äussere Schule und sie wird nicht gar so selten gewesen sein[6]. Dass ein Laienunterricht in den gallischen Klöstern erteilt wurde, ergibt sich aus dem Verbote des Caesarius von Arles, welcher für sein Frauenkloster vorschreibt: »Kinder Vornehmer oder Niedriger dürfen zur Erziehung und zum Unterrichte durchaus nicht aufgenommen werden[7].« Wo aber solche für die »äusseren« Schüler bestimmte Klosterschulen

1 Regula ad virgines c. 17. (Bibl. Patr. VIII. p. 866, 873.)

2 Instit. Regul. ad. Monach. c. 32 et. ad Virgin. c. 26. *Holstenii* Cod. regul. monastic. et. canonic. II. p. 58.

3 *Holst.* l. c. pars 2, pag. 71.

4 S. Caesarii Regul. ad. Virgin. c. 5: Si fieri potest aut difficile aut nulla unquam in monasterio infantula, si ab annis sex aut septem quae jam et litteras discere et obedientiae possit obtemperare suscipiatur. — *Mabillon,* Annales I. p. 139.

5 Aviti Poëma lib. VI. V. 24 squ.

6 *Braunmüller,* a. a. O. S. 30. — 7 Regula c. 5.

errichtet waren, da erteilte man unzweifelhaft denselben Unterricht wie an den Kathedralschulen[1]. Manchmal wurden auch Cleriker in diese Klosterschulen geschickt, um hier für den Priesterstand vorbereitet zu werden[2].

Mit welchem Erfolge die Kathedral- und Klosterschulen Galliens ihrem edlen Werke der Erziehung und des Unterrichts oblagen, dafür sprechen die herrlich klingenden Namen jener heiligmässigen und gelehrten Bischöfe, welche im 5. und 6. Jahrhunderte die gallische Kirche lenkten und beherrschten, St. Remigius von Reims, Avitus von Vienne, Ruricius von Limoges, Caesarius und Aurelian von Arles, Eleutherius von Tournay, St. Cyprian von Toulon, Ferreol von Usez, St. Germanus von Paris, Viventiolus von Lyon, Prätextatus von Rouen, Fortunatus von Poitiers, Gregor von Tours. Wie ein reicher Kranz von kostbaren Blumen zieren sie das Land, dem sie entsprossen, und die Kirche, der sie dienen. Mit Recht konnte der schon einmal erwähnte oberitalienische Dichter, der Diakon Arator († 556), Gallien deswegen lobpreisen[3].

Es hiesse aber der historischen Wahrheit Gewalt anthun, wollte man trotz all dem Gesagten die Thatsache verkennen, dass im 6. Jahrhunderte, allgemein ausgedrückt, die Wissenschaften in Gallien verfielen. Der Geschichtschreiber Bischof Gregor von Tours (geb. 540 zu Clermont, † 17. November 594), den ein geistreicher französischer Litteraturhistoriker »l'Herodote de la barbarie« genannt hat[4], dient als persönlicher Beweis. Seine Werke wimmeln von den ärgsten grammatikalischen Schnitzern; das Gefühl für die Bedeutung der Flexionsendungen hatte sich fast ganz verloren[5]. Gregor gesteht mit anerkennenswertem Freimute, dass ihm die einem Schriftsteller nötige grammatikalische Bildung fehle. Wenn er sagt, dass er häufig die Geschlechter verwechsle, für männliche weibliche, für weibliche sächliche Namen und für diese männliche gebrauche, dass er die Präpositionen falsch anwende, für den Ablativ den Accusativ und umgekehrt setze, so schildert er damit die allgemeine

[1] Hist. litt. III. p. 33.

[2] Gregor. Tur. lib. V. c. 14.

[3] Hist. litt. III. p. 26. — Sunt quia Pontifices in religione magistri, Gallia quos multos dat studiosa (bonos).

[4] *Ampère,* Hist. litt. avant Charlemagne p. 8.

[5] *Wattenbach,* a. a. O, S. 84.

Verwirrung, die auf grammatikalischem Gebiete eingerissen[1]. Man sprach und schrieb Beispiels halber *contemto* und *fructo* für »contemtu« und »fructu«, *Antistus* für »Antistes«, dagegen wieder *Sancti moniales* für »Sanctimonialis«[2]. Aber all diese Verstösse wusste man mit dem Hinweise zu entschuldigen, dass der göttliche Erlöser zur Zerstörung eitler Weltweisheit nicht Redner, sondern Fischer, nicht Philosophen, sondern ungebildete Menschen ausgewählt habe[3].

Auf der anderen Seite jammert Gregor selbst über den Niedergang der Bildung. Gleich eingangs der Vorrede zu seinem Geschichtswerke klagt er, dass in den gallischen Städten die Pflege der Wissenschaften gänzlich untergehe, so dass sich kein in der Dialektik erfahrener Grammatiker finde, der die Geschichte jener Zeit und ihrer kirchlichen Verhältnisse zu schreiben unternehme. »Wehe unseren Tagen« ruft er schmerzerfüllt aus, »weil das Studium der Wissenschaften bei uns unterging[4].« Der philosophisch gebildete Redner wurde nicht mehr verstanden; nur ein bäuerischer Stil noch fand Gefallen und Beifall[5]. Zwar brachte auch das 6. Jahrhundert in Gallien eine beträchtliche Anzahl Schriftsteller hervor. Aber sehr vielen ist jeder kritische Sinn abhanden gekommen, das Wunderbare allein noch leiht ihnen Stoff zur Darstellung und ihrem Geiste Beschäftigung, und hierin erschöpfen sich die besten Köpfe. Die Redekunst bestand sehr oft lediglich aus einer Anhäufung geschraubter und sogar unverständlicher Ausdrücke[6].

1 Gregor Tur. De gloria Confessorum (Proeem.). Hier lässt sich Gregor vorwerfen, dass er die für einen Autor nötigen Kenntnisse nicht habe. Opus hoc a peritis accipi putas, cui ingenium artis non suppeditat, nec ulla litterarum scientia subministrat? qui nullum argumentum utile in litteris habes, qui nomina discernere nescis: saepius pro masculinis feminea, pro femineis neutra, et pro neutris masculina commutas: qui ipsas quoque praepositiones, quas nobilium dictatorum observari sanxit auctoritas, loco debito plerumque non locas. Nam pro ablativis accusativa, et rursum pro accusativis ablativa ponis.

2 *Mabill.*, Acta B. I. pr. n. 16 Hist. litt. III. p. 3.

3 Gregor Tur. De Miraculis S. Martini dedicat.: Sed quid timeo rusticitatem meam, cum dominus redemptor et Deus noster ad destruendam mundanae sapientiae vanitatem non oratores, sed piscatores, nec philosophos, sed rusticos praelegit?

4 Gregor Tur. Hist. Franc. (Praef.): Vae diebus nostris, quia periit studium litterarum a nobis.

5 Ibid.: quia philosophantem rhetorem intelligunt pauci, loquentem rusticum multi.

6 Hist. litt. III, p. 2.

Diesen düstern Zustand der Dinge herbeizuführen hat sicherlich jene thörichte Mode, welcher die Wissenschaften gegen das Ende des 6. Jahrhunderts in Gallien anheimfielen, ihr Bestes gethan. Es muss hier von einer Erscheinung geredet werden, die unter dem Namen »die Schule von Toulouse« bekannt geworden ist. Ihre Anhänger haben sich redlich bemüht, »ganz Europa in einen Nebel gelehrter Verwirrung einzuhüllen[1].«

Um jene Zeit lebte in Toulouse ein Grammatiker, der sich unter dem Pseudonym Vergilius Maro verbarg[2]. Dass er ein Tolosaner war, bezeugt Abt Abbo von Fleury, der im 10. Jahrhundert blühte und selbst über Grammatik schrieb, wobei er den Vergil, welchen er Vergilius Tolosanus nennt, häufig als Autor anführt[3]; auch erklärt Vergil mehr als einmal, er sei ein Gallier. Wie er zu dem Namen Vergil gelangte, der bekanntlich durch das ganze Mittelalter hindurch im Gebrauch stand, erzählt uns sein Vater selbst, der Magister Aeneas, der gleich seinem Grossvater Martulis ein Grammatiker war; er wollte seinen Sohn, in dem er Talent entdeckt hatte, Vergil nennen, weil er glaubte, in ihm würde der Geist des alten Maro wieder erwachen. In seinem Verzeichnis der Grammatiker nennt der Pseudo-Vergil einen gewissen Vergilius asianus seinen Lehrer, der ihn die Schreibkunst lehrte, also ein Elementarlehrer war; in eines gewissen Gratian Schule verbrachte er zehn Jahre. Besonders rühmt er seinen Lehrer Cornelius als einen beredten Mann[4] und tüchtigen

[1] *A. Th. Drane,* Christian Schools and Scholars. 2. edit. London 1881 p. 29.

[2] *Angelo Mai,* Classic. Auct. t. V. (Romae 1833) hat Vergils Werk »De octo partibus orationis« und »Epitomae« herausgegeben. Seiner Ansicht nach, welche auch *Ozanam,* La civilisat. chrétienne chez les Francs (Oeuvr. IV, p. 475. 483, Anmerk.) unter eingehender Darlegung der Gründe und Beweise zu der seinigen macht, lebte Vergil gegen das Ende des 6. Jahrhunderts, was auch *Keil,* De grammatic. quibusdam latin. infirm. aetat. commentatio (Erlangen Schulschr. 1868. S. 5.) annimmt. *Quicherad* (Biblioth. de l'école des Chartes II. p. 3) setzt ihn sogar noch um ein Jahrhundert weiter zurück, während *Osann,* Beiträge zur griechischen und lateinischen Litteraturgeschichte, II. S. 125 und die »Halle'sche Litteraturzeitung von 1836« (Ergänzungsband Nr. 48, S. 382) die seltsame Theorie aufstellt, der Pseudo-Vergil habe unter Karl dem Grossen und zwar um die Zeit des Grammatikers Claudius Clemens Scotus gelebt. Vgl. *Haasius,* De med. aev. stud. philol. im Rhein. Museum, Jahrg. 1868. S. 508.

[3] Abbo Floriac. Quaest. Gramm. ed. Mai, l. c. p. 349.

[4] Epit. X. p. 143. Virum satis eloquentum.

Kenner des Griechischen und Hebräischen. Des Lateinischen war derselbe in solchem Grade mächtig, dass es hierin für ihn keine Dunkelheit gab. Auch schrieb er ein Buch »De statu verbi,« dessen Stil Vergil als elegant preist. Von seinen Mitschülern erwähnt dieser einen Donatus, Grammatiker, und Donis, der seiner nachherigen Laufbahn als Rhetor und Grammatiker entsagte und Priester wurde. Jener Cornelius lehrte Grammatik, Rhetorik und Poetik und seinem Unterrichte schreibt es der Tolosaner Vergil zu, dass er selbst Lehrer werden konnte. Pseudo-Vergil verfasste folgende Schriften: 1. De octo partibus orationis epistolae totidem ad Julium Germanum diaconum. 2. Epistolarum grammaticalium epistolae XV ad Fabium puerum in Africam missarum. 3. Epistola grammaticalis ad discipulum Donatum Romam missa. 4. Liber commentariorum de mundi creatione adversus paganos. 5. Paedagogus liber poëticus. Dass Vergil Christ war, geht schon aus dem Titel seines Commentars »De mundi creatione« hervor, den er mit den Worten eröffnet: »Ohne Gott, der alles erschafft, ist keiner.« Den Diakon Germanus[1] nennt er den heiligsten Diener Christi; er spricht von der Dreieinigkeit als von einer göttlichen Substanz. Seine »Epitomae« leitet er ein mit den Worten: *In nomine Dei Patris,* und einmal sagt er selbst, dass er getauft worden sei (epistol. II).

Schon damals herrschte, ähnlich wie später am Hofe Karls d. Gr., der Gebrauch, dass Schulmänner sich die Namen berühmter Dichter und Schriftsteller beilegten als: Cato, Cicero, Horaz, Lucan, Naevius, Terenz, Varro, Vergil[2]. Einer dieser pseudonymen Grössen

[1] *Mai* hält dafür, dass der Diakon Julius Germanus, dem Maro seine »Acht Teile der Rede« widmete, derselbe Germanus sei, welcher im 6. Jahrhundert den bischöflichen Stuhl von Paris zierte.

[2] Wäre Osanns Ansicht, dass der Pseudo-Vergil ins 9. Jahrhundert gehöre, zutreffend, dann hätte man hinter den Trägern der obigen klassischen Namen nichts anderes als die Mitglieder der bekannten Hofakademie Karls des Grossen zu suchen. Und in der That findet sich bei *Alcuin,* Carm. CCXXVIII. folgende Stelle:

Quid *Maro versificus* solus peccavit in aula?
Non fuit ille pater jam dignus habere magistrum,
Qui daret egregias pueris per tecta camoenas.

Diese Stelle ist allerdings sehr bemerkenswert, aber sie beweist noch lange nichts gegen die Ansicht Mai's und Ozanams. Die Gelehrten am Hofe Karls des Grossen dürften vielmehr nur noch als Nachahmer der von der Tolosanerschule gepflegten Pseudonymität zu betrachten sein.

jener Zeit, Cicero, der Sohn eines gewissen Sarricius, genoss bei allen mit Philosophie sich Beschäftigenden solche Achtung, dass es sprichwörtlich wurde zu sagen: wer Cicero nicht gelesen, hat nichts gelesen. Vergil von Tolosa nennt ihn ausdrücklich »unseren Cicero.« All diese Männer waren auch schriftstellerisch thätig und verfassten über die Schulwissenschaften viele Werke[1].

So weit wäre alles gut, aber nun kommt eine der bedenklichsten Seiten dieser Schulrichtung. Von ihren Vertretern wurde nichts lieber gepflegt als die grammatikalische Nörgelei und Kleinklauberei, womit sie ihre und ihrer Schüler Zeit vergeudeten, dem Unterrichte und der geistigen Entwicklung der Lernenden aber nichts nützten. Vergil berichtet, dass er als Schulknabe einst einer Versammlung von dreissig Grammatikern angewohnt habe, die sich mit Fachfragen beschäftigten. Zwei von ihnen, Terentius und Galbungus, konnten sich, obschon sie zwei Wochen lang Tag und Nacht darüber gebrütet, ob das Pronomon *ego* einen Vocativ habe, sowenig über diese brennende und welterschütternde Frage einigen, das sie den Grammatiker Aeneas als Schiedsrichter anriefen. Das war indes noch ein günstiger Ausgang.

Ernster gestaltete sich ein gelehrter Streit zwischen dem Grammatiker Regulus aus Cappadocien und seinem Amtsbruder, dem Römer Sedulius. Ihr Streitobjekt berührte die hochwichtige Frage, ob alle Verba eine öfters wiederholte Thätigkeit und verstärkte Handlung ausdrücken, was man bekanntlich mit dem Schulterminus *verba frequentativa* bezeichnet. Fünfzehn Tage und Nächte lang fochten die beiden gegeneinander mit jenem schulmeisterlichen Zopfe, der sich glücklicherweise als unschätzbare Reliquie durch die Stürme der Jahrhunderte bis auf die Gegenwart herab erhalten hat und den Stockphilologen noch heute wie zur Zeit des Pseudovergils nach hinten baumelt. Da sich die beiden litterarischen Kampfhähne nach Ablauf der zwei Wochen über den leidigen Gegenstand nicht einigen konnten, so hätten die erhitzten Schulfüchse beinahe Mars zum Schiedsrichter bestellt und die hängende Frage mit dem Schwerte gelöst, mit anderen Worten, die Männer der Wissenschaft waren nahe daran, vom Leder zu ziehen und einander die schlagenden Beweise mit den Waffen auf die Haut zu schreiben.

[1] Qui de artibus multa opera fecerunt, compte et pulcherrime scripserunt. *Mai*, p. 37. ep. II.

Selbst die Natur floh schauernd die haarspaltenden, grimmen Grammatiker und wagte es nicht mehr, nachts das grübelnde Gehirn dieser verbissenen Silbenriecher einzuschläfern. Der Hispanier Mitterius hesuchte einmal zur Nac htzeitden Vergilius Maro, bei dem er in hohem Ansehen stand; er erbot sich zum Danke für die genossene Gastfreundschaft, alle grammatikalischen Zweifel zu lösen, von denen sein Gastgeber etwa gepeinigt würde. Vergilius erfreute sich an jenem Abende zufällig eines sehr ruhigen grammatikalischen Gewissens; nur wollte er von seinem Freunde ein Mittel erhalten, durch welches man den Wert und die Bedeutung eines Begriffes, der unter derselben Wortform zwei verschiedene Auslegungen zulasse, feststellen könne; er verlangte daher bloss zu wissen, in welchem Falle sie nominal, adverbial und pronominal sei[1].

Die Grammatiker der Tolosanerschule blieben bei ihren trockenen Untersuchungen nicht stehen. Um den Rest römischer Bildung vor dem andrängenden Barbarenthum zu retten, verfielen sie auf den Gedanken, eine Art Maccaronisprache zu construiren, deren verworrene Dunkelheit es den Germanen unmöglich machen sollte, den letzten Vertretern römischer Wissenschaft in den verschlungenen Labyrinthgängen des Geistes zu folgen[2]. Aus dem lateinischen Idiom tüftelten sie einen ganz besonderen Sinn heraus und stellten für die Muttersprache des Tullius und Horaz zwölf Spielarten, für jede aber eine besondere Grammatik und für das Verbum wieder mehrere Teile auf *(status, subfiguratio, adnumeratio, inmolatio, indagatio, adfirmatio, inchoatio, praelatio, declinatio)*[3].

Der Grammatiker Vergilius asianus schrieb ein Buch über die zwölf Latinitäten (De duodecim Latinitatibus), wonach sich sein System folgendermassen gestaltete: 1. das allgemeine oder gewöhnliche Latein (latinitas usitata, quae in usu Romanae eloquentiae habetur); 2. assena, das abgekürzte oder stenographische, dessen sich die amtlichen Geheim- und Schnellschreiber bei Abfassung öffentlicher Urkunden bedienten; 3. semedia, zwischen der Volk- und Gelehrtensprache stehend, z. B. monta glasa = mons altus; 4. numeria betraf die Bezeichnungen für Zahlvorstellungen wie nim 1, dum 2, tor 3, quir 4, qum 5, ses 6, sem 7, onx 8, amin 9, ple 10 (von plenitudo), nimple 11, plasin 20, torlasin 23, quirlasin 24, bectan 100, colephin 1000; 5. metrofia z. B. sabin = justitia gnuo = utilitas, buin = aqua, sral = dies

[1] *Mai,* l. c. ep. I. p. 12. — [2] *Ozanam,* p. 537.
[3] Ep. III. p. 39.

et nox; 6. lumbrosia setzte an Stellen eines einzigen Wortes einen ganzen Vers, z. B. gabitane con bresin galsiste con = legere — nebesium almigero pater panniva = vita; 7. sincolla, das Gegenteil von Nr. 5, z. B. utgears = mores corrigite — biro = linquere parentes utile non est; 8. belasabia verändert die Casus der Nomina, die Modus der Verba, wie legibus = lex, rogata (rogant) = rogo; 9. bresina bezeichnet mit einem einzigen Worte viele Wörter, z. B. sur = campus, spado, gladius, amnis; 10. militana, wenn für ein Wort viele gesetzt werden, z. B. pro cursu = gammon, sualin, selon, rabath; 11. spela bezeichnet nur irdische Dinge, wie sabon = lepus, gabul = vulpis, gariga = grus, lena = gallina; 12. polema handelt von überirdischen, z. B. allippha = anima, spiridon = spiritu, sanamiana anus = quadam unitate Dei alti[1].

Derselbe finderische Vergilius asianus beleuchtet sein scharfsinniges System noch näher an dem Worte »Feuer«. Das gewöhnliche Volk, sagt er, heisst es ignis, die Gelehrten aber nennen das Ding coquevihabis, weil es kocht, ardon, weil es brennt, calax weil es wärmt, spiridon (ex spiramine) weil es dampft, rusin weil es glühend rot ist, fragon weil es prasselt, fumator weil es raucht, ustrax, weil das Feuer verzehrt, vitius, weil es die fast toten Glieder mit seiner Kraft belebt, seleusus wegen des aus dem Feuer gewonnenen Kiesels, aeneon von dem ehernen Gefäss, in welches man es gibt[2]. So schuf man also zwölf Worte für denselben Begriff.

Da die lateinische Sprache nicht reich genug war, um die anwachsenden Bedürfnisse dieser originellen Grammatiker zu decken, machte man bei der griechischen Zunge Wurzelanleihen. An χαράξω (eingraben) klebte man den lateinischen Infinitiv der 1. Conjugation und knetete so das Wort: charachsare (schreiben) für scribere[3]; aus θρόνος machte man thors (König), der sich auf den Thron setzt; heri (gestern) wurde durch Buchstabenverstellung in rhei verwandelt, die alte Form war gut genug für den ungebildeten Haufen; con gebrauchte man für »apud«, salion für »ante«, cyron für »adversus« und contra, trasso für »contra«, martyrion für »circa«; rectim für »erga«; farae für »secun-

[1] Ep. V, 2. p. 124—126. — [2] Epit. I, 3. pag. 99.

[3] Vergil meldet ep. V, p. 124 von seinem Lehrer Vergilius asianus: Hunc vidi meis oculis, et puerulo mihi notas *characsavit*.

dum«, longeon für »ultra«; sarium für »praeter«, gabil für »usque ad« u. s. w. Der Wert dieser Präpositionen lag vornehmlich in der Wahrung des mystischen Sinns des neu geschaffenen Lateins[1]. Man bildete also Sätze wie: *Con tecta numande jubelos soni et laetitiae* = apud habitatores tectorum (bei den Dachbewohnern) oder: *Salion solem dii erant* = vox ante solem; altitudo eloquentiae tuae (usque ad) *gabil* pervenit aethera[2].

Natürlich braucht man zu einer Geheimsprache auch eine Arcanschrift. Diese schufen die Tolosaner durch das System der Lautzerschneidung *(scinderatio phonorum),* die übrigens, wie Vergil sagt, nichts neues, sondern schon längst, besonders in den afrikanischen Schulen geübt worden sei. Als Gründe für dieses Verfahren gab Aeneas seinem Sohn Vergilius an: mittelst desselben den Scharfsinn der Lernenden in Erforschung und Erfassung der Dunkelheit zu versuchen, Schmuck und Ausbau der Beredsamkeit zu fördern und drittens die Mysterien, welche nur den Wissenden allein zustehen, den Ungebildeten und Dummen leicht vorzuenthalten, damit die Perlen nicht vor die Säue geworfen würden; denn kämen die Ungebildeten hinter die Geheimnisse, so würden sie nach Schweineart nicht nur die Äcker verwüsten, sondern auch deren Besteller nicht schonen[3]. Es wollte z. B. jemand schreiben: »spes Romanorum periit« und er wollte diesen Satz chiffrieren, so schrieb er: *rr ss pp mm nt ce oo au ii.* Mit Hilfe des Schlüssels entzifferte dann der eingeweihte Leser den tiefen Sinn des kindischen Spiels. Verse wie: »mare oceanum saepe turbatur, classes quod longae simul navigant«, zerschnitt man: *mare oceanum classes quod longae saepe turbatur simul navigant* (zu deutsch: den Ocean, die Flotten welchen die langen oft aufgewühlt wird zugleich durchschiffen); Silben und Wörter wurden etwa so zerlegt: *ge. ves. ro. tru. quando. tum. a. fec. om. ni. libet aevo* = quandolibet vestrum gero omni aevo affectum, und Buchstaben so: *SSS. SSS. SSS. S. PP. NNNN. NNNN. GGGG. R. MM. CC. TTT. III. — II. PP. VVVV. VVVV. EE. AE. AAAA. A. AAAA. EEE. EEE* = sapiens sapientiae sanguinem sugens sanguisuga venarum facta vocandus est. — Übrigens durfte man, was Vergil ausdrücklich hervorhebt, beim Zerschneiden keineswegs willkürlich zu Werke gehen, sondern man war dabei immer noch an bestimmte Gesetze gebunden[4].

Die Schule von Toulouse stellte die ganze Grammatik samt

[1] Ep. VII, 2. p. 90. — [2] Ibid. — [3] Epitom. II. p. 100. 101.
[4] Epit. II, 3. p. 103.

Casus, Tempora und Modi auf den Kopf. Die Gelehrten dieser Sekte geruhten anzuordnen, dass von nun ab »doctus« im Nominativ und Genitiv *doctii* »sanctus« — *sanctii* haben müsse; »navigare pontum« musste einem *navigabere* pontum weichen[1]. Nach der Analogie des *lucus a non lucendo* trieben die Tolosaner auch etymologische Studien. So erklärt Vergil den Begriff *nox* (Nacht) also: Nox dicitur ab eo quod humanis noceat[2], was übrigens prächtig zu dem bekannten Sprichworte stimmt: »Die Nacht ist keines Menschen Freund.« Zu welcher Unnatürlichkeit das ganze System schliesslich fähig war, ergibt sich aus einem Räthsel, welches hier nach Vergil mitgeteilt werden soll; möge jeder Lateiner die Stärke und Schärfe seiner Zähne an dieser litterarischen Wälschnuss versuchen. Dasselbe lautet: „*Vastum personet pontium ponto: ex natum natura natum naturam natans: terni terna flumen fontes fronda ex una undatim daturi sepna semper atur aspir annis persennis rectis re perque tura toregmatis magna di decies dena dilfensum quam possit malos minuatur atrocis aevo seu igneo nymphae neganda gnaro ab ignando gnaris ab gelandis i. et. o. lectisque lux oro suis solim in throno trino uno omni praesim potenti Deo digna regna regnaturo toni per cuncta cunctorum aeterno aevo es andi saecula*[3]."

Aber nicht allein die gelehrte männliche Schulwelt schleppte ihre Tage mit solchem Gallimathias dahin. Die Seuche, denn das war es in der That, übersprang die durch die Natur gesteckte Grenze und befiel auch die Frauen, regelrechte Blaustrümpfe, welche öffentlich den Katheder betraten und die Zuhörerschaft mit ihrem gelehrten Quark speisten. Eine solche Dame war S u l p i c i a, welche aus den Tiefen grammatikalischer Schulweisheit verschiedene Schriften schöpfte und die Welt mit ihnen beglückte, auch als Lehrerin Vergils erwähnt wird[4]; ebenso eine gewisse F a s s i c a, die sich eine solche Summe von Schulgelehrsamkeit angeeignet hatte, dass nach Vergils überschwänglicher Ansicht die Dauer ihres Ruhmes an die Dauer des Erdballs geknüpft sei[5].

Die Tolosanerschule erntete indes für ihre Bemühungen, die Grammatik zu verbessern, von Männern, welche für solchen Aber-

1 Epit. II, 3. p. 103. — 2 Epit. IV, 3. p. 122.
3 Epit. VIII, 2. pag. 95. — 4 Ibid. III, 10. p. 117.

5 Ibid. II. pag. 24: Fassica quoque femina tam sapiens et tam scholostica, ut nomen ejus quamdiu orbis erit certissima laude celebretur.

witz natürlich kein Verständnis hegten, verdienten Spott. So nennt Bischof Ennodius den Vergil Maro mit Benützung eines ähnlichen griechischen Ausdrucks *moro* (Narr[1]).

Übrigens trug gerade der Umstand, dass diese Schulsekte mit ihrer Geheimthuerei das Innere des wissenschaftlichen Heiligtums zu verbergen suchte, wesentlich dazu bei, den allen germanischen Völkern angebornen Hang, das Tiefe und Geheimnisvolle zu ergründen, zu reizen und ihre Wissbegierde zu erregen. Die Folge war, dass sich die Schule von Toulouse bald im ganzen Abendland[2], ja selbst bei den Anglosachsen und Irländern bemerklich machte[3]. So finden sich in einem Gedichte (De laude Virginum) des gelehrten Aldhelms, seit 675 erster Abt des Klosters Malmesbury und zugleich der erste Engländer, welcher als Schriftsteller sich auszeichnete, verschiedene griechische Wörter eingestreut und zwar in der offenbaren Absicht, den Spuren des Pseudovergils von Toulouse nachzutreten. Auch bei dem heil. Bonifatius, der bekanntlich selbst Lehrer und Grammatiker war und sogar eine Grammatik *(ars)* schrieb, ehe er zu den Heiden als Sendbote des Evangeliums ging, lässt sich der Einfluss jener Manie verfolgen,

1 Ennod. Epigr. p. 65. 66. ed. Schott:
In tantum prisci defluxit fama Maronis
Ut te Vergilium saecula nostra darent.
Si fatuo dabitur tam sanctum nomen homullo
Gloria majorum curret in opprobrium.
Captivo stultus congaudet stemmate, vates
Non est Vergilius, dicitur iste tamen
Externo quoties vocitaris nomine demens,
Sic tibi sunt sensus, prospice ne venias.
Cur te Vergilium mentiris pessime nostrum,
Non potes esse Maro, sed potes esse *moro.*

2 *Mai,* Auct. class. V. p. 479—500 enthält eine Schrift »Hesperica famina«, welche in dem geheimnisvollen Latein der Schule von Toulouse abgefasst ist.

3 *Ozanam,* l. c. p. 541 druckt folgendes angelsächsisches Gedicht ab:
Ac he calue sceal
Boethia biddam georne
Thurh his modes geminde
Micro in cosmo
That him Drihhten gyfe
Dinamis en earthen
Fortis factor
Thaet he forth simle.

indem er mehrere seiner Briefe mit griechischen Ausdrücken wie: *epimenia, charaxatum, cata* spickt [1]. Selbst Alcuin, der gelehrteste Mann des 8. Jahrhunderts, vermochte sich der Berührung mit der Toulouserschule nicht zu entziehen und wendet die von Vergil so sehr empfohlene *scinderatio phonorum* in einem Schreiben an einen seiner Schüler an, sich ausdrückend: Te cupiens *apel* — peregrinus — *lare* camoenis. Und Angelomus von Luxeuiel († 885), eine Zeit lang Lehrer an der Palastschule des Königs Lothar, übt dieselbe Wortzerschneidung an seinem eigenen Namen:

Ange Deus *Lomi* dic misere mei.

So schlug die von Vergil und seinen Anhängern ausgeheckte Thorheit ihre Kreise noch bis an die fernen Gestade der folgenden Jahrhunderte, nachdem sie schon zu Lebzeiten ihrer närrischen Erfinder den Wissenschaften fühlbaren Nachteil zugefügt.

[1] Bonifat. epist. ed. Würdtwein, ep. 149. p. 133; ep. 1 u. 4 ed. Giles. Im vierten Brief der letztgenannten Ausgabe ist folgende Stelle enthalten: Et hac de re aurilegi Ambrones *appo ton grammaton agico* frustratis afflicti inservire excubiis et fragilia aranearum incassum.

Siebentes Kapitel.

Die Bildungsmittel und das Lehrprogramm der gallischen Kloster- und Episkopalschulen.

In sachgemässem Zusammenhange mit dem über die Episkopal- und Klosterschulen Gesagten wenden wir uns nun zu dem Unterrichtsprogramm derselben, sowie zu den Lehrmitteln, deren man sich in den Schulen bediente. Diese Untersuchung muss notwendig an die Erörterung über den Einfluss anknüpfen, welcher von einigen Männern ausging, die zwar nicht gallischer Abkunft sind, aber nichtsdestoweniger auf die Studien dieses Landes, sowie überhaupt auf die Geistespflege im Mittelalter bestimmend eingewirkt haben. Es sind dies Martianus Minucius (oder Mineus) Felix Capella, Boëthius, Magnus Aurelianus Cassiodorius und Isidor von Sevilla.

Martianus Capella, zu Madaura in Nordafrika geboren, wo St. Augustin die Grammatikschule besucht hat, lebte in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts als Lehrer der Rhetorik teils in Carthago, teils in Rom. In Carthago schrieb er vor Einnahme dieser Stadt durch die Vandalen (439) in einer gedunsenen, verdorbenen Sprache eine Encyclopädie der sieben freien Künste unter dem Titel »Satiricon oder Satira«, wobei er bald die Prosa, bald die Poesie zu Hilfe nahm. Die Grundlage für Capellas Werk boten die »9 Bücher Disziplinen« (IX libri disciplinarum) des Terentius Varro, welcher sich darin über Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Geometrie, Arithmetik, Astrologie, Musik, Medizin und Architektur verbreitete. Ausser Varro benützte Capella höchst wahrscheinlich noch das ähnliche, aber formell wie inhaltlich höher stehende Werk St. Augustins: »Principia dialecticae.« Unter dem Gewande der Allegorie treten bei Capella die einzelnen Wissenschaften auf, die Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Geometrie, Arithmetik, Astronomie und Musik, und tragen den Inhalt ihrer Lehren vor. Aber alle Gelehrsamkeit wiegt ohne Beredsamkeit nichts, darum bietet Mercur, der Gott der letzteren, jener die Hand an, und unter fest-

licher Beteiligung des ganzen Olymps wird die Hochzeit abgehalten, wesshalb Capella die beiden ersten Bücher seines auf neun solcher abgeteilten Sammelwerks »De nuptiis Philologiae et Mercurii« überschrieben hat. Doch würde man sich täuschen, wollte man des afrikanischen Rhetors wunderliches und phantastisch aufgeputztes Buch für ein den Bedürfnissen von Anfängern Rechnung tragendes Unterrichtsmittel betrachten. Dazu war sein Inhalt zu schwer. Nur jene Leser, welche bereits mit einem ordentlichen Vorrate philologischer, mythologischer und litterar-historischer Kenntnisse ausgerüstet waren, konnten es mit Nutzen gebrauchen, daher es auch in der Regel erst von solchen Schülern benützt wurde, welche in Grammatik, Rhetorik und Dialektik, das heisst, in den Fächern des Triviums bewandert waren. Capellas Buch wurde vielfach commentiert, um das Verständnis desselben zu erleichtern.

Während des ganzen Mittelalters galt dies Werk als die inhaltliche Zusammenfassung alles damaligen Schulwissens. In Gallien wurde es eingeführt durch den christlichen Rhetor Securus Memor Felix, der zu Clermont lehrte und wegen seiner Verdienste und Gelehrsamkeit zum Staatsrate ernannt wurde. Er wurde in Rom, wo er ebenfalls Rhetorik docierte, mit Capellas Werk bekannt, dessen Text er mit Beihilfe eines seiner besten Schüler, des Grammatikers Deuterius von Pisa, den er selbst *Scholasticus* (Magister, Doktor) betitelt, verbesserte. Capella errang sich in Gallien rasch grosse Verbreitung und Beliebtheit, so dass Gregor von Tours ihn »unseren Martianus« nennen konnte, der in der Grammatik lesen, in der Dialektik Streitsätze verteidigen, in der Rhetorik die Metra und Einteilung finden, in der Geometrie das Mass der Erde und der Linien zusammensetzen, in der Astrologie den Lauf der Sterne, in der Arithmetik die Zahlen zusammenstellen, in der Musik durch die Biegungen der Töne sanfte Liebesworte lehre[1].

Neben Martianus Capella steht als zweites, grosses Bindungsglied zwischen dem untergehenden römischen und dem entstehenden europäischen Bildungswesen[2] Anicius Manlius Severinus Boëthius, Philosoph und Rhetor, geboren um 480 zu Rom, und Magister officiorum am Hofe Theodorichs des Grossen. Während Capella sein Wissen mit dem Regenbogenglanze der buntgestaltenden Phantasie umgibt, ist Boëthius der nüchterne, ruhig erwägende Denker. Achtzehn Jahre lang hatte er in Athen die Philosophie

1 Gregor, Tur. hist. Franc. X. c. 31, 19.

2 *Stein*, Innere Verwaltung (das Bildungswesen) 1. T. S. 372.

und Litteratur der Griechen studiert, so dass er wie kein Zweiter geeignet war, die lateinische Welt mit den Geistesschöpfungen der Griechen bekannt zu machen. Er übertrug die über Logik handelnden Schriften des Aristoteles (»De syllogismo categorico — de syllogismo hypothetico — de divisione — de definitione«) sowie die »Isagoge« des Porphyrius († 304), der auch eine Einleitung zum aristotelischen »Organon« geschrieben, ins Lateinische und lieferte Commentare dazu, sowie auch zu Ciceros »Topica«. Die spätere Scholastik schuldet Boëthius den gesamten Vorrat ihrer Rüstkammer. Für das mittelalterliche Unterrichtswesen wurde er von besonderer Bedeutung durch seine zwei Bücher »De Arithmetica«, seine fünf Bücher »De Geometria« und seine fünf Bücher »De Musica«, welch letzteres Werk aber, eine freie Bearbeitung einschlägiger Schriften des im 2. Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung lebenden arabischen Neupythagoräers Nikomachus aus Gerasa, die Musik nicht, wie Donatus gethan, zum Bestandteil der Sprachwissenschaft stempelt, sondern als eine ganz selbständige Disziplin betrachtet. Boëthius begründete zuerst auch den Namen des Quadriviums und die innere Verbindung aller dazu gehörigen Wissenschaften[1], so dass man ihm eigentlich den Ausbau jener Encyclopädie dankt, welche in der Form des Triviums (Grammatik, Dialektik, Rhetorik) und Quadriviums (Arithmetik, Geometrie, Musik, Astronomie) den gesamten Bildungsinhalt des Mittelalters birgt.

Unzertrennlich verbunden mit der mittelalterlichen Pädagogik und eigentlich ihr Schöpfer ist der Zeitgenosse des Boëthius, der berühmte Minister Theodorichs des Grossen, Magnus Aurelianus Senator Cassiodorius. Wahrscheinlich wurde er um 468 n. Chr. zu Scyllacium (Squillace in Calabrien) geboren und zwar aus einem alten, berühmten Geschlechte. Seine hohe Begabung, sein eminentes juristisches Wissen und seine sonstige Gelehrsamkeit erwarben ihm die Gunst des mächtigen Gothenkönigs, der ihn mit den höchsten Würden auszeichnete. Nach der Niederlage der Gothen durch Belisar entschloss sich Cassiodorius, der Welt zu entsagen, und er zog sich 538 in das von ihm gegründete Kloster Vivarium (Monasterium Vivariense oder Castellense wegen seiner Lage auf dem Berge Castellum) in Bruttien zurück, dem er als Abt bis zu seinem nach 562 erfolgten Tode vorstand.

Damals hatte das grosse Werk des heil. Benedikt von

[1] Boëthii, De arithmet. I. 1. — *Cramer*, Gesch. der Erziehung u. des Unterrichts in den Niederlanden, S. 14. 15.

Nursia, die Stiftung seines für das Abendland so bedeutungsvollen Ordens, bereits den erfreulichsten Bestand gewonnen. Er hatte 529 auf dem Berge Cassino in Campanien anstelle eines von ihm zerstörten Apollotempels eine Zufluchtstätte für Weltmüde errichtet. Sein Kloster sollte vor allem eine Schule des göttlichen Dienstes sein[1]. Ehe er dieses Kloster ins Leben rief, hatte er zu Subiaco als Einsiedler gelebt und viele Kinder unterrichtet, welche ihm vornehme Römerfamilien übergeben hatten[2]. Unter denselben war seit 523 Maurus, der zwölfjährige Sohn des Senators Eutychius oder Aequitius, und St. Benedikts Lieblingsschüler, der später nach Gallien die Regel seines heiligen Meisters brachte (543) und dort das erste Benediktinerkloster, die berühmte Abtei Glanfeuil in Anjou, nachmals St. Maure-sur-Soire, errichtete, als dessen Vorsteher er starb (584), nachdem er für Erziehung und Unterricht ungemein eifrig gewirkt und zahlreiche Schüler gebildet hatte[3]. Vielleicht rührt seit Maurus das rege Interesse her, welches namentlich die Oberhirten der Kirche von Orleans, in welcher Diözese Glanfeuil gelegen, im Mittelalter für die Bildung der Jugend nährten, wie Leidrard, Jonas, Theodulf; denn gerade im Sprengel des Bischofs von Orleans findet man im 8. Jahrhunderte verhältnismässig eine grosse Anzahl von Schulen und überhaupt, wenigstens bis zu Ende des 13. Jahrhunderts, den grössten Eifer für die klassischen Studien[4].

Erst als St. Benedikt den Unterricht und die Erziehung von Kindern unternommen hatte, ging er an sein grosses Werk der Ordensgründung. Als Abt von Monte Cassino verfasste er die zu weltgeschichtlicher Bedeutung gelangte Regel, wovon er ein ganzes Capitel der Aufnahme von Oblaten widmet[5]. Zwar hat der Ordensstifter mit seiner Regel nur die nächstliegenden Zwecke des Mönchslebens im Auge und die weltliche Gelehrsamkeit berührte ihn nicht. Nur die geistliche Lesung und lediglich solche Bücher, wie die heilige Schrift, Cassians und ähnliche Schriften über das Mönchsleben, die der Reihe nach ganz durchgelesen werden mussten, wollte er in den Händen seiner Jünger wissen[6]. Im Geiste dieser strengen Observanz forderten das ganze Mittelalter hindurch Ordensleute den Verzicht des Mönchs auf gelehrte profane Bildung, einge-

[1] S. Bened. Regula (prolog.) — [2] Gregor Magn. Dial. 11. 3.
[3] *Mabillon,* Annales Bened. I. p. 116. 122. 630 squ. (Append.)
[4] *Cramer,* a. a. O. S. 21. 22. — [5] Regula S. Bened. c. 59.
[6] S. Bened. Regula c. 48.

denk des Wortes St. Hieronymus': Nicht die Pflicht eines Gelehrten, sondern eines Trauernden hat ein Mönch[1].

Aber schon die Zeitgenossen St. Benedikts haben die erziehliche und unterrichtliche Bedeutung seines Ordens erkannt, und nachdem er selbst zu Subiaco und Cassino lehrend thätig gewesen, überdies in drei Capiteln seiner Regel zum Pädagogen wird, war hiemit eine der wichtigsten Bestimmungen der neuen Stiftung in sichere Form gebracht[2].

Niemand aber hat diese Bestimmung in ihrer innersten Tragweite sicherer erfasst und besser gewürdigt als Cassiodorius. Schon längst hatte er sich, wie er in der Vorrede seiner zwei Bücher »Institutiones divinarum et saecularium litterarum« sagt, mit dem Gedanken getragen, nach dem Muster der zu Alexandrien und Nisibis bestehenden Schulen in Rom eine ähnliche Anstalt zu schaffen; aber die schweren Zeitläufe und insbesondere die in Italien tobenden Kriegsstürme hatten die Ausführung des schönen Gedanken stets zurückgedrängt. »Weil aber,« so schreibt Cassiodor an seine Mönche, »die Sache des Friedens in den unruhigen Zeiten keine Stelle findet, glaube ich mich durch die göttliche Barmherzigkeit dazu veranlasst, euch anstatt eines Lehrers mit Gottes Beistand jene belehrenden Bücher selbst zu geben, durch welche, hoffe ich, eine Reihe heiliger Bücher und das zum Dienste Gottes notwendigste der weltlichen Wissenschaften gereicht werde.«

Die »Institutiones« zerfallen nach der Anzahl der Lebensjahre des Erlösers in 33 Bücher. Der goldene Faden, der sich durch dieses Werk voll hoher, edler Gesinnung schlingt, ist der fortwährende Hinweis auf das Studium der kirchlichen und weltlichen Wissenschaften. Cassiodor bittet seine Mönche, beständig und fleissig zu lesen; er zählt die Bücher auf, welche sie lesen sollen[3]. Um ihnen das Studium zu erleichtern, unternimmt er die Abfassung einer methodischen Compilation der profanen Unterrichtsrichtswerke, indem er die Rhetorik nach Cicero und Quintilian, die Dialektik nach Aristoteles und Porphyrius, wie sie Boëthius ins Lateinische übersetzte, die Arithmetik nach Nikomachus, die Musik nach Gaudentius, Astronomie und Geometrie nach Boëthius

[1] Hieronym. Contra Vigilant. 15. Ähnlich auch St. Bernhard epist. 365 ed. Mabill. (Paris 1839) I. p. 666.

[2] Regul. S. Bened. c. 30. 37. 49. — *P. Braunmüller*, Über den universellen Charakter des Benediktinerordens. Wissenschaft. Studien und Mitteilungen aus dem Benediktinerorden 1. Jahrg. S. 49.

[3] Cassiod., Opera omnia ed. Garetti, (Rotomagi 1679) pag. 538. 550. 553.

und Censorinus und die Darstellung der Categorien nach des Apulejus' Übersetzung bearbeitete.

Wessen Geistesgaben aber zur Pflege der Wissenschaften nicht genügten, der sollte die Gartenkunst betreiben, den Feldbau üben, die Obstbaumzucht pflegen; zugleich nennt Cassiodor die einschlägige Litteratur. Auch die medizinische Wissenschaft durfte nicht vernachlässigt werden. Die Mönche sollen die Natur der Kräuter kennen lernen und die Mischung der Arten mit sorglichem Verstande behandeln. Sie sollen Dioscorides lesen, der die Ackerkräuter so vorzüglich beschrieben, den ins Lateinische übersetzten Hippocrates und Galenus, den Aurelius Coelius (De medicina) und sonstige Autoren, welche er ihnen in der Klosterbibliothek hinterlassen hatte[1].

Auf das Abschreiben von Büchern legte er einen ganz besonderen Wert und sein Ausspruch: »Der Satan empfängt so viele Wunden, als der Copist Worte des Herrn niederschreibt,« galt den Klöstern des Mittelalters als heiliges Vermächtnis. Um die Mönche vor verhängnisvollen Schreibfehlern zu bewahren, wenn sie die heiligen Bücher copieren oder die vorkommenden Fehler nicht zu verbessern wissen, sammelte er nicht nur selbst die alten Autoren über Orthographie, soviel er ihrer auftreiben konnte, sondern im höchsten Alter noch, im 93. Jahre, schrieb der bewundernswerte Greis seine Abhandlung »De Orthographia«. Erfand doch der Unermüdliche eigene Lampen, deren Öl nie versiegte und deren Flamme nicht erlosch, so dass der zu nächtlicher Stunde schreibende Mönch nicht durch beständige Sorge um die Beleuchtung in seiner Thätigkeit beeinträchtigt wurde[2].

So erhob sich Cassiodor zum edlen Führer der Mönche auf dem Pfade der Wissenschaft. Doch bei allem Eifer für diese vergisst er nicht die Brüder zu ermahnen, auch fleissig Schriften über das Mönchsleben zu lesen, vornehmlich Cassian[3].

Neben Boëthius kann Cassiodorius recht eigentlich als der Vater der mittelalterlichen Geistesbildung betrachtet werden[4]. In seinem Werke »De Artibus ac Disciplinis liberalium artium« hat er den Unterrichtsstoff der sieben freien Künste in sehr brauchbarer Weise für die Schule zurechtgelegt, die ihm überall, wo geistliche und weltliche Wissenschaften gepflegt wurden, Eingang verschaffte, so dass Cassiodorius' Buch in allen Klosterbüchereien vor-

[1] Institut. c. 33. p. 557. — [2] Ibid. c. 30. p. 555. — [3] Ibid.

[4] *Günther*, Gesch. des mathemat. Unterrichts in Deutschland im Mittelalter (III. Bd. der Monum. Germ. Paedag.) Berlin 1887. S. 1.

handen war. Um eine Vorstellung von der Beschaffenheit desselben und den Lehrgrundsätzen des Cassiodor selbst zu erhalten, möge hier ein gedrängter Überblick des Inhalts stehen.

Capitel I (De Grammatica.) Grammatik ist die aus berühmten Dichtern und Rednern gewonnene Kenntnis, schön zu sprechen. Ihre Aufgabe ist es, gebundene oder ungebundene Diktion fehlerfrei darzustellen, der Endzweck einer gefeilten Rede und Schrift aber, durch tadelloses Wissen zu gefallen. Cap. II. (De Arte rhetorica.) Die Redekunst ist, wie die Lehrer weltlicher Wissenschaft sagen, die Fertigkeit in bürgerlichen Angelegenheiten wohl zu reden. Cap. III. (De Dialectica.) Dialektik und Rhetorik ist dasselbe, was in der Hand des Menschen die Faust und die geöffnete Handfläche ist, indem jene mit knapper Beweisführung operiert, diese mit behäbiger Sprache die Gefilde der Beredsamkeit durchwandelt, diese die Worte kürzt, jene sie ausdehnt. Cap. IV. (De Arithmetica.) Die Autoren profaner Gelehrsamkeit wollen, dass unter den mathematischen Wissenschaften die Arithmetik die erste sei, weil die Musik, Geometrie und Astronomie, welche folgen, der Arithmetik bedürfen, damit sie ihre Eigenschaften erklären könne. Cap. V. (De Musica.) Die Musik ist die Wissenschaft, richtig zu modulieren. Harmonie, Rhythmus und Metrik bilden ihre drei Bestandteile. Cap. VI. (De Geometria.) Die Geometrie ist die Wissenschaft von der unbeweglichen Grösse und den Formen. Cap. VII. (De Astronomia.) Die Astronomie ist die Wissenschaft, welche den Lauf, sowie alle Figuren der Gestirne betrachtet und die Eigentümlichkeiten der Sterne an sich und im Verhältnis zur Erde behandelt.

Der Philosophie giebt Cassiodorius nach Aristoteles folgende Einteilung:

Philosophiae divisio.

Philosophia dividitur secundum Aristotelem. { In Inspectionem θεωρητικὴν haec dividitur. { In Naturalem; Doctrinalem. Haec dividitur. { In Arithmeticam; Geometricam; Astronomicam. } Divisio Mathematicae. — Divinam

{ Et Actualem πρακτικὴν haec dividitur { Moralem ἠθικὴν; Dispensativam οἰκονομικὴν; Civilem πολιτικὴν

Ἀρετὴ { ἠθικὴ; οἰκονομικὴ; πρακτικὴ

Definitio Philosophiae	νομοθετικὸν	
	δικανικὸν	φυσικὴ
	θεωρητικὴ	λογικὴ
	πρακτικὴ	ἠθικὴ

Diesen Wissenskreis hielt Cassiodor einem Mönch für nötig, wenn er in das richtige Verständnis der heiligen Bücher und ihrer gelehrten Ausleger eindringen wollte, denn vieles davon könne man durch Schemata, durch Definitionen, Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie begreifen, sagte er, wodurch er an den Ausspruch erinnert: Wie die Geometrie, Musik und Grammatik zur Philosophie führen, so führt die Philosophie zur Weisheit[1].

Cassiodor ist das Bindeglied zwischen St. Benedikt und Boëthius. »Er pfropfte auf Benedikts Schöpfung ein neues fruchtbares Reis und durch ihn erst konnten die Werke eines Boëthius, der nur dem Altklassischen zu dienen strebte, für die Bildung der christlichen Gesellschaft nutzbar gemacht werden.« So bleibt ihm für alle Zeit das herrliche Verdienst, ein grosser Lehrer und Erzieher gewesen zu sein, und wie er in unablässigem Drange nach Wissen und Wahrheit der Nacht ihre Stunden abzuringen suchte durch die Herstellung einer nie verlöschenden Lampe, so leuchtete die Lampe seines Geistes, welche er auf seinem Vivarium anzündete, durch die späteren Jahrhunderte und durch das »finstere Mittelalter« bis auf die Gegenwart herab; denn was wäre unsere gelehrte Welt ohne die durch Cassiodorius und durch seine Mönche mühsam geretteten Schöpfungen der klassischen Litteratur?

Dem 7. Jahrhunderte angehörend, und für die Geschichte des gallofränkischen Unterrichtswesens von Wichtigkeit ist auch Isidor, Bischof von Sevilla († 636), mit Auszeichnung »der Lehrer Spaniens« genannt. Er teilt sich mit Boëthius und Cassiodor in das Verdienst, in den Zeiten des Verfalles und Unterganges der altrömischen Bildung die Kenntnis ihres geistigen Inhalts den Schulen übermittelt und so in diesen als Lehrer fortgewirkt zu haben[2]. Er schrieb eine Encyclopädie: »Originum seu etymologiarum libri XX«, in welcher er, ohne sich streng an die Grenzen der sieben freien Künste zu halten, den ganzen Wissensschatz seiner Zeit niederlegte. Indes entlehnte er die Einteilung von Cassiodor; später erfuhr sie

[1] Clemens Alex. Strom. lib. I. c. 104

[2] *Werner,* Beda der Ehrwürdige u. seine Zeit S. 34. 35.

in Spanien unter dem Einflusse der Araber und Juden eine Änderung[1]. Die Benennungen Trivium und Quadrivium scheinen erst seit Isidor allgemein geworden zu sein[2]. In den fünf ersten Büchern ist die Grammatik, Rhetorik, eine Einleitung in die Philosophie, die Dialektik, Arithmetik, Musik, Astronomie, Medizin, Jurisprudenz enthalten; ebenso einige chronologische und historische Angaben; das 6. Buch handelt von der heiligen Schrift, das 7. und 8. von Gott, den Engeln etc., das 9. von verschiedenen Sprachen, Völkernamen, Staatsämtern und schliesst mit Etymologien. Auch schrieb er ein Werkchen »De differentiis seu proprietate verborum«, in drei Büchern, die teilweise dem Agroecius und anderen Grammatikern entlehnt sind[3].

Isidors »Origines« wurden für den Schulunterricht ein höchst wichtiges Werk. Zahlreiche Auszüge davon, deren Inhalt alphabetisch geordnet ist, legen dar, welch eifriger Benützung sich dasselbe in den mittelalterlichen Schulen zu erfreuen hatte, indem es auch unbemittelten Schülern ermöglichte, wenigstens etwas zu lernen[4]. Ein solcher Auszug, »Comprehensorium« betitelt, ist, wie sein Hersteller sich ausdrückt, geschrieben worden, damit die Knaben daran saugen, die Jünglinge davon essen, die Greise hinzu lernen, damit sie lehren, was sie entweder noch nicht gewusst oder anderswo noch nicht gelesen haben[5].

Wir haben nun die Männer und ihre Werke kennen gelernt, welche sowohl im frühen Mittelalter wie auch in der späteren Zeit auf die Bildung des Geistes im Abendlande nachhaltig einwirkten. Verfolgen wir jetzt von der untersten Stufe an den Gang des Unterrichts, wie er in den Kloster- und Episkopalschulen Galliens sich vollzog.

Für die Bildung, welche die Klöster gewährten, machte sich in erster Reihe die selbstverständliche Forderung geltend, dass der Knabe oder angehende Mönch, und die Mädchen in den Nonnenhäusern lesen lernten, falls sie es nicht schon konnten. Die Lesung bildete ja ein sehr wichtiges Erziehungsmittel. Darum verlangte auch die Regel des im Jahre 516 gestifteten Klosters Tarnat, in der Diözese

[1] *Amador de los Rios,* Hist. crit. de la litterat. espanola. I. p. 356. Note 2.

[2] *P. Galr. Meier,* Die sieben freien Künste im Mittelalter. Schulprogr. (Einsiedeln 1885/86) S. 4.

[3] *Baehr,* Gesch. der Röm. Litt. II. p. 621. 622

[4] *Wattenbach,* I, S. 72.

[5] *Amador de los Rios* l. c. I. p. 366. Note 1.

Lyon am Rhonefluss bei Vienne gelegen[1], dass die Mönche wenigstens täglich zwei Stunden lesen sollen, dass aber auch jedes Kloster von seiner Gründung an eine Bibliothek und einen Bibliothekar haben solle[2]. Da indes der Lesestoff, Psalmen, Evangelium, Kirchenväter, nur im Gewande der alten Sprachen sich darbot, so mussten diese vorher gelehrt werden; dies besorgte entweder der Abt selbst oder ein eigens hiezu aufgestellter Mönch[3].

Als erstes Leselehrmittel benützte man, wie Isidor von Sevilla angibt, Kieselsteine mit den Buchstaben des Alphabets ausgezeichnet, wesshalb die mit der Vorzeigung derselben betrauten Lehrer den Namen *calculatores* erhielten. Auch kleine Tafeln oder Blätter, auf welchen die Buchstaben alphabetisch standen, fanden Anwendung. Sobald die Schüler einige Fertigkeit im Zusammenlesen der Buchstaben und Silben erworben hatten, gab man ihnen den Psalter oder sonst ein Erbauungsbuch[4]. Jedes Wort wurde einzeln erklärt, grosse Sorgfalt auf lautrichtiges Lesen verwandt. Wer beim Lesen einen Fehler macht, soll Schläge bekommen, verlangt St. Benedikt[5]. Als Caesarius von Arles noch Abt war, hielt er gerne Schule und fing er stets mit dem A B C der lateinischen Sprache an, wie sein Schüler, der Abt Florianus, an Bischof Nicetius von Trier schreibt[6].

Die Kunst des Schreibens scheint nicht im Zusammenhange mit dem Leseunterricht gelehrt worden zu sein. Wie zu Zeiten der Römer bediente sich die lernende Jugend der Wachstafeln, die bis ins 11. Jahrhundert in Brauch blieben[7]; als Schreibwerkzeug galt der Griffel. Waren die Schüler in der Kunst des Schreibens tüchtig geübt, so wurden sie zum Bücherabschreiben verwendet, denn die Beschaffung einer Büchersammlung war eine Lebensfrage für jedes Kloster. (Claustrum sine armario quasi castrum sine armamentario.) Gerade die jüngeren Mönche waren es, die im Kloster des heil. Martin zu Tours sich ausschliesslich mit dem Abschreiben von Büchern

[1] *Mabill.* Annal. I. app. p. 679. — [2] Hist. litt. III. p. 31.

[3] *Braunmüller,* a. a. O. S. 13.

[4] *Léon Maitre,* Les écoles épiscopales et monastiques de l'occident p. 217.

[5] S. Bened. Reg. c. 45. ed. Martene. p. 595.

[6] *Du Chesne,* Script. hist. Franc. I. p. 851, ep ad. S. Nicet. ipse (Caesarius) mihi latinis elementis imposuit alphabetum. — *Mabill.* Annal. I. p. 100.

[7] *Mabill.* Annal. I. p. 352.

befassen mussten[1]. Der heil. Ferreolus ordnet an, dass der Mönch, damit er nicht müssig sei, das Papier mit den Fingern bemale, wenn er die Erde nicht mit dem Pfluge durchfurchen könne, und dass er lese und schreibe; Ferreol nennt dies ein ganz vorzügliches Werk. Selbst in Frauenklöstern, wie in denen der Diözese Arles, wurde die Schreibkunst betrieben und der heilige Caesarius ermahnt die Klosterjungfrauen zu Arles, Psalmgesang und Lesung abwechselnd mit Bücherabschreiben zu verbinden, wobei ihnen die Äbtissin Anleitung geben sollte[2].

Zu den Unterrichtsgegenständen darf auch die Schnellschreibekunst, (Stenographie, Tachygraphie) gerechnet werden. Dass sie bereits in den römischen Schulen gelehrt wurde[3], wird aus der Verordnung Diocletians ersichtlich. Cassian, der Wanderbischof von Rhätien und ein Lehrer dieser Kunst[4], wurde um das Jahr 304 von seinen heidnischen Schülern mit den Griffeln getötet. Die Kirche benützte diese Schnellschreibekunst als Mittel, um die Martyrerakten herzustellen, und die Reden und Verhandlungen bei den Concilien, sowie sonstige Aktenstücke niederschreiben zu lassen[5]. Es gab sogar ein kirchliches Gesetz, wonach jedem *notarius ecclesiae* die Hand abgehauen werden sollte, wenn er Schriften der Irrlehrer nachschriebe[6]. Häufig hielten sich die Bischöfe Sekretäre, welche stenographieren konnten, wie wir dies bei Sidonius gesehen. Caesarius von Arles hatte, wenn er las, stets einen Schnellschreiber in seiner Nähe[7]. Auch der heil. Genesius von Arles war ein tüchtiger Tachygraph[8]. Bischof Eligius von Noyon (588—659) soll als vorzüglicher Kenner römischer Geschwindschreibekunst anzusehen sein, zu der er sich der sogenannten tironischen Noten be-

1 Sulp. Sev. Vita S. Mart. c. 7.

2 *Bolland.* Acta S. (6. Aug.) p. 74. — *Braunmüller,* a. a. O. S. 22.

3 Man vgl. hiezu: Suet. Tit. 3. Quintil. lib. III, 2. — Plin. IX. ep. 36. — Martial, VII. epigr. 52. — Ausonius, epigr. 146.

4 Prudentius (Peri Stephanon, hymn. IX, 21—24):
Praefuerat studiis puerilibus, et grege multo
Saeptus magister litterarum sederat,
Verba notis brevibus comprendere multa peritus
Raptimque punctis dicta praecipitibus sequi.

5 *J. Binghami,* Origin. III. p. 75. 76.

6 *Moser,* Allg. Gesch. der Stenographie, 1. Bd. S. 43.

7 Honorati Massil. Vita S. Hilarii. (*Bolland.* A. S. 5. Mai.)

8 *Rohrbacher,* a. a. O. Bd. 8. S. 9. Note.

diente[1]. Als Unterrichtsgegenstand verschwand die Tachygraphie bereits im 10. Jahrhunderte aus den Schulen[2].

Ein Unterrichtszweig, mit dem in den Schulen schon sehr bald begonnen wurde, war die Musik oder vielmehr der Gesang. Ohne Kenntnis hierin konnte keiner zu einem geistlichen Amte gelangen. Gregor der Grosse versagte einem nicht gesangeskundigen Cleriker die Priesterweihe. »Die Lehrer an den Kathedral- und Klosterschulen hätten über den Eingang schreiben dürfen: Keiner gehe ohne Musik hinein[3]!« Doch kam auf dieser Stufe die Musik nicht als integr aler Teil des Quadriviums mit ihrer auf mathematischer Grundlage fussenden Behandlung in Frage, sondern man verfolgte rein praktische Ziele, vor allem kirchliche und pädagogische Zwecke.

Man mag vielleicht kopfschüttelnd an der Thatsache vorüber gehen, dass in jenen Jahrhunderten die Kirche den Unterricht an den liturgischen Gesang anknüpfte. Wir, Menschen einer entfernteren Zeit, mit anders gestalteten Bedürfnissen, Verhältnissen und einer hochentwickelten Kultur, vermögen uns die Notwendigkeit nicht zu denken, das Lehrprogramm einer Schule auf gesanglichem Unterbau zu konstruieren. Aber man muss sich lebhaft die Thatsache veranschaulichen, dass die Kirche beim Beginne des Mittelalters barbarische Völker zu erziehen und zu bilden hatte, mit Mitteln, die kräftiger und entschiedener auf Geist und Herz wirkten als ein Buch es kann, nämlich mit dem gesprochenen Worte und dem gesungenen Tone. Die pädagogische Formel für die rohen Völker des mittelalterlichen Europas lautete in knapper Fassung: liturgischer Gesang. »Die Liturgie der Kirche wurde das Schulbuch derselben; es wurde ihnen mehr, als Homer und Ossian den Kindern eines dunklen Jahrhunderts gewesen. Was Wunder, dass das Studium der musikalischen Sprache von ihnen zu einer freien Kunst erhoben wurde, und dass diejenigen, welche ihre Civilisation von Rom erhielten, nicht von den Caesaren, sondern von den Päpsten (unter ihnen die Lehrer der römischen Musik) mit ebenso

[1] *Moser,* a. a. O. S. 44. Vgl. *Th. Sickel,* Das Lexicon Tironianum der Göttweiger Stiftsbibliothek (Wien 1861) S. 11. Eligius wird als der Verfasser dieses Lexicons gehalten.

[2] *Specht,* Gesch. des Unterrichtswesens in Deutschland (Stuttgart, 1885) S. 73.

[3] *Gabr. Meier,* a. a. O. S. 18.

grosser Begeisterung sprachen, als je Florenz im 15. Jahrhunderte seine Professoren des Griechischen bewillkommte«[1].

Es ist eine sowohl schöne als tiefsinnige Legende, dass Gregor der Grosse in nächtlichem Gesichte die Kirche in Gestalt einer herrlich geschmückten Muse schaute, wie sie ihre Lieder und Gesänge niederschrieb und die Völker unter die Falten ihres weiten Gewandes sammelte und wie auf demselben in leuchtenden Zeichen Neumen, Takt, Metra und wunderbare Weisen prangten, die Gregor, sie im Gedächtnis behaltend, des andern Morgens aufzeichnete[2].

Die gewaltige Macht des in seiner Einfachheit grossartigen gregorianischen Gesangs, verbunden mit der darstellenden religiösen Kunst, welche als Anschauungsmittel von der Kirche verwendet wurde[3], lockte die rauhen und rohen Franken zuerst in die weite Hürde des Christusevangeliums, zog sie aus Nacht und Wahn zu Licht und Einsicht herüber. Aber die Aufgabe der Kirche war nicht leicht. Die Gesanglehrer zur Zeit Gregor des Grossen klagten bitter über die Unbiegsamkeit und Harschheit der franko-gallischen Stimmen. Von allen europäischen Völkern waren ausser den Alemannen die Gallier am wenigstens imstande, die Reinheit des gregorianischen Gesanges zu erfassen. »Ihre rohen, wie Donner brüllenden

[1] *Drane,* l. c. pag. 61.

[2] *Wolfsgruber,* Gregor der Grosse (Saulgau 1890) S. 106.

[3] Auch hier war es wieder der Papst Gregor, der zuerst unter den Christen auf ein Unterrichtsmittel im grossen Stile dachte, indem er an den Bischof Serenus in Marseille schrieb, man solle die Kirchen mit Bildern bemalen, damit diejenigen, welche nicht lesen können, wenigstens durch das Anschauen der bemalten Wände Belehrung empfangen. Gregorii op., Bened. Venet. 1744. t. III. p. 1027 epist. IX, 105: Idcirco pictura in ecclesiis adhibetur, ut hi qui litteras nesciunt, saltem in parietibus videndo legant, quae legere in codicibus non valent, ... et litterarum nescii haberent, unde scientiam historiae colligerent — Vor Gregor hatte schon Bischof Paulinus von Nola darauf hingewiesen, wie die Kirche mit den Bildern in den Gotteshäusern die Belehrung und Erbauung des Volkes anstrebe. Bischof Gregor von Tours erzählt, dass die Gemahlin des Bischofs Namatius († 587), als sie zu Clermont eine Basilika erbaute, mit einem Buche in der Hand unter den Bauleuten gesessen sei und den Malern aus dem Buche die Motive für die bildlichen Darstellungen an den Wänden angegeben habe (Gregor. Tour. hist. Franc. II. 17). Der Anschauungsunterricht durch Bilder musste eben im Mittelalter den Mangel an Büchern ersetzen helfen. Vgl. *A. Mayer,* Gesch. der geistl. Kultur in Niederösterreich I (Wien, 1878) S. 84. Anmerk.

Stimmen,« sagt der Diakon Johannes, der Lebensbeschreiber St. Gregors, »waren keiner sanften Modulation fähig, weil ihre an den Trunk gewohnten und ungebildeten Kehlen jene Biegung, die eine zarte Melodie erheischt, nicht gestatteten, so dass ihre abscheulichen Stimmen nur solche Töne erzeugten, die dem Gerolle eines von einem Hügel herabpolternden Lastwagens ähnlich sind, und die, statt die Herzen der Zuhörer zu ergreifen, sie vielmehr anwidern«[1]. Mit den rauhen, brüllenden Kehlen der Erwachsenen war also wenig oder gar nichts anzufangen. Die Kirche wandte sich daher an die Jugend und erzog sie schon frühzeitig für den Gesang, den zu lehren dieselbe Jugend, einst herangewachsen, bestimmt war.

Das Lesen der Tonschrift bot viele Schwierigkeiten, denn Zeichen, die, gleich unseren Noten, die Tonhöhe und Tonräume untrüglich festsetzten, gab es nicht. Zur Darstellung der Intervalle benützte man eigenartige Figuren, eine Art musikalischer Hieroglyphen, welche aus Punkten, Strichen, Häckchen, Halbkreisen und Querstrichen bestanden. Man nannte diese Zeichen *Pneumen* (Pneuma, Neuma, Neupma, vom griech. πνεῦμα — Hauch) und unterschied davon achtundzwanzig wesentliche, die auf vier Grundneumen sich zurückführen liessen, nämlich auf das Zeichen)) (Virga) das auch gelegentlich in liegender Stellung ‾ vorkam, wobei die schiefgestellte »Virga« stets einen höheren Ton (Arsis), die horizontale einen tieferen (Thesis) bedeutete; auf den einfachen . (Punctum), den Wert einer kurzen Note enthaltend und meistens nur in Verbindung mit anderen Tonzeichen gesungen; auf das Häckchen ʼ ʌ (Flexa, Clinis) mit der Bedeutung von zwei Tönen, wovon der erste ein hoher, der zweite ein tiefer war; und endlich auf das Zeichen ⌣ S (Pedatus, Pes), welches zwei aufwärtssteigende Töne ausdrückte[2].

Ehe Guido von Arezo († 1050) mit dem von ihm eingeführten vierzeiligen Liniensystem und der von ihm erfundenen Notenschrift (»Hufnagelschrift«) einen Umsturz in der Lehre vom Gesange und in der Musik überhaupt bewerkstelligte, war das Amt eines Gesanglehrers ein äusserst mühevolles und dornenreiches. Bei dem schwankenden Charakter der Tonbezeichnung war es ab-

[1] Johannes Diac. in Vita S. Gregorii. — *Gerbert,* Musica sacra t. II. p. 7.

[2] Man vergl. hiezu das ausgezeichnete Werk: *P. Anselm Schubiger,* Die Sängerschule St. Gallens vom achten bis zwölften Jahrhundert. Ein Beitrag zur Gesanggeschichte des Mittelalters, S. 8. 9. Einsiedeln und New-York 1858.

solut erforderlich, dass der Lehrer fleissig vorsang. Das ganze Unterrichtsverfahren wechselte also fortwährend zwischen Vorsingen des Lehrers und Nachsingen des Schülers ab[1]. Wo aber das Gehör und Gedächtnis der Lernenden Schwierigkeiten erregten, da half der Stock des Lehrers nach und unter Zornausbrüchen des geplagten Cantors und unter Thränenbächen und Klagen des Geprügelten wurde manche Antiphone und mancher Hymnus auswendig gelernt[2]. »Wie viele Schläge und Schmerzen müssen diejenigen ertragen, welche die Musik erlernen!« ruft Columban, der berühmte irländische Glaubenslehrer aus. Selbst Papst Gregor ist ohne strafendes Werkzeug nicht zurecht gekommen, und noch heute zeigt man im Vatikan ausser dem Bette, von dem aus er während seiner Krankheit zu unterrichten pflegte, die Geissel, womit er den jugendlichen Sängern drohte, wenn sie in der tonischen Wiedergabe der Neumenschrift Verstösse machten.

Die Elementarstufe des Unterrichts fand ihren Abschluss mit dem Rechnen. Der Abacus, das Rechenbrett, und das Digitalrechnen waren die Hilfsmittel, durch welche man sich die Operationen erleichterte. Das Fingerrechnen musste insbesonders in jenen Klosterschulen einer beharrlichen, durch Jahrhunderte währenden Pflege sich erfreuen, in welchen die Ordensregel strenge auf die Beobachtung des Schweigens und der Abtötung der Rede hielt. In solchen Klöstern bildete sich von selbst eine Zeichensprache durch Hände und Finger aus[3], deren Anwendung auf den Unterricht dann sich ohne weiteres ergab.

Die Zahlenbezeichnung und Rechnungsweise war noch ganz die altrömische, die sich bis zur Zeit Gerberts von Aurillac, später Papst Sylvester II. genannt, erhielt[4]. Als Lehrbuch beim Rechnen war ausser Martianus Capella, Cassiodorius und Isidor das beliebteste das Werk des Boëthius: »De institutione arithmetica«, eine Bearbeitung

[1] *L. Maitre,* l. c. pag. 236.

[2] *Mabill.* Acta SS. I, 405 (Joh. Diac. Vita S. Gregorii Magni II. c. 7.)

[3] *Fr. v. Raumer,* Gesch. der Hohenstaufen und ihrer Zeit, Bd. 6. S. 304: »So gab es Zeichen (meist durch Hände und Finger) für alle Esswaren, Getränke, Kleidungsstücke u. dgl. Ein Finger unters Auge gelegt bedeutete z. B. Kirschen; der kleine Finger an die Lippen gelegt bedeutete Milch; ein Finger gegen den etwas geöffneten Mund ausgestreckt bedeutete Knoblauch oder Rettig.« Cassiodor (Instit. lib. II. c. 7) ruft aus: »Glückliche Beschäftigungen, wo sich das Geheimnis findet, mit der Hand zu predigen, mit den Fingern zu sprechen.«

[4] *Günther,* a. a. O. S. 88.

der von dem schon erwähnten Nikomachus aus Gerasa, der um 147 zu Alexandria lehrte, verfassten Ἀριθμητικὴ εἰσαγωγή. Übrigens ist der Inhalt des Boëthius'schen Werkes so philosophisch aufgefasst, dass das Buch unmöglich für Anfänger gebraucht werden konnte, sondern bereits grosse Fertigkeit im praktischen Elementarrechnen voraussetzte.

Lesen, Schreiben, Singen und dazu einige Kenntnisse im Rechnen wurden namentlich in jenen Klöstern, in welchen ascetische Rücksichten nur das für den praktischen Kirchendienst Allernotwendigste zuliessen[1], als der ganze Bildungskreis angesehen, dessen Pflege geboten sei. Anders aber lag die Sache dort, wo der Unterricht sich nicht auf die magere Mitteilung einiger profaner Elementarkenntnisse beschränkte, sondern den gesammten Inhalt des Triviums und Quadriviums durchdrang und das Schulprogramm sich dem klassischen Altertume zu nähern suchte.

Es ist ein unschätzbares Verdienst Cassiodors, der Beschäftigung mit den profanen Studien bei den Mönchen das Wort geredet zu haben. »Nie haben,« sagt er, »die heiligen Kirchenväter an die Verachtung der weltlichen Wissenschaften gedacht; denn durch diese wird unser Geist in nicht geringem Grade für das Verständnis der heiligen Schrift gebildet. Lasst uns daher sie nachahmen und widmen wir uns, wenn möglich, mit unaufhörlichem Eifer, aber doch mit grosser Behutsamkeit dem Studium profaner Schriften ebenso wie der Lesung geistlicher Bücher[2].« Vor Cassiodorius bereits war von leitenden Autoritäten des Mönchtums die Nützlichkeit der weltlichen Wissenschaften betont worden. St. Augustin fordert die jungen Leute, welche gute Anlagen zu den Studien besitzen, auf sich ihnen zu widmen[3]. Der heil. Basilius zeigt in seiner berühmten Schrift »Über die Lektüre der profanen Schriftsteller«, dass das Studium derselben nicht ohne Nutzen für die jugendlichen Seelen sei, wenn man es in einer Weise treibe, dass der Widerstrahl der ewigen und heiligen Wahrheiten, welche in den weltlichen Autoren wie in einem Spiegel zurückschimmern, dem kindlichen Geiste nicht verloren gehe[4]. St. Hieronymus, der selbst als Greis noch christliche Kinder in der Grammatik unter-

[1] *Specht*, a. a. O. S. 83.
[2] Cassiod. Instit. div. litt. c. 30.
[3] *Daniel*, Classische Studien S. 44.
[4] S. Basil., ep. 223. ed. Maur. t. III. p. 437. B.

richtete und ihnen Vergil und Cicero erklärte[1], verteidigte sich gegen den ihm von einigen Gegnern gemachten Vorwurf, dass er die heidnische Litteratur lese und lehre, in ganz vorzüglicher Weise und sagt in einem seiner Briefe: »Wenn wir die Philosophen lesen, wenn Bücher weltlicher Weisheit in unsere Hände gelangen, so verbrauchen wir, was sich Nützliches darin findet, für unsere Glaubenssätze; was aber überflüssig und unnütz ist, von dem Götzendienste, von der Liebe, von der Sorge für die zeitlichen Dinge, das kratzen wir aus, das scheren wir ab, das schneiden wir wie die Fingernägel mit dem schärfsten Eisen weg.« Und während derselbe Kirchenvater jene Priester tadelt, welche das Evangelium und die Propheten vernachlässigen, um die Comödien und Vergil zu lesen, und dies für ein Vergehen anrechnet, spricht er den Knaben das Recht der Notwendigkeit zu, in dieser Litteratur gebildet zu werden[2].

Auf der anderen Seite erstanden den profanen Wissenschaften ebenso entschiedene Gegner. Ennodius, der in seinen früheren Jahren die Wissenschaften als das Heilmittel für die Leiden seiner Zeit gepriesen hatte, lehnte es als Bischof ab, einen ihm anvertrauten Verwandten in die freien Künste einzuweihen; nicht einmal an den Namen derselben will er erinnert sein[3]. St. Cassian hielt es für notwendig, eine Anweisung zu erteilen, wie man die Fabeln und Kriegsgeschichten, womit der Geist seit dem Kindesalter angefüllt worden, aus dem Gedächtnis vertilgen könne[4], während St. Eucherius einen gewissen Valerius ermahnt, sich anstatt mit heidnischer Philosophie mit der christlichen Litteratur zu beschäftigen[5]. Claudius Victor der Massilianer (um 410) sucht das ganze Unglück seiner Zeit in der rhetorischen Schulbildung. »Wir, die wir Paulus und Salomon zu Gunsten des Maro, Ovid, Flaccus und Terenz verliessen, haben all' dies verschuldet!« ruft er aus[6]. Im allgemeinen verachtete man in den christlichen

[1] Rufini Invectica in D. Hieronym. l. II.

[2] Hieronym. Ep. ad. Damas. 146.

[3] Ep. 9, lib. IX p. 261. — Ennod. Eucharist. de vita sua. (Corp. Script. eccles. Vindob. 1892) VI, 394.

[4] Collat. Patr. XIV, c. 12 (Max. Bibl. VII. p. 184).

[5] Max. Bibl. VI, p. 861.

[6] Ibid. VIII. p. 596:

Paulo et Salomo relicto
Quod Maro cantatur Phoenissae et Naso Corinnae
Quod plausum accipiunt lyra Flacci aut scena Terenti
Nos, horum nos causa sumus.

Schulen des 4. und 7. Jahrhunderts beim Sprachunterrichte die Pflege einer reinen, schönen Form; man hielt es für überflüssig, dass ein Bischof oder Priester sprachgebildet sei[1]. Wenn dennoch von manchen christlichen Schriftstellern, wie von dem feingebildeten Sulpicius Severus, einem Freunde des Ausonius und dem Biographen des heil. Martin von Tours, welchen Scaliger den reinsten unter den Kirchenhistorikern nennt und der in seinem Stile an Tacitus, Sallust und Vellejus erinnert, von Eucherius, von Vincenz von Lerin und Salvian einem guten Stile Aufmerksamkeit geschenkt wird, so zeigt dies eben nur, dass von einzelnen der Geist der Classicität noch festgehalten zu werden suchte und dass sie noch bestrebt waren, sich nach den von Claudianus Mamertus dem Rhetor Sapaudus empfohlenen Mustern Cicero, Cato, Plautus, Gracchus u. s. w. zu bilden[2], nachdem die Sprache schon in Verfall geraten war und deren künstlerische Beherrschung seit Beginn der Barbarenreiche keine unbedingte Veraussetzung mehr bildete, um zu Ehrenstellen zu gelangen. Die Hauptsache der Wissenschaft war eben das eifrige Studium der heiligen Schrift, die man auswendig lernen sollte, die Kenntnis der canonischen Vorschriften der Glaubens- und Sittenregeln. Man wollte in dem Priester und in dem Bischofe keinen Philosophen, sondern einen Leiter und Lehrer der christlichen Gemeinde; man verlangte von einem Bischofe die Fertigkeit, in leicht verständlicher Sprache predigen zu können. »Die Rede des Bischofs muss einfach, ernst und klar sein,« schreibt Abt Pomerius von Arles vor, »sie kann selbst in schlechtem Latein gehalten werden, damit sie von den Ungebildeten besser verstanden werde.« Die Prediger, welche den Beifall der Menschen suchen, seien keine Lehrer, sondern nur eitle Deklamatoren, welche die ganze Frucht ihrer Rede in das dadurch erworbene Lob setzen und welche mehr schöne als gute und nützliche Sachen vorzubringen bedacht seien[3]. Das Reich Gottes, so sagte man, bestehe nicht durch Beredsamkeit, sondern durch Festigkeit im Glauben; der Welt sei ihr Heil nicht von Rednern, sondern von Fischern verkündet worden[4].

Man kann Pomerius nicht Unrecht geben, wenn man seine Worte an Thatsachen misst, welche nur zu geeignet sind, dieselben

[1] Hist. litt. II. p. 238. — [2] *Balluze-Mansi,* Miscell. III. p. 27.
[3] Pomerii lib. III. de vita contemplat. (Migne LIX, p. 415.)
[4] *Mabill.,* Acta I. p. 257.

zu rechtfertigen. Wir haben schon gesehen, wie selbst Bischöfe, von ihrer Begeisterung für die Alten fortgerissen, den Unterschied manchmal vergassen, der das Evangelium von der Sprache eines Vergils oder Horaz trennt. Aus diesem Grunde zog sich Bischof Desiderius von Vienne († um 608), ein leidenschaftlicher Verehrer der Classiker, den Tadel des Papstes Gregor des Grossen zu. Er hatte nämlich in der Kirche anstatt die Lehre Christi zu verkünden, öffentlich Vorträge über die profanen Dichter gehalten[1], wesshalb ihm das Oberhaupt der Kirche erklärte, dass das Wort des himmlischen Orakels nicht den Regeln des Donat anbequemt werden und das Lob Christi nicht mit dem Lobe Jupiters aus demselben Munde kommen dürfe[2].

Solchen Auswüchsen gegenüber einzuschreiten, hatte die Kirche das Recht und die Pflicht. Niemals aber hat sie ein Verbot der profanen Studien erlassen. Auch Gregor I., in dem man, der Angabe des Johannes von Salisbury folgend, der genannte Papst habe die palatinische Bibliothek zusamt den Werken des Livius verbrannt[3], nicht selten einen Feind der Wissenschaften sieht, war kein ausgesprochener Feind der weltlichen Studien, sondern seine manchmal geringschätzigen Äusserungen über dieselben müssen vielmehr als ein absichtlicher Dämpfer betrachtet werden, womit die in den heidnischen Schulen des sinkenden Römerreichs herrschende Scheinbildung auf ihren richtigen Wert zurückgeführt werden sollte. Gregor selbst widerlegte als Lehrer die ihm gegen die profanen Wissenschaften angedichtete feindselige Gesinnung, denn seine Sängerschule bezog, wie schon erwähnt, auch aus dem Gebiete derselben ihren Unterrichtsstoff.

Überall nun, in allen Kloster- und Episkopalschulen, wo man sich mit dem oft recht dürren Reisig des elementaren Wissens nicht zufrieden stellen mochte, suchte man das erfrischende Grün

1 In den Glossarien zum canonischen Gesetze heisst es von Desiderius: Recitabat in ecclesia fabulas Jovis, et eas moraliter exponebat in praedicatione sua. (Decret. pars I. Diss. 86.) — Beatus Gregorius quemdam episcopum non reprehendit quia litteras seculares didicerat; sed quia, contra episcopale officium, pro lectione Evangelica, grammaticam populo exponebat. (Ibid. Diss. 37. c. 8.) ed. Antwerp. 1573 cit. von *Landriod,* Recherches Historiques p. 212.

2 Greg. Magn. Ep. 48.

3 Noch im 12. Jahrhunderte besass man Livius ganz oder doch wenigstens vollständiger als heute.

auf, welches den Baum der sieben freien Künste, der *septem artes* oder *artes liberales,* der Alten schmückte.

An den Kathedralschulen war es meistens ein vom Bischofe beauftragter Cleriker oder sonst ein durch sein Wissen ausgezeichneter Mann, der zum Lehrer bestellt wurde, falls nicht etwa der Bischof selbst unterrichtete[1]. Ein solcher Lehrer war an der Episkopalschule zu Vienne der berühmte Claudianus Mamertus. Er geleitete seine Schüler durch alle Gänge des Triviums und Quadriviums, er unterrichtete in der Dialektik, Poesie, Rhetorik, Geometrie, Musik, im Gesang, ja selbst in der Astrologie, Architektur und in der Philosophie[2]. Sidonius Apollinaris, einer seiner Schüler, beschreibt eine Unterrichtsstunde bei ihm. »Welches Glück, so oft wir uns um ihn reihten, um ihn zu vernehmen. Wie er sich jedem von uns gab, ohne Zögern oder Hintansetzung, indem er sein grösstes Vergnügen darin fand, seine Wissensschätze zu öffnen, wenn es sich um die Auflösung irgend eines schwierigen Problems handelte! Wenn wir nun in grosser Anzahl um ihn sassen, legte er uns allen die Pflicht des Zuhörens auf, indem er nur dem Einen sich zuwandte, dem wir selbst vielleicht das Recht zu sprechen eingeräumt hätten; dann entfaltete er die Reichtümer seiner Lehre, langsam, allmählich, in vollendeter Ordnung, ohne die geringste Zuhilfenahme einer Geberde. Hatte er gesprochen, so stellten wir ihm unsere syllogistischen Einwände entgegen; er

1 *Fleury*, Discours III. sur l'Hist. de l'église, nr. 21. — Hist. litt. II. p. 22.

2 Sid. IV, 11:

Triplex bibliotheca quo magistro
Romana, Attica, Christiana fuit;
Quam totam monachus virente in aevo.
Secreta bibit institutione.
Orator, Dialecticus, Poeta,
Tractator, Geometra, Musicusque,
Doctus solvere vincla quaestionum,
Et verbi gladio secare sectas,
Si quae Catholicam fidem lacessunt.
Psalmorum hic modulator et phonascus,
Ante altaria, fratre gratulante,
Instructus docuit sonare classes
Hic solemnibus annuis paravit,
Quae quo tempore lecta convenirent.

Dieses Epitaph schrieb Sidonius dem Claudianus Mamertus.

aber wies die Einwände eines Jeglichen zurück, und so wurde nichts festgestellt, ohne reiflich geprüft und erwiesen worden zu sein. Was jedoch in uns die höchste Achtung erweckte, das war, dass er stets ohne den geringsten Missmut den trägen Fortschritt einiger ertrug; das war bei ihm ein entschuldbarer Fehler, was uns eine lobenswerte Geduld erschien, ohne dass wir sie nachahmten.«

Dies ist ein Bild aus dem christlichen gallischen Schulleben des 5. Jahrhunderts; es rollt uns die Methode des Unterrichts auf und zeigt die Unterrichtsfächer, die keine anderen als die der Encyclopädie der Alten waren.

Im 6. Jahrhunderte legte man in Gallien in die Worte: Vergil und Rechenkunst den Inbegriff des ganzen Triviums und Quadriviums. Gregor von Tours erwähnt einen Laien, den Freigelassenen Andarhius des Senators Felix, als einen Mann von sehr guter Schulbildung. Er kannte die Werke des Vergilius, die Theodosianischen Gesetzesbücher und die Rechenkunst gründlich und war, wie Gregor bemerkt, stolz auf seine Kenntnisse[1].

Vergil war im Mittelalter der beliebteste aller römischen Dichter; seine vierte Ecloge betrachtete man als eine Weissagung auf das Christentum, eine übrigens von St. Hieronymus verspottete Auslegung. Selbst Frauen widmeten sich der Lektüre Vergils wegen seiner christlichen Anklänge. Faltonia Proba, die Gemahlin des Sextus Anicius Petronius Probus, eines angesehenen Staatsbeamten unter Valentinian I., verfasste um 393 ein Flickgedicht (Cento Vergilianus), welches in 700 bald ganz, bald stückweise aus Vergils Werken, namentlich aus seiner Aeneide, entnommenen Hexametern die biblische Geschichte erzählt[2].

In den gallischen Schulen wurde Vergil mit den Commentaren des Servius Honoratus und des Ambrosius Theodosius Macrobius gelesen, eines afrikanischen Grammatikers unter Honorius und dem jüngeren Theodosius. Auch das Buch des carthagischen Grammatikers und Mythologen Gajus Fabius Fulgentius (blühte von 484—496) über Vergil, worin der christliche Autor die allegorische Deutung der Aeneide und der mythologischen Lehren versucht, wurde vielfach benützt. Da in diesen Werken, besonders

1 Gregor Tur. hist. Franc. IV. c. 47.

2 *Baehr*, Röm. Litteraturgesch. Suppl. I. S. 39. — *J. Aschbach*, Die Anicier u. die römische Dichterin Proba. Wien 1870 Sitzungsbericht der phil.-hist. Klasse d. k. Akad. der Wissensch. Bd. LXIV.

in jenem des Macrobius, eine wertvolle Menge von mythologischen, geographischen, historischen, archäologischen und grammatikalischen Kenntnissen enthalten ist, so kam das Studium des Vergils dem Inhalte des Triviums und der Philosophie gleich, während die Rechenkunst alle mathematischen Disziplinen, Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie in sich begriff[1]. Aus der Mitteilung Gregors geht ferner hervor, dass auch das Rechtsstudium damals noch einen Teil des Unterrichts bildete, allerdings nicht von eigenen Rechtslehrern geleitet, sondern im Zusammenhang mit der classischen Litteratur und mit der Rhetorik verflochten. Ausserdem konnte in Gallien, nachdem einmal die Verbindung mit Rom gelöst war, die Kenntnis des römischen Rechts entweder durch die praktische Überlieferung desselben erlernt werden, wie dies in den römischen Städten bei den Senaten schon früher der Fall gewesen, oder durch die Anstalt des Notariats, das sich insbesonders in Gallien grosser Vorliebe erfreute und die Besorgung aussergerichtlicher Rechtsgeschäfte übernahm. Dabei arbeitete man hauptsächlich nach feststehenden Formeln und Mustern, die sich möglichst buchstäblich wiederholten[2], und aus welchen die späteren Formelbücher der Kloster- und Kathedralschulen für den Geschäftsstil herauswuchsen. Diese Formelbücher, wovon die ältesten fränkischen die der Stadt Angers *(formulae Andegavienses)* aus dem 6. Jahrhunderte (um 515) sind, enthalten Muster für Dotal-, Mandats-, Cessions-, Kauf- und Tauschurkunden, sowie eine Reihe von Civil- und Strafrechtsfällen mit Parteiäusserungen und den richterlichen Erkenntnissen[3], das römische Recht wird dabei erwähnt und angeführt. Auch die von dem Mönche Marculf auf Befehl des Pariser Bischofs Landrinus um 660 abgefassten zwei Bücher Formeln, in denen sich gleichfalls der Einfluss des römischen Rechts zeigt, verdienen Erwähnung. Da sowohl in diesen, sowie in allen anderen Formelsammlungen sehr viele weltliche Rechtsangelegenheiten der Franken wie auch der Romanen behandelt sind, so geht daraus hervor, dass die zur Erledigung derselben herangezogenen Mönche sich mit dem Studium des Rechts beider Nationen befasst haben müssen[4].

Selbst das Studium der Medizin, von jeher eine Lieblingsbeschäftigung der Gallier, zählte noch Jünger, wozu indes der Vorgang Cassiodors und seiner Mönche nicht wenig beigetragen haben

[1] *Ozanam*, l. c. p. 442. — [2] *Savigny*, a. a. O. S. 119. 399. 402.

[3] *Gengler*, Deutsche Rechtsgeschichte im Grundrisse. S. 247.

[4] *Fleury*, Hist. eccles. t. IX. p. 270. (August. Vindel. 1760.)

mag. Ein wegen seines medizinischen Wissens berühmter und auch sonst reichgebildeter Mann war Elpidius Rusticus († um 533), ein Zeitgenosse des Symmachus und Boëthius. Ihn zog der ostgothische König Theodorich als Leibarzt an seinen Hof[1]. Dass er Diakon der Lyoner Kirche gewesen, ist unrichtig. Auch als Dichter hat er sich bekannt gemacht; Bischof Ennodius widmet ihm sein Eucharisticon[2].

Darf der oben genannte Andarhius als Beweis für die intellektuelle Bildung gelten, welche Laien in Gallien noch im 6. Jahrhunderte zu teil werden konnte, so sehen wir anderseits in dem Bischofe Aetherius von Lisieux ein Beispiel der Sorge, welche die Kirche dem Laienunterrichte angedeihen liess. Ein Cleriker, gemeiner Verbrechen überführt, war zum Tode verurteilt worden. Der Bischof kaufte ihn, der sich einen Lehrer der Wissenschaften (litterarum doctorem) nannte, los und sammelte, da sich dieser anbot, die Knaben der Stadt in allen Wissenszweigen vollständig zu unterrichten, voller Freude die männliche Jugend, um sie dem Cleriker zu übergeben, dem er zu seinem Unterhalte Ländereien und Weinberge schenkte[3].

Man kann mit Sicherheit annehmen, dass im 5. und 6. Jahrhundert die Bildung der Laien im allgemeinen eine weit bessere war als zur Zeit der Pippiniden. Als Caesarius Bischof von Arles wurde, verordnete er, dass auch die Laien, damit sie sich in der Kirche nicht unterhalten konnten, gleich den Geistlichen die Antiphonen singen sollten, die einen lateinisch, die anderen griechisch[4], »ein wichtiger Fortschritt, der uns zu glauben nötigt, die Volksbildung sei dort mehr verbreitet gewesen als anderwärts zur damaligen Zeit[5].«

Wenn es Geistliche gab, die hinsichtlich ihrer wissenschaftlichen Durchbildung manchen Laien nachstehen mussten, so lag das wohl nicht so fast in der Ungunst der allgemeinen Verhältnisse, sondern in der persönlichen Auffassung des eigenen Berufes als eines der Beschäftigung mit weltlichen Dingen mehr abgekehrten. Dieser Anschauung und Neigung gemäss hat auch Gregor von

1 Hist. litt. II. p. 165. — *Fabricius* l. c. II. p. 505.

2 *Baehr,* Die christlichen Dichter und Geschichtschreiber Roms. S. 69.

3 Gregor Tur. l. c. VI, c. 36.

4 *Bouquet,* Receuil des Historiens des Gaules et de la France III. p. 384.

5 *Cramer,* a. a. O. S. 54.

Tours, der Geschichtschreiber der Franken, seine bescheidene Stellung als Vertreter profaner Studien zu danken. Stets trieb es ihn mehr zu den religiösen Wissenschaften, eine Frucht seiner Erziehung, die anfangs in den Händen seines Onkels, des Bischofs Gallus von Clermont, und nach dessen Tod (556) in denen seines Nachfolgers Avitus gelegen hatte. Gregor hatte zwar auch »unsern Martianus« Capella studiert, aber die Grammatik war nicht seine starke Seite. Doch kannte er den Codex Theodosianus, besass tüchtiges Wissen in der Welt- und Kirchengeschichte, wie aus den von ihm benützten Quellen hervorgeht, und hatte den Dichter Prudentius gelesen, »unsern Prudentius«, wie er sich ausdrückt. Aber auch Vergil, Plinius, Aulus Gellius blieben ihm nicht fremd[1]. Gerne citiert er Vergil, und die Frage, ob man *Vita* oder *Vitae Sanctorum* sagen müsse, entscheidet er in seinen »Väterbiographien« (Vitae Sanctorum) an der Hand der zuletzt genannten Autoren. Endlich hatte er genug Astronomie und Computus studiert, um über die Berechnung der kirchlichen Festkreise nach dem Laufe der Himmelskörper zu schreiben[2].

So tritt uns fast überall, wo man an konkreten Fällen die Pflege der profanen Studien in Gallien während der Zeit vom 5.—7. Jahrhunderte verfolgen kann, das Bestreben entgegen, dem Unterrichte eine möglichst einheitliche Gestalt zu verleihen durch dessen Anlehnung an die sieben freien Künste. Zwar ist die Reihenfolge der von diesem Bildungscyclus umschriebenen Disziplinen nicht stets und allenthalben dieselbe, noch auch immer eine logische; denn während man in früheren Zeiten das Trivium aus Grammatik, Dialektik, Rhetorik zusammensetzte, erlaubte man sich späterhin mannigfache Verschiebungen dieser Reihenfolge; so setzte man die Dialektik nach der Rhetorik. Im allgemeinen aber wurde der von dem inneren und logischen Zusammenhange diktierte Verlauf der Disziplinen dennoch beibehalten.

Wenn der Schüler in den Elementen der Grammatik die erforderliche Sicherheit erlangt hatte, schritt der Lehrer zur Lektüre. Diese begann seit dem 5. Jahrhundert mit dem zweiundvierzig Fabeln enthaltenden Fabelbuche des Avianus, welcher im 4. oder 5. Jahrhundert lebte und eine Sammlung von Prosafabeln des antiochischen Rhetors Aphthonios (3. Jahrhundert) in lateinisches, elegisches Vers-

[1] *Loebell*, Gregor von Tours und seine Zeit. S. 292. 293.

[2] *Monod*, l. c. p. 28. 114.

mass umgedichtet hatte. Sein Buch erhielt sich bis ins 16. Jahrhundert in den Schulen. Auf derselben Stufe wurde auch gelesen die fälschlicherweise dem Cato zugeschriebene und nach ihm »Disticha Catonis« benannte Spruchsammlung, die aber bezüglich der Zeit des Entstehens dem 4. Jahrhunderte nach Christus zugegesprochen werden muss. Wegen seines moralischen Gehalts, der allerdings an die altrömische Sittenstrenge des ächten Cato gemahnt, ist das Büchlein als Lesestoff sehr beliebt geworden, so dass man es im Laufe der Jahrhunderte in sehr viele moderne Sprachen, unter anderen auch ins Altböhmische und Catalanische[1], übersetzte.

An sonstigen Autoren der lateinischen Sprache wurden neben dem schon genannten Vergil gelesen: Lucan, Horaz, Ovid, Terenz, Plautus, Gracchus, Cicero, Cato, Sallust, Seneca uud Livius. Tacitus wird nirgends erwähnt, ebenso wenig Caesar. Von christlich-lateinischen Dichtern war es ausser dem spanischen Dichter Juvencus (um 330), dem Verfasser einer metrischen »Historia Evangelica«, besonders der ebenfalls spanische Aurelius Prudentius, (um 400), welchen Sidonius Apollinaris mit Horaz vergleicht und Gregor von Tours mit dem stolzen Empfinden eines Christen und Bischofs »unseren Prudentius« nennt. Seit dem 7. Jahrhunderte genoss er in den Schulen das gleiche Ansehen wie Vergil und Horaz.

Ein anderer christlicher Dichter, der um 430 blühte und um 449 starb, war Caelius Sedulius. Er war ein Irländer und hiess mit seinem keltischen Namen Siedhal (Shiel)[2]. Von Rom scheint er nach Griechenland ausgewandert zu sein, wo er sich in Achaia unter die Leitung des Priesters Macedonius stellte, der einer Art religiöser Gemeinschaft vorstand; man nimmt an, dass Sedulius den Mitgliedern derselben Rhetorik und Poesie gelehrt habe. Vergil zum Muster nehmend, verfasste Sedulius ein »Carmen paschale«, welches in fünf Büchern die Erschaffung der Welt, den Sündenfall, die alttestamentlichen Wunder, Geburt, Leben, Tod und

[1] Diese sonst wenig bekannte, aus dem Jahre 1462 stammende, aber leider unvollendete Übersetzung steht in: Documentos literarios en antigua lengua Catalana (Siglos XIV y XV) pag. 304—310. Barcelona 1857. Ich verweise bezüglich derselben auf meine demnächst erscheinende »Einleitung in die Geschichte der alt-catalanischen Litteratur.«

[2] *J. Healy*, Insula Sanctorum et Doctorum; or, Ireland's ancient Schools and Scholars, Dublin 1891, p. 30.

Auferstehung Christi besingt[1]. Sedulius bearbeitete sein Werk auch in Prosa und gab ihm den Titel »Opus paschale«. Papst Gelasius bedachte es mit vorzüglichem Lobe, Cassiodorius nennt Sedulius den »Dichter der Wahrheit«, Fortunatus von Poitiers stellt ihn Ambrosius, Hieronymus und Augustin gleich, während die mittelalterliche Schule dem Autor das Prädikat *Scholasticissimus* verlieh und ihn den christlichen Vergil nannte. In den Klosterschulen wurde das Gedicht als humanistisches Lesebuch und als Lehrbuch der biblischen Geschichte sehr fleissig benützt, was die überaus vielen Handschriften in allen christlichen Ländern beweisen[2]. Auch als Lehrmittel für den Unterricht in Grammatik und Metrik kam das Buch zur Verwendung[3].

Endlich ist noch als Schuldichter der eben erwähnte Bischof von Poitiers, Venantius Fortunatus, zu nennen. Um 530 zu Ceneda bei Treviso in Oberitalien geboren, empfing er zu Ravenna seine rhetorische Bildung. Zum Danke für die Heilung von einem gefährlichen Augenleiden wallfahrtete er nach Tours zum Grabe St. Martins und wurde mit Gregor von Tours bekannt. Wegen seiner dichterischen Begabung wurde er selbst am königlichen Hofe gefeiert. Ein Besuch im Kloster zum heiligen Kreuz, wo Radegundis, († 587), die fromme Gemahlin Chlotars II., als Äbtissin nach der Regel des heil. Caesarius lebte, entschied den Lebenslauf des Dichters; er wurde Priester, sowie auch Berater und Freund der obengenannten Königin und ihrer Zofe Agnes. Seinen

1 Als Probe sei hier der Anfang des Gedichts mitgeteilt:

Cum sua gentiles studeant figmenta Poëtae
Grandisonis pompare modis, tragicoque boatu
Ridiculove Getae, seu qualibet arte canendi,
Saeve nefandarum renovent contagia rerum,
Et scelerum movimenta canens, rituque magistro
Plurima Niliacis tradant mendacia biblis.
Cur ego Davidicis assuetus cantibus, odas
Chordarum resonare decem, sanctoque verenter
Stare choro, et placidis coelestia psallere verbis,
Clara salutiferi taceant miracula Christi?
(Bibl. Patr. VIII. p. 658.)

2 *Gabr. Meier,* a. a. O. S. 20. — Von Sedulius besitzt man noch »Elegia«, eine aus der heiligen Geschichte entnommene und versificierte Sammlung von Sentenzen und den herrlichen Hymus »A solis ortus cardine«, den die Kirche ihrem Hymnenschatze eingereiht hat.

3 *Huemer,* Cruindmeli sive Fulcharii ars metrica. Wien 1883. p. 3. 14.

Gedichten haftet die verschrobene, unnatürliche Mache der damaligen Schulgelehrsamkeit an, die Sprache ist schwer und gekünstelt, auch in metrischer Hinsicht oft zu tadeln, aber dennoch wurden seine poetischen Erzeugnisse, namentlich ihres Gedankenreichtums wegen mit Begierde gelesen und sehr gelobt[1] und zwar von den bedeutendsten Männern seiner Zeit, von Euphronius und Gregor von Tours, Avitus von Clermont, Syagrius von Autun, Felix von Nantes, Nicetius von Trier, Germanus von Paris, Leo von Bordeaux, Agericus von Verdun u. a., mit denen er befreundet war. Er starb im Jahre 600[2]. Für die Beliebtheit seiner Werke in den Schulen spricht das ihm verliehene Epitheton *Latinorum Scholasticissimus*[3].

Der grammatikalische Unterricht in den Kloster- und Kathedralschulen berücksichtigte indes nicht nur das Lateinische, sondern auch das Griechische. Namentlich in den Schulen Südgalliens befasste man sich mit dem Studium des letzteren[4]. Es konnte dies auch dort gar nicht anders sein, wo die Bevölkerung selbst noch, ihrer Abstammung eingedenk, griechisch redete, wie wir dies an den Einwohnern von Arles erst gesehen haben. Aber auch sonst beschäftigte man sich in den Klöstern mit der Pflege dieser Sprache. Allen voran ging hierin die berühmteste Schule Sequaniens, das Kloster Condat im Jura, das von dem Brüderpaare Lupicin und Roman gegründet worden war. Zu letzterem, einem tüchtigen Kenner der alten Sprachen[5], kam um 450 Eugendus (St. Oyand) auch Augendus genannt, als Schüler. Gleich den übrigen Novizen lernte er Latein und Griechisch[6]. Zwischen 480 und 490 folgte er seinem Lehrer in der Abtswürde nach.

Unter den Kirchenvätern, welche in den gallischen Klöstern im 6. Jahrhundert gelesen wurden, finden sich auch Athanasius und Basilius[7], deren Werke damals noch nicht ins Lateinische

1 Paul Diac. Hist. Langob. 2, 13: Nulli poëtarum secundis suavi et diserto sermone.

2 *Ampère*, Hist. litt. de la France II. p. 312. — *Guizot,* Hist. de la civil. en France II. 77.

3 *Mabill.,* Acta SS. III. 2. 360. (Miracula S. Dionysii lib. III.)

4 *Kaufmann,* Rhetorenschulen S. 386.

5 *Mabill.,* Annal. I. p. 25.

6 Vita S. Eugendi no. 3. (*Bolland.* 1. Jan. p. 49): Lectioni namque se in tantum dedidit et impendit, ut praeter latinis voluminibus etiam Graece facundia redderentur instructos. — *Mabill.,* Acta I. p. 574.

7 Fortunati lib. VIII. Carm. 1.

übersetzt waren. Es muss also deren Lektüre notwendigerweise das Studium der griechischen Sprache vorausgegangen sein. Griechisch und Latein lernten aber nicht bloss die für das Klosterleben bestimmten Jünglinge, sondern auch solche, welche nach erlangter Bildung wieder ins Laienleben zurücktraten[1]. Indes werden wohl viele über das Lesen der griechischen Schrift nicht hinausgedrungen sein, wie Gregor von Tours, der, um die Geschichte der sieben Schläfer von Ephesus aus dem Griechischen zu übersetzen, die Hilfe eines Syrers beanspruchen musste[2]. Von einigem Einfluss auf das Studium des Griechischen im 7. Jahrhundert dürfte sicher auch St. Gislenus (St. Guillain) † 681, gewesen sein, ein sehr gebildeter Athener[3], der in Belgien ein Kloster *(Cellense Monasterium)* gründete.

Einige geringe Kenntnis im Griechischen erforderten ferner die sogenannten *Litterae formatae,* welche gemäss den Bestimmungen der Conzilien von Nicäa (318), Laodicäa (366) Milet (402) und später noch desjenigen von Meaux (845) den reisenden Priestern und Clerikern von ihren Bischöfen mitgegeben werden mussten und sowohl zur Personalbegleitung als auch zur Empfehlung dienten. Auch alle bischöflichen Erlasse wurden zur Vermeidung von Irrtümern und Fälschungen mit einer Anzahl griechischer Zeichen und Ziffern versehen. Um sie nicht nachmachen zu können, waren genaue Vorsichtsmassregeln angeordnet. Am Kopfe oben schrieb man die ersten griechischen Buchstaben des Namens der göttlichen drei Personen und den des heiligen Petrus, also so: Π. Υ. Α. Π, um anzudeuten, dass man mit dem päpstlichen Stuhle in Gemeinschaft sei. Diese Buchstaben, wie auch jene des Wortes Amen, wurden nach ihrem griechischen Zahlenwerte abgeschätzt. Überdies nahm man den Anfangsbuchstaben des Namens des Schreibers, den zweiten Buchstaben des Namens des Adressaten, den dritten aus dem Namen desjenigen, für den man schrieb und den vierten aus dem Namen der Stadt, wo man schrieb. Diese Buchstaben mit der laufenden Indiction bildeten ebenfalls eine gewisse Zahl, welche im Inhalte der »littera formata« ausgedrückt war. Unter

[1] *Montalembert,* I. S. 253.

[2] Gregor Tur., In Gloria Martyrum c. 94: Passio eorum, quam Syro quodam interpretante in Latinum transtulimus.

[3] Vita S. Gisleni Confess. bei *Mabill.* Acta II. p. 757: Traditus liberalium artium paedagogis ac imbutus pleniter his, studuit philosophiam post apud Athenas nobilissimam Graecorum urbem.

das Ganze setzte dann der Bischof seine Unterschrift und sein Siegel. Diese Briefform, noch im 9. Jahrhunderte im Gebrauch[1], wurde von den Bischöfen geheim gehalten[2].

Wo man nicht das Griechische wie im südlichen Gallien durch die Praxis sich aneignete, wird man hinsichtlich eines Lehrbuches nach dem des griechischen Grammatikers und Lehrers Dositheus (um 207 in Rom verfasst) gegriffen haben. Dasselbe, »Ἑρμηνευμάτων sive Interpretamentorum libri III«, ist eigentlich eine für griechische Rechtskandidaten, welche das Lateinische lernen wollten, bestimmte kunterbunte Chrestomathie, in der eine unvollständige lateinisch-griechische Grammatik, ein ebensolches Lexikon, aesopische Fabeln, eine Aufzählung von Götternamen, Sternbildern, mythologische Erzählungen, ein Auszug der Iliade, juristische Aussprüche und Entscheidungen Hadrians mit lateinischer Übersetzung enthalten sind. Als Schullektüre benützte man in den Kathedral- und Klosterschulen den Homer und Herodot; auch Menander scheint an manchen Orten noch gelesen worden zu sein, wenigstens ereifert sich Bischof Audoënus von Rouen über die »Narrenpossen« desselben.

Auf die Grammatik folgte als zweite Disziplin des Triviums die Dialektik mit Einschluss der Philosophie. Die von Boëthius bearbeiteten philosophischen Schriften des Aristoteles, sowie die »Isagoge« des Porphyrius, von welchen bereits die Rede war, dienten als Lehrbücher.

Die Rhetorik als dritte Stufe im Trivium durfte sich in der Kloster- und Kathedralschule nicht mehr jener Bedeutung rühmen, welche sie einst in den Rhetorenschulen genoss. Hier hatte man Künstler herangebildet, Künstler des lebenden Wortes, die auf dem Forum in öffentlichen Angelegenheiten schön zu reden verstanden; dort erzog man hauptsächlich Verkündiger des Evangeliums, deren Aufgabe es nicht war, mit Worten zu prangen und zu deklamieren. Zwar machte man die jungen Leute noch in kurzen Umrissen bekannt mit den wesentlichsten Gesetzen der Rhetorik und mit den technischen Ausdrücken, auch erläuterte man das Regelwerk an Beispielen aus Cicero, Quintilian oder auch aus irgend einem Lehrbuche der Beredsamkeit. Das genügte. Weit mehr dagegen betrieb man einen Unterrichtszweig, den wir bereits kennen

[1] Vgl. *Martene*, Vet. Script. Coll. I. p. 155—157.

[2] Rhein. Museum XX. Bd. 1865. S. 363, wo ein auf diese Briefform bezügliches Breve des Bischofs Vaticus von Constantinopel abgedruckt ist.

gelernt haben, nämlich die Fertigkeit, Briefe, Urkunden und sonstige, den Charakter des Geschäftsstils tragende schriftliche Arbeiten nach feststehenden Formeln fehlerfrei anfertigen zu können[1].

Mit der Arithmetik eröffneten die Künste des Quadriviums den Reigen. Die Wichtigkeit dieses Gegenstandes hing mit der Berechnung des kirchlichen Festkreises, mit dem *Computus*, zusammen. Selbstverständlich mussten die Schüler, um dem Unterrichte hierin mit Nutzen folgen zu können, das elementare Rechnen bereits und zwar mit Erfolg hinter sich haben. Die Kenntnis des Computus hielt man schlechterdings für unentbehrlich, besonders für einen Cleriker. »Nimm der Welt den Computus und alles wird mit blinder Unwissenheit umfangen. Es können diejenigen von den unvernünftigen Tieren nicht unterschieden werden, welche nicht rechnen können,« schreibt Cassiodorius[2] und ihm ähnlich drücken sich Isidor von Sevilla, Beda Venerabilis und Rhabanus Maurus aus. Als Lehrmittel zum Studium des Computus galt eine Zeitlang der Calculus des Victorinus, eines Aquitaniers, der um 457 n. Chr. einen neuen Ostercyclus von 532 Jahren zur Auffindung des richtigen Ostertages verfasste und ausführlich commentierte[3]. Seine Tabellen konnte man nebenbei auch zum Wurzelausziehen verwenden[4]. Im Jahre 525 stellte ein römischer Mönch, Dionysius der Kleine aus Scythien, ein Freund Cassiodors, einen neuen Cyclus her, welcher zum Ausgangspunkte der Zeitberechnung die Geburt Christi nahm. Obschon diese Chronologie jene des Victorinus verdrängte, bedurfte es doch vieler Jahrhunderte und des Einflusses eines so gelehrten Mannes, wie des anglosächsischen Mönches Beda Venerabilis, um der dionysischen Aera zur Annahme bei den christlichen Völkern zu verhelfen[5].

Eine Verirrung auf dem Gebiete der Arithmetik schlich sich bei solchen ihrer Lehrer und Jünger ein, welche im Wesen der

[1] Honor. Augustod. De animae exilio c. — 3. *Pez,* Thes. Anecdot. II, 1. 229.

[2] Cassiod. de artib. c. 4.

[3] *Cantor,* Vorlesungen über Gesch. der Mathematik. Leipzig 1880. I. Bd. S. 450.

[4] *Günther,* a. a. O. S. 91.

[5] Eine ziemlich umfangreiche Übersicht über die Werke der mittelalterlichen Computisten findet sich S. 9—11 des vortrefflichen Schulprogramms 1886/87 des P. *Gabr. Meier.* Es sei hiermit ausdrücklich auf jene Zusammenstellung verwiesen.

Zahlbegriffe mystische Beziehungen witterten und aufsuchten. Die Zahlensymbolik des Pythagoras, dem die Zahlen zu Sinnbildern der Gedanken und zum Urgrund alles Seienden wurden, verlockte Geister wie Cassiodor, Gregor den Grossen und andere zu Spekulationen mit der Zahlenlehre und zur Anwendung insbesonders auf die heilige Schrift. Die Klosterlehrer des frühen wie des späteren Mittelalters quälten sich und ihre Schüler mit solch fruchtlosen, schemenhaften Grübeleien und Träumereien[1]. An den grossen Geheimnissen jedoch, zu deren Lösung die Mathematik, namentlich aber die Naturwissenschaften auffordern, gingen sie ahnungslos vorüber; hierin war sich Mittelalter und Altertum gleich[2].

Ohne einige Kenntnisse in der Astronomie vermochte man das Studium des Computus nicht zu betreiben. Dieselbe bestand daher als eigenes Unterrichtsfach im Lehrgange des Quadriviums. In Gallien war es zuerst Gregor von Tours, der über Astronomie schrieb (»De cursu stellarum ratio, qualiter ad officium implendum debeat observari«) allerdings nicht zu Unterrichtszwecken, wie er selbst angiebt, sondern um den Mönchen und Clerikern die Kenntnis der für das nächtliche Psalmengebet festgesetzten Stunden zu ermöglichen[3]. Im Übrigen steht Gregor als Astronom nicht höher als es der Geist seiner Zeit mit sich brachte. Auch ihm sind die Kometen die Vorboten schweren Unheils. Niemand darf ihn

1 Um an einem Beispiele zu zeigen, in welcher Form dieser Zahlenmysticismus betrieben wurde, diene ein Beleg aus *Alcuins* Brief an seinen Schüler Gallicullulus, der ihn über das Wesen der Zahlen im Alten und Neuen Testamente gefragt hatte. Von 10 bis 1 abwärts liefert Alcuin aus der heiligen Schrift folgende Auslegungen: 10 Gebote sind es, welche auf zwei steinernen Tafeln durch Moses und Aaron dem Volke Gottes gegeben wurden — 10 Plagen kamen über Ägypten, damit das Volk Gottes befreit würde — durch 10 Verfolgungen wurde die Kirche Christi gekrönt — nach der 10. Generation kam die Sündflut und vernichtete die Gottlosen — nach 10 Königen der jüngsten Zeit wird der Antichrist geboren, mit dem die Gottlosen untergehen. Bei der Zahl 1 angekommen lehrt Alcuin: 1 Arche gab es, in welcher beim Untergange der Menschen die Guten gerettet wurden — 1 Kirche gab es, durch welche die Getreuen gerettet wurden, während die Sünder untergehen — 1 Durchgang durch das rote Meer gab es für das israelitische Volk, damit es das gelobte Land erhielt — 1 Taufe gibt es, durch welche man ins ewige Leben eingehen muss. *Achery,* Spicileg. III. p. 321.

2 *Gabr. Meier,* l. c. S. 5.

3 Gregor Tur. De cursu stellarum c. 16.

darum tadeln; derselbe Wahnglaube beschattet noch im 19. Jahrhunderte die Köpfe.

Als litterarisches Hilfsmittel beim Unterrichte in der Astronomie kannte man die »Phaenomena«, das astronomische Lehrgedicht des Alexandriners Aratus, lateinisch bearbeitet von Caesar Germanicus, dem Neffen und Adoptivsohn des Tiberius, welch letzterer denselben bekanntlich durch Gift beseitigen liess (19 n. Chr.) Da es als Schulbuch sehr beliebt war, wurde es häufig nachgedichtet, interpoliert und aus Hygin (dem wahrscheinlich zur Zeit Hadrians lebenden Schriftsteller über Feldmesskunst), Plinius, Sueton, dem Mathematiker Censorinus (3. Jahrh. n. Chr.) und Martianus Capella reichlich mit Scholien versehen. Auch Boëthius schrieb, wahrscheinlich Claudius Ptolemäus benützend, ein Lehrbuch der Astronomie, das aber seit dem 11. Jahrhundert leider verloren ist[1].

Das Mass der astronomischen Kenntnisse, welches die Schulanstalten Galliens im 5., 6. und 7. Jahrhundert ihren Schülern beibrachten, war kein grosses und mit der Lehre vom Thierkreise, von den Fix- und Wandelsternen, den Solstitien und Äquinoctien, den Mond- und Sonnenumdrehungen ungefähr abgethan[2]. Einige kosmographische Angaben, die sich über die Kugelgestalt der Erde, über deren Einteilung in fünf Zonen, über das von Aristoteles festgestellte Sphärensystem, über meteorologische Erscheinungen und über die Beschaffenheit der Himmelskörper erstreckten, wobei abermals Aristoteles und auch Plinius ihr entscheidendes Wort mitsprachen[3], schlossen im allgemeinen das Studium der Astronomie ab.

Arithmetik und Astronomie, namentlich aber jene, bildeten die unvermeidliche Stufe zur Musik. Nicht wer mit einem guten Gehöre, mit schöner Stimme und musikalischen Anlagen begnadet war, oder etwa ein Instrument vollendet spielen konnte, durfte deshalb auch schon Anspruch erheben, als Musiker betrachtet zu werden. Die Musik im Quadrivium war ein Zweig der Mathematik, eine exakte Wissenschaft wie diese. Schon im grauen Altertume löste die speculative Forschung die Harmonielehre — dieser Ausdruck darf hier nicht im modernen Sinne gefasst werden — in eine Zahlenlehre auf. Stets spielte die Lehre von den musikalischen Intervallen in die Theoreme der Arithmetik, nament-

1 *Cantor,* l. c. p. 492.

2 *Léon Maitre,* l. c. p. 235.

3 *Günther,* a. a. O. S. 126.

lich in die Proportionenlehre hinein, und griechische Musiktheoretiker, wie der berühmte Mathematiker und Astronom Claudius Ptolemäus, suchten die pythagoräische Harmonik nicht nur auf das Wesen und Werden der vernünftigen Naturen, insbesonders der menschlichen Seele, sondern auch auf die astrologischen Erscheinungen anzuwenden[1].

Boëthius mit seinen fünf Büchern »De musica« steht durchweg auf dem Standpunkte, welchen Pythagoras mit seiner arithmetischen Harmonik vorgezeichnet hat. Der römische Gelehrte wurde in der Musikwissenschaft die eingebürgerte Autorität des ganzen Mittelalters, angefangen von Isidor von Sevilla bis auf Franco von Köln, Marchetto von Padua (zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts) und Franchino Gafori († 1522). Selbst der grösste Musiktheorist des 16. Jahrhunderts, Gioseffo Zarlino von Chioggia (1519—1590), der Vater der neueren Harmonielehre, geht noch überall von der pythagoräischen Zahlenharmonie aus.

Die Musiklehrer in den Kloster- und Kathedralschulen gebrauchten, dem Beispiele des Boëthius gemäss, ein angeblich schon dem Pythagoras bekanntes einsaitiges Instrument, das Monochord, um daran die arithmetischen Proportionen der Tonschwingungen zu messen. Das Monochord, von welchem unser modernes Klavier den Ursprung nahm, besteht, wie der Name schon andeutet, aus einer einzigen Saite, die über einen, auf einem geteilten Brette befestigten Steg läuft und am untern Ende mit Gewichtstücken oder durch eine andere beliebige Vorrichtung straff angespannt wird. Setzt man die Hälfte der Saite in Schwingung, so erhält man die Oktave des Grundtons, wenn $^4/_5$ schwingen, die grosse Terz, bei $^2/_3$ die reine Quinte, also die Proportionen der Dreiklangsintervalle. Es konnte somit diese Art Musik lediglich von einem tüchtigen Mathematiker gelehrt und betrieben werden, wesshalb sich ihr auch nur befähigte Schüler widmeten.

Wenn hier ein flüchtiger Blick auf die Geometrie unsere Übersicht der sieben freien Künste beschliesst, so geschieht dies, weil dieser Gegenstand auch im Programm der mittelalterlichen Schule als der mindest wichtige und letzte im Range angesehen wurde. Besass man ja nicht einmal ein Unterrichtsbuch der Geometrie, denn der von Boëthius hergestellte Auszug »De Geometria« aus Euclid wurde erst im 11. Jahrhunderte durch Gerbert aufgefunden.

[1] *Alb. Frhr. v. Thimus*, Die harmonikale Symbolik des Altertums, 2 Teile S. 30[1]. Köln. 1868.

Bis dahin fristete man das geometrische Wissen aus Martianus Capella und Cassiodor. Jener verquickt aber die Geographie mit der Geometrie, indem er die Gestalt und Grösse der Erde ausmisst, den Umfang derselben nach Eratosthenes auf 252,000 Stadien angibt, Europa, Afrika und Asien beschreibt und endlich mit der geometrischen Terminologie der Griechen schliesst[1]. Ein geometrischer Unterricht in unserem Sinne fand in den Schulen kaum statt, sonst hätte der heil. Frodebert († um 673 als Abt von Moutier-la-Celle bei Troyes) da er noch Schüler zu Luxieul war, wohin er von der Kathedralschule zu Troyes gekommen, sich nicht anstatt eines Zirkels einen Mühlstein und diesen noch dazu um den Hals geben lassen, als er einst zu einem Mitbruder um einen Zirkel geschickt wurde. Er kannte also einen solchen noch gar nicht[2].

Allein mochte auch die Geometrie das Aschenbrödel der mittelalterlichen Schulwelt sein, so verkünden doch die grossartigen Dome und Münster mit mächtig beredter Sprache, dass ihre Erbauer nicht arm an geometrischen Kenntnissen und mathematischem Wissen gewesen sein können. Ihre Erbauer aber waren entweder Mönche oder, wenn Laien, doch meistens Schüler der Klosterschule, und ein pietätvoller Sinn wird sich daher nicht weigern, der edlen Thätigkeit dieser Schule ein dankbares Andenken zu widmen. »Zwar ist sie nicht imstande gewesen,« sagt Kaufmann, »eine gewisse allgemeine Bildung in weite Kreise zu tragen — die Abneigung der Laien gegen jede Beschäftigung mit Büchern hinderte dies — aber sie bildete den geistlichen Stand zu einem Hüter der Cultur. Inmitten des ewigen Waffenlärms, der Europa erfüllte und die Mönche selbst bisweilen zwang, das Schwert zu nehmen und ihre Zelle zu verteidigen, erhoben sie die Klöster zu Zufluchtsorten friedlicher Thätigkeit. Die sorgfältige Bestellung des Gartens, der kühne Bau von Kirchen und Palästen, von Brücken und Mauern, das Malen und Holzschneiden, das Bilden in Erz und Stein und alle die feineren Künste, welche lange Zeit ausschliesslich von Mönchen gepflegt wurden, sind zwar nicht unmittelbar in der Klosterschule gelehrt worden, aber unter rohen Mönchen hätten sie nicht solche Blüte erreicht. Ausserdem danken wir dieser Schule alles, was von

[1] Martianus Capella, De nuptiis Philol. et Mercurii ed. F. Eyssenhardt. p. 246 squ.

[2] *Mabill.*, Acta SS. O. S. B. II. p. 627: quid esset circinus penitus ignorabat, hoc tantum esse existimabat, quod impositum collo ferebat. (Vita S. Frodeberti.)

Kunde des klassischen Altertums sich bis in die Zeit der erneuerten weltlichen Bildung erhalten hat, und endlich fehlt es dem Mittelalter ebensowenig wie in den späten Tagen an kühnen Denkern, an grossartig begabten Geistern, welche hier zu wissenschaftlichem Studium angeleitet und befähigt wurden. Der auf Unkenntnis gegründete Hochmut moderner Bildung glaubt freilich mit dem einen Worte »Scholastik« über die Arbeit dieser Mönche hinweggehen zu können als über eine Summe nutzloser Versuche, die widerstrebenden Thatsachen und Gedanken einzuordnen in das herkömmliche System kirchlicher Dogmatik; allein schon die e i n e Beobachtung, dass in den wichtigsten Fragen schon damals dieselben Gegensätze aufeinander platzten, welche heute die Geister trennen, schon diese Beobachtung zeigt, dass die kirchlichen Fesseln das geistige Leben nicht erstarren liessen Dass die bedeutenden Männer nicht unterlagen, danken sie der Klosterschule, danken sie Cassiodor und den Benediktinern[1].«

[1] *Kaufmann,* Rhetorenschulen, S. 85. 86.

Achtes Kapitel.

Das gallo-fränkische Bildungswesen. — Chrodegang von Metz.

Seitdem das römische Reich, weniger durch die eigentümliche germanische Kraft, als durch die Macht, welche die Bedürfnisse und das Wirken des Römerreichs unter den Germanen erst schuf und der dieses letztere später gehorchte[1], gestürzt worden, hatten sich zwar die civilisatorischen Verhältnisse in den von den germanischen Siegern eroberten Ländern beträchtlich verschoben, nirgends aber in solchem Grade, dass unter ihrer Herrschaft ein gänzlicher Niedergang der alten Kultur erfolgt wäre, mochte auch manche Blüte derselben zu Tode getroffen worden sein. Schon früher ist bemerkt worden, dass mitten unter den Westgothen in Clermont, Arles, Bordeaux u. s. w. die alten Rhetorenschulen fortbestanden; ebenso besass Lyon, die Hauptstadt des beredten und gebildeten Burgunderfürsten Gundobald eine Rhetorenschule, an welcher Viventiolus unterrichtete, der mit seinen Schülern die alten Redner und Dichter las[2]. Auch die Ostgothen und Longobarden wussten geistige Bildung zu schätzen. »Die Grammatik ist die Grundlage der Wissenschaften, die Zierde des menschlichen Geistes, die Meisterin des Wortes,« schrieb Athalarich an den römischen Senat, als dieser Anstand nahm, die Gehälter der Professoren auszubezahlen. »Wenn wir Schauspieler zum Vergnügen des Volkes bezahlen, muss man um so mehr diejenigen ernähren, welche die Feinheit der Sitten und die Beredsamkeit in unserem Palaste erhalten[3].« Bei den Longobarden war die vom Konzil von Vaison für Gallien geforderte Unterweisung von Knaben durch die Pfarr-

1 *Leo,* Lehrbuch der Universalgeschichte, I. S. 55. 56.
2 Aviti episcop. Vienn. ep. 51. 52. — Hist. litt. II. p. 20.
3 Cassiod. Variarum libr. IX. ep. 21.

geistlichen längst üblich[1] und das Konzil verweist ausdrücklich auf diese in Italien verbreitete Einrichtung; die feine Bildung der longobardischen Grossen war lediglich eine Frucht der in ihrem Lande bestehenden Grammatikschulen[2], als deren berühmtesten eine die des Deuterius zu Pisa gelten konnte. Selbst Kloster-, Episkopal- und Privatschulen kommen zur Zeit der Merovinger in Italien vor und namentlich scheinen letztere noch im 8. Jahrhunderte einen blühenden Stand gezeigt zu haben[3]. Der Erzbischof von Mailand, Benediktus Crispus, hatte Schüler um sich, die er in den sieben freien Künsten unterrichtete. Im 8. Jahrhunderte empfahl Gison von Modena seinen Priestern, Schule zu halten und die Kinder zu unterrichten. Die Kirche von Lucca hatte ihre Schule sogar unter dem Kathedralportale, wie aus einer Urkunde vom Jahre 787 des dortigen bischöflichen Archivs hervorgeht[4]. Selbst in Afrika, wohin eine oberflächliche Geschichtschreibung mit dem billigen Ausdruck Vandalismus den Inbegriff aller Barbarei abzuladen pflegt, wurden die Wissenschaften nicht verachtet, wie ein leichtfertiges und oberflächliches Urteil mancher Schriftsteller etwa angibt. Unter König Thrasamund besass Carthago Lehrer und Studien[5], und St. Augustin meldet uns, dass dort die klassischen Sprachen gelehrt wurden; ja sogar Frauen Carthagos waren im Griechischen nicht unbewandert. So unterrichtete Mariana, die Mutter des Diakons Fulgentius († 533), eine ebenso fromme als gebildete Matrone, ihren Sohn, ehe er in die Schule des Grammatikers kam, im Griechischen selbst, und las mit ihm den ganzen Homer, den sie ihn, wie auch eine Auswahl von Menander, auswendig lernen liess[6]. Erwägt man endlich die Thatsache, dass gerade der Verfasser des berühmtesten mittelalterlichen Schulbuchs, Martianus Capella, aus Afrika stammte und sein Werk um den Beginn der Vandalenherrschaft verfasste, so darf man sich unbedenklich der Ansicht hingeben, dass die Vandalen in ihrer

1 Vita S. Fulgentii (*Bolland.* A. S. I. p. 82.) *Papenkordt,* Gesch. der vandal. Herrschaft in Afrika, S. 297.

2 *Giesebrecht,* De litterarum studiis apud Italos primis aevi saeculis. Berolini 1845. p. 8. — *Muratori,* Antiqu. Ital. med. aevi. Diss. 43. p. 809. — *August,* Christl. Archäolog. VI, S. 153.

3 *Ebert,* Gesch. der christl. Litterat. II. S. 4.

4 *Giesebrecht,* l. c. p. 14. — 5 *Ozanam,* l. c. p. 495.

6 *Burmann,* Anthol. VI, ep. 85: Carthago studiis, Carthago ornata magistris.

Stellungnahme zu den Wissenschaften besser waren als ihr Ruf es ist.

Auch die neuen Herren Galliens, die Franken, traten in ein wolwollendes Verhältnis zur Kultur der von ihnen seit der Schlacht von Soissons (486) bezwungenen gallo-römischen Nation, die ihnen vermöge ihrer höheren Bildung Achtung abzwang, während sich die Gallo-Romanen, besonders die aus edlem Blute entsprossenen, den Franken nicht nur ebenbürtig fühlten, sondern auf sie trotz ihrer materiellen Übermacht wie auf ein geringes Geschlecht herabsahen[1]. Die Franken selbst mussten sich des geistigen Unterschiedes, der sie von den Besiegten trennte, klar werden und der Umstand, dass die Romanen in Staat und Kirche vermöge ihrer höheren Bildung die wichtigsten Stellen inne hatten, mochte für die Franken ein Antrieb mehr sein zu einem Ausgleiche auf einem Gebiete, wo die rohe Gewalt der Waffen nichts mehr zu entscheiden hatte. Deshalb bequemten auch sie sich allmählich zu der bei den Römern herrschenden Sitte, ihre Kinder in den öffentlichen Schulen unterrichten zu lassen. Die Fürsten selbst betraten zur Aneiferung ihrer Unterthanen diese Bahn und begaben sich an das Studium der Sprache Latiums, vor deren unbezwingbarer Macht sie sich beugten. Childebert I. beherrschte das Lateinische gut, noch besser aber Charibert von Paris (567), der sowohl deswegen wie auch seiner Gesetzeskunde halber von Fortunatus gepriesen wird[2]. Chilperich I. von Soissons († 584), der »Nero unserer Zeit«[3], der mit Vorliebe in die Theologie hineinpfuschte und sogar eine Schrift verfasste, worin er den Bischöfen seines Landes zu beweisen suchte, dass es keine Dreiheit der göttlichen Personen, sondern nur ein Wesen, Gott genannt, gebe[4], setzte sich auf seinen lendenlahmen Pegasus und machte nach Art des irischen Dichters Sedulius Verse, die sich indes hauptsächlich durch ihre widerhaarige Metrik auszeichneten[5]. Das fränkische Alphabet vermehrte er, wie einst Claudius das römische, mit einigen neuen Schriftzeichen, mit dem

[1] *Loebell,* Gregor v. Tours, S. 138. — *W. Arnold,* Deutsche Gesch. II. S. 95. 96.

[2] Fortunat. lib. V, carm. 4:

Quum sis progenitus clara de stirpe, Sicamber,
Floret in eloquio lingua latina tuo.

[3] Gregor Tur IV, 46. — [4] Ibid. IV, 45.

[5] Ibid. V, 44: Scripsit alios libros idem rex versibus, quasi Sedulium secutus, sed versiculi illi nulla paenitus metricae conveniunt ratione.

ω der Griechen, mit dem ψ, Z und Δ, und sandte Befehle in alle Städte seines Reiches, dass die Knaben darnach unterrichtet werden, die nach der alten Weise geschriebenen Bücher aber mit Bimsstein radiert und umgeschrieben werden sollten. Es müssen also die Elementarschulen im fränkischen Reiche in genügender Anzahl vorhanden gewesen sein, um einem eigenen königlichen Erlasse die Entstehung zu geben.

Ob nun auch die litterarischen Leistungen der Frankenkönige nicht viel bedeuteten und die zwei Bücher Verse, deren sich Chilperich schuldig machte, sowie seine anderen Schriften, Hymnen und Messgebete ganz und gar nichts taugten, wenngleich die Nachwelt, welche ihn am Portale von Notre-Dame in Paris mit einem Saiteninstrument in der Hand und in der Haltung eines Apollo ausgemeisselt hat, minder streng über sein schriftstellerisches Schaffen zu Gericht sass[1] — so entzündete das Beispiel der Könige dennoch auch die Vornehmen und die höfischen Würdenträger. Angesehene Männer widmeten sich nicht ohne Erfolg der Poesie, wie Gogo, der Erzieher Childeberts II., der wegen seiner Neigung zu den Musen von Fortunatus mit Orpheus verglichen wird. Andere zeichneten sich durch ihr Wissen in der Gesetzeskunde und ihre Beredsamkeit aus[2].

Um den Vornehmen Gelegenheit zu bieten, ihren Söhnen eine Erziehung zu geben, welche ihnen Anteil verschaffte an der Tragweite der von den Gallo-Romanen vertretenen Bildung, schufen die Merovingerfürsten in Nachahmung der einst am Hofe des Augustus[3] und zu Trier bestandenen kaiserlichen Palastschule eine Anstalt, in welcher die adelige Jugend für den Reichsdienst herangebildet wurde, wobei man nicht allein an die Hebung und Pflege der germanischen Waffentüchtigkeit, sondern auch an höher liegende Aufgaben, an eine wissenschaftliche Erziehung, dachte.

Entstanden ist die Palastschule der Merovinger zunächst aus einer religiösen Einrichtung, nämlich aus der Palastkapelle, wo der heil. Martin von Tours, der Schutzherr der Franken, verehrt wurde und bei Tag und Nacht zu seinem Lobe heilige Gesänge ertönten. Man lehrte den vornehmen Knaben, die an den Hof des Königs altgermanischer Sitte gemäss zur Gefolgschaft desselben gebracht wurden, um dort erzogen zu werden, den Gesang. Auch hier ist es wieder eine Sängerschule, unter deren Dach die Musen ein-

1 *Ozanam,* l. c. p. 455. — 2 Hist. litt. II. p. 19.
3 Suet. De illustr. grammat. XIII. XVII.

kehren, denn es ist kein Zweifel, dass die jungen Adeligen in dieser Schule alle jene Kenntnisse erhielten, welche sie später, sei es im Dienste der Kirche oder des Staates, bedurften.

Zu diesen Kenntnissen ist vor allem das Studium der lateinischen Sprache zu rechnen. Auch im sprachlichen Leben überwog der Einfluss des romanischen Elements und zwang die rohen Franken, die Grammatikregeln Donats und Priscians zu lernen. Die Schriftsprache war ausschliesslich Latein, selbst die *Lex Salica*, das Gesetzbuch der Franken, war lateinisch abgefasst; die Sprache der Verwaltungsbehörden war die lateinische, die Gerichtsbeamten bedienten sich im südlichen Teile des Landes sicher derselben, die Kapitularien und Verordnungen der Frankenkönige sind alle lateinisch, kurz: schon seit dem 6. Jahrhundert beginnt dieser Zersetzungsprozess des germanischen Sprachgebäudes in Gallien und schreitet unaufhaltsam vorwärts, bis es im Laufe der Jahrhunderte dem Volke das aus dem verdorbenen Latein, der *lingua latina rustica,* und eingestreuten germanischen Elementen bestehende Romanische oder Französische hinterlassen, den Gebildeten, dem Hofe und der Kirche das Lateinische als Amtssprache vererbt hat[1]. So wenig also ein Franke ein geistliches Amt ohne Kenntnis des Lateinischen übernehmen konnte, so wenig konnte der Beamte des Staates seiner Pflicht ohne dieselbe genügen. Ein Schüler der merovingischen Hofschule lernte also die Grammatik, aber auch die übrigen Wissenschaften, die freien Künste, die darum auch die höfischen Fächer *(aulicae disciplinae)* genannt wurden[2]. Die Lektüre der Alten war nicht ausgeschlossen. Der heil. Audoënus, Bischof von Rouen, und der mit dem heiligen Bischof Eligius von Noyon befreundete Biograph desselben, war am neustrischen Hofe erzogen worden; in der Lebensbeschreibung seines Freundes nennt er verschiedene alte Autoren, die ihm bekannt waren[3]. Auch die Tachygraphie wurde an der Schule der Merovinger gelehrt, denn noch bis ins 10. Jahrhundert findet man die Anwendung derselben in der

[1] *Biedermann,* Deutsche Volks- und Kulturgeschichte, I. Teil, S. 57.

[2] Vita S. Wandregisili Abbatis bei *Du Chesne,* Hist. Franc. Script. I. p. 638: Cumque adolescentiae polleret aetas in annis, sub rege Dagoberto militaribus gestis, ac aulicis disciplinis, quippe ut nobilissimus nobiliter educatus est. Et crescentibus sanctae vitae moribus, cunctis mundanarum rerum disciplinis imbutus, ab eodem rege Dagoberto Comes constituitur Palatii.

[3] Spicileg. *d'Achery,* Vita S. Eligii II. p. 77.

Königskanzlei[1]; sie muss also an den Hofschulen zu den Unterrichtsgegenständen gehört haben.

Aus dieser »schola palatina« gingen nämlich jene Kanzleibeamten der fränkischen Könige hervor, jene Referendare, Geheimschreiber und Sekretäre, welche namentlich unter den des Schreibens unkundigen Pippiniden[2] durch Abfassung der Urkunden, Diplome und sonstiger geschäftlichen Schreiben, sowie durch deren Siegelung ein wichtiges Amt bethätigten[3].

Der Besuch der fränkischen Hofschule muss sich für die damalige Zeit sehr lebhaft gestaltet haben. Ein Zweifel an dem Vorhandensein einer solchen Schule wäre, nachdem ihrer fast alle Lebensbeschreibungen der fränkischen Heiligen aus der Merovingerzeit gedenken, vollständig lächerlich. Ausnahmen kann man fast gar nicht einmal annehmen[4]. Die Hofschule wird besonders unter jenen Herrschern, die, wie Dagobert I., († 638) selbst als eifrige Verehrer der Wissenschaften sich hervorthaten[5], eines günstigen Zustandes sich erfreut haben. Von solchen Männern, die ihre Erziehung der Hofschule verdankten und später durch ihr hervorragendes Wirken ihre Namen mit unauslöschlichen Lettern in die Geschichte eingeschrieben haben, seien erwähnt: Gaugericus, Schüler und Nachfolger des Trierer Bischofs Magnericus, eines Schülers des Bischofs Nicetius, unter Theoderich (regierte bis 534) an der Palastschule zu Trier erzogen[6]; St. Wandregisil, der später Abt des von ihm um die Mitte des 7. Jahrhunderts gestifteten belgischen Klosters Fontanelle wurde[7], Bischof Leodegar von Autun[8], Abt

1 *Moser,* Allg. Gesch. der Stenographie. 1. Bd., S. 44.

2 *Ebert,* a. a. O. II. S. 3.

3 Vita S. Ansberti episc. Rothomagens. *(Du Chesne,* I. p. 681:) Ansbertus in Aulam regis a genitore perductus, sicut erat acumine ingenii clarus, coepit esse Aulicus scriba doctus, conditorque regalium Privilegiorum et gerulus annuli Regis, quo eadem signabuntur Privilegia.

4 *C. Schmeidler,* Die Hofschule u. die Hof-Akademie Karls d. Gr. (Dissertat. 1872) S. 4.

5 Dagobertus . . . multarum artium bonarum executor. *Du Chesne,* I. p. 592: Vita Sigeberti regis.

6 Hist. Trevir. p. 212 bei *Achery,* Spicileg. II.

7 Vita S. Wandregesi abb. Font. c. 2 bei *Bouquet,* Script. rer. Franc. II. p. 561.

8 Vita S. Leodegarii ep. August. c. 1. bei *Bouquet* II. p. 619. *Du Chesne,* I. p. 500. 501. 617. 618.

Aredius (Aridius) von St. Yrier la Perche[1], der gleich Faro († 649), nachmals Bischof von Meaux[2], am Hofe Theodeberts (um 575) erzogen wurde, Austregisus († 624), Bischof von Bourges[3], Licinius, Bischof von Angers[4], der Martyrer Ragnebert[5], Bischof Arnulf von Metz[6], Landbert Bischof von Utrecht[7], Ansbert von Reims († 698)[8] und noch viele andere wie: Bischof Hubert von Mastricht, Audoënus oder Dado, Bischof von Rouen († 659), Didier (St. Desiderius) † 652 oder 653, Bischof von Cahors, Chlodulf († 696), Bischof von Metz und ein Sohn des hl. Arnulfs u. s. w.

Als Lehrer wirkten an der Palastschule entweder einzelne gebildete Laien, so der Palastgraf Gundolf, der am Hofe Theodeberts den jungen Edelfranken Arnulf zur Leitung der weltlichen Geschäfte heranbildete, und gallo-römische Adelige, wie Desiderius, der königliche Schatzmeister, und seine Brüder Rusticus und Syagrius, gelehrte Männer[9], oder jene Geistlichen, »palatini« genannt, welche gewöhnlich den Hof begleiteten, wo immer er sich befand, eine schon seit Chlotar II. getroffene Einrichtung[10].

Während die Hofschule vornehmlich die Söhne Adeliger erzog und bildete, zeigten sich auch im Volke hie und da Spuren, dass das Beispiel der vornehmen Klassen nicht ohne günstigen Einfluss auf die niederen Schichten blieb. Manches Kind niedrig geborner Leute empfing Anregung, wenn es sah, wie die jungen Edelinge ihren Geist durch die Wolthat des Unterrichts bildeten. So der junge Hirte Wallarich, der seines Vaters Schafe auf den Bergen der Auvergne weidete. Als er erfuhr, dass in der Gegend Schulen sich befänden, wo nach herrschender Sitte die vornehmen Jungen unterrichtet würden, ergriff ihn der Lerneifer, er machte sich ein Täfelchen und bat einen Knabenlehrer, ihm das Alphabet aufzuschreiben. Dann ging er mit solcher Begierde ans Lernen, dass er in kurzer Zeit den Psalter, das erste Lesebuch der damaligen Schuljugend,

1 Vita S. Aridii Lemov. abb. *Bouquet* p. 412. — Gregor Tur. hist. Franc. X, 29. — *Mabill.* Annal. I. p. 160.

2 Vita S. Faronis episc. Meldens. *Du Chesne,* I. p. 567.

3 Vita S. Austregisi ep. Bitur. *Bouquet* p. 467.

4 Vita S Licinii Andeg. ep. *Bouquet* p. 486.

5 Passio S. Ragneberti Mart *Du Chesne,* I. p. 625. 626.

6 Vita S. Arnulfi ep. Mett. *Bouquet* p. 507. *Du Chesne,* I. p. 553. Vita S. Arnulfi II. p. 594; Vita Beati Pipini.

7 Vita S. Landeberti ep. Traject. *Bouquet* p. 596.

8 *Du Chesne*, I. p. 681. — 9 *Mabill.,* Acta II. p. 150.

10 Hist. litt. IV, p. 3.

von einem Ende zum andern konnte[1]. Ein weiteres Beispiel. Brachio, ein unwissender Thüringer, der im Dienste des adeligen Franken Sigiwald stand, malte, um lesen zu lernen, die Buchstaben der Offizienbücher des Auvergner Klosters Menat nach und liess sich von den Mönchen die Namen sagen. So lernte er lesen und schreiben, und eines Tages war er Abt desselben Klosters (um 542)[2].

Die Schulen, von welchen der Hirtenknabe Wallarich vernahm, waren ohne Zweifel entweder Klosterschulen, die von dem jungen fränkischen Adel gerne besucht wurden[3], oder was noch viel wahrscheinlicher sein dürfte, Privatschulen, an welchen es weder in Gallien noch in Italien damals mangelte. Sie waren an die Stelle der alten Munizipalschulen des 4. und 5. Jahrhunderts gerückt. In ihr lehrten Wanderlehrer (praeceptores), welche für ihre Leistungen von den Eltern Gastfreundschaft erhielten, Überbleibsel jener stolzen Rhetoren des kaiserlichen Roms, die einst nach den höchsten Staatsämtern streben durften, während die armseligen Privatlehrer des 6. Jahrhunderts entweder von der Gunst und Gnade eines Barbarenfürsten lebten oder die schwachen Reste der antiken Gelehrsamkeit um das liebe tägliche Brot verkauften[4].

Man sieht also, dass es Schulen und Lehrer gab und dass auch die Schüler nicht fehlten. Aber es fehlte die Weihe des Friedens im Reiche Chlodwigs und seiner barbarischen Rasse, deren Element nur Blut und Grausamkeit zu sein schien. Das Volk bestand auch nach der Taufe nur aus treulosen, wilden, entsittlichten Barbaren, deren Religion in äusserem Formelwesen aufging[5]. Die Merovinger wälzten sich in allen Lastern, lagen untereinander in blutigem Zwiste und Hader, raubten das Gut der Kirche, um es an die feilen Günstlinge ihrer Laune zu verschachern und besetzten die Bistümer mit den verworfensten Geschöpfen, mit Säufern, Ehebrechern, Hurern, Meineidigen. Zwar gebrach es der fränkischen

[1] *Mabill.*, Acta II. p. 91 (Vita S. Wallarici † 622) c. 2: Audivit in locis vicinorum propinquis qualiter nobilium parvulorum mos est, doctoribus instruere scholas.

[2] *Mabill.*, Annal. I. p. 103.

[3] Von Abt Francard (um 679) des bei Bourges gelegenen Klosters Lourey heisst es bei *Mabill.*, Annal. I. p. 547: Erat . . . nutritor et doctor filiorum nobilium.

[4] *Ampère* l. c. II. p. 278—280. Gregor. Tur. III, 33.

[5] *Wetzer* und *Welte*, Kirchenlexikon, 1. Aufl. IV. Bd. S. 149.

Hierarchie nicht an edlen, pflichtgetreuen und frommen Bischöfen, von denen bereits mehrere genannt worden sind, welche klagten, »dass unter den Priestern des Herrn das Unkraut des Teufels wuchere[1]«; sie allein vermochten indes den schmutzigen Strom der Verwilderung nicht zu dämmen. Wo aber das Priestertum zu einer militärisch aristokratischen Kaste, die Kirche zu einem Lehen und »der Stall Bethlehems zu einem Stall für Kriegsrosse[2]« geworden war, da musste nicht nur die Lampe des Glaubens im Heiligtume verlöschen[3], sondern auch die der Wissenschaften. Und diese Gefahr stand für das fränkische Reich nahe bevor, trotz der eifrigsten Bemühungen der Kirche und der löblichen Anstrengung Einzelner, sie abzuhalten.

Doch die Vorsehung hatte gesorgt, dass die gefürchtete Nacht sich nicht auf Gallien niedersenkte, dass dieses Land dem Strudel des Unterganges rechtzeitig entrissen wurde.

Einst hatte Gallien vom Lichte seines Geistes und seiner Lehre jener Insel mitgeteilt, welche, den Namen »Insel der Heiligen und Weisen« führend, draussen im brandenden Weltmeere liegt, Erin, das ewig grüne, das nie von dem Fusse eines bewehrten Römers berührt worden. Der Apostel Irlands, der heil. Patrick († 493), war erst zu Marmoutier, dann zu Lerin gebildet worden und hatte den Unterricht des Germanus von Auxerre genossen. Von Gallien trug er den Samen des Glaubens nach Irland. Zahlreiche Klöster erstanden dort. Nicht als ob Patrick selbst sie gegründet hätte; er befasste sich lediglich mit der Verkündigung des Evangeliums und errichtete Kirchen[4]. Doch aus dem Samen, den er ausstreute, wuchs als Saat jener Geist der Liebe und Selbstverleugnung, welcher Seele und Atem des klösterlichen Lebens ist. St. Patrick war kein hochgebildeter Gelehrter. Er selbst entschuldigt sein barbarisches Latein. Aber »obgleich er seinen Mönchen nur wenige Kenntnisse mitteilen konnte, so teilte er ihnen doch die Wissbegierde mit, welche sie nachher antrieb, sich aus Britannien und Frankreich mehr Bildung und Bücher zu holen«[5].

Irland war voll von Schulen; jedes Kloster hatte seine Lehrer und Schüler. Als älteste Schule gilt wohl die zu Armagh am

[1] Gregor. Tur. hist. Franc. IV, 33. — [2] *Ozanam* l. c. p. 96.

[3] Jonas, Vita S. Columbani: Gallia ubi . . . religionis virtus paene abolita videbatur. *Migne*, LXXXVII, p. 1014. 1017.

[4] *Healy*, l. c. p. 192.

[5] *Neander*, Gesch. der christl. Religion u. Kirche I, S. 476.

bischöflichen Sitze St. Patricks selbst. Die auf der Insel Beg-Erin (Kleinirland) von Bischof Ibar († 500) errichtete Klosterschule war eine blühende Stätte geistlicher und weltlicher Wissenschaft[1]. St. Finnians († 523 oder 525) Schule zu Clonard (Cluain-eraird) soll 3000 Schüler gezählt haben, unter ihnen St. Columba, den Schottenapostel. Man braucht sich an dieser grossen Zahl nicht zu stossen, denn der Unterricht wurde, wie es zu den Zeiten der Druiden gewesen, meistens im Freien erteilt, die Schüler aber lebten nicht etwa in einem einzigen Gebäude beisammen, sondern in selbsterrichteten kleinen Hütten wie Soldaten in Zelten[2]. Ihre Lebensbedürfnisse gewannen sie durch die von der Klosterregel vorgeschriebene Arbeit ihrer Hände. Im Westen Irlands lockte die berühmte von St. Brendan († 577) gegründete Schule von Clonfert (Provinz Connaught) zahlreiche Schüler aus allen Gegenden des Landes an. Andere ähnliche Anstalten waren: Clonmacnoise am Shannonflusse, von Ciaran († 544), einem Schüler St. Finnians, gestiftet; Jona, von Columba († 597) gegründet. Nach der von Bischof Cartaghe (Mochuda) i. J. 636 errichteten Schule von Lismore im südlichen Irland strömten lernbegierige Jünglinge aus allen Teilen Erins, Englands und Galliens wie nach einem Markte der schönen Wissenschaften[3]. Alle diese Institute waren für jene Zeit ebensoviele Universitäten. Keines derselben aber ist berühmter geworden als Bangor (Banchair) im Norden Irlands, von Comgall († 600) gegründet, denn diese Schule brachte St. Columban († 615) hervor, den Stifter von Luxieul und Bobbio, und St. Gall, den Apostel des Schweizerlandes. In Bangor lehrte man sogar die Ursprache der heiligen Schrift[4]. Noch verdienen als Schüler dieses Klosters genannt zu werden: Bischof Cummian von Lindisfarne († 676), der in der bekannten, 664 im Kloster Strenaeshalch abgehaltenen Disputation über die Zeit der Passahfeier solch bewunderungswürdige mathematische Gelehrsamkeit entfaltete; der scharfsinnige Farghil (d. i. Geometer) oder Vergilius,

[1] *Usseri,* Antiqu. Brit. eccles. p. 1061: Beg. Erin, i. e. Parva Hibernia, ubi celebre condidit coenobium et sacras ibidem litteras aliasque artes optimas docuit maximam multitudinem Hibernorum et aliorum.

[2] *Healy,* l. c. p. 202.

[3] *Ware,* Antiquities of Ireland p. 240. — *Hallam,* Litterat. of Europe, p. 3.

[4] *O'Connor,* Rer. Hib. Scriptor. p. 198.

† 781 als Bischof von Salzburg, der im Streite mit St. Bonifatius die Kugelgestalt der Erde und die Antipoden lehrte; der kühne Denker des 9. Jahrhunderts, Scotus Erigena († um 874), der einzige Gelehrte am Hofe Karls des Kahlen, welcher die griechischen Schriften des Dionys Areopagites übersetzen konnte[1], und endlich der berühmte Dungal († um 834), hervorragend als Theolog, Dichter und Astronom, und vielleicht die grösste Zierde der Bangorschule[2].

Es gab keine damals bekannte Wissenschaft, die nicht an den irischen Schulen gelehrt worden wäre. Jedes Kloster hatte sein Scriptorium, und noch heute bewundern wir die kunstreich verschlungenen, herrlichen Buchstabenverzierungen der alten irischen Mönche. Besonders liebevoll gepflegt wurde von ihnen die Dichtkunst, namentlich die religiöse, wie es auch auf der stets sangesfrohen Bardeninsel nicht anders zu erwarten war. Einem Manne wie St. Columba verdanken es die irischen Barden, dass sie unter der Regierung Aedh Mac Ainmires (568—571) nicht ausgerottet wurden. Enge verschwistert mit der Dichtkunst war in Irland die Musik. Auch in den Klöstern ertönte zum Gesange die nationale altehrwürdige Harfe, die Crunatcruit[3].

Aber nicht allein Irland, sondern auch die Nachbarinsel Britannien nahm werkthätigen Anteil an der Herstellung einer christlichen Cultur und an der Pflege wissenschaftlichen Lebens. Das reichbegabte Volk der Angelsachsen war durch die Bemühungen Gregors des Grossen dem christlichen Glauben zugeführt worden. Vor der Ankunft des von diesem Papste nach Britannien entsendeten Mönches Augustin († 596) waren die lernbegierigen jungen Sachsen fast ausschliesslich auf die irisch-schottische Nachbarkirche angewiesen[4]; es war eine alte Gepflogenheit, dass die Söhne und Töchter vornehmer Anglosachsen nach Irland gingen, um in den dortigen Mönchs- und Nonnenklöstern erzogen und unterrichtet zu werden[5]. Durch die Anstrengungen Augustins und seiner Genossen,

1 *Bellesheim,* Gesch. der kathol. Kirche in Irland (Mainz 1890) I. Bd. S. 630.

2 *Healy,* l. c. p. 381.

3 *Gassner,* Universallexikon der Tonkunst, S. 464, wo zugleich die irrtümliche Anschauung berichtigt wird, als ob die alten Iren bereits die kontrapunktische Behandlung der Melodie gekannt hätten.

4 *Werner,* Beda der Ehrwürdige, S. 70.

5 Beda, Hist. eccles. III, 27. — *Camden,* De Hibern. p. 730.

die, in der Sängerschule St. Gregors gebildet, ihm als Mitarbeiter beigegeben worden, erlangte das noch in den tiefsten Schatten der Barbarei schmachtende Britannien die Befreiung aus seinem rohen Zustande und bald wetteiferten die Lehranstalten für den Weltclerus mit den Lehranstalten der Klöster[1]. Im Jahre 668 schickte Papst Vitalian den Griechen Theodoros aus Tarsus (Kleinasien), später Bischof von Canterbury, nebst dem Abte Hadrian aus Niridiono bei Neapel, nachher Abt des von Augustin gestifteten Peter-Paulsklosters bei Canterbury, nach England. Hadrian war »eine Quelle der Wissenschaften und ein Strom der Künste«, wie ihn der englische Geschichtschreiber Wilhelm von Malmesbury nennt; Theodor, der erste Primas von England, der einen Homer, einen Josephus Flavius und die Homilien des heil. Hieronymus in der Ursprache mit sich gebracht, unterwies die jungen Cleriker in den sieben freien Künsten wie auch in der Theologie, und noch viele Jahre sprachen anglosächsische Geistliche Griechisch und Latein wie ihre Muttersprache[2].

Von Hadrians Schülern verdienen hier besonders Erwähnung der berühmte Abt des Doppelklosters Weremouth-Yarrow in Northumbrien, Bennet Biscop († 690), der auf seinen vielen Reisen nach Italien und Gallien eine reiche Büchersammlung erwarb, welche er auf dem Sterbebette seinem Nachfolger als teuerstes Erbe ans Herz legte, und Aldhelm († 709), Abt des Klosters Malmesbury, 705 Bischof von Sherburn. Von Aldhelm war schon einmal die Rede als dem ersten englischen Schriftsteller. Der lateinischen und griechischen Sprache, auch des Hebräischen mächtig, suchte er als Sänger in der Sprache der Anglosachsen seinesgleichen. Sein Buch über die Metrik (»De metris, aenigmatibus ac pedum regulis«) war in den mittelalterlichen Schulen ein sehr beliebtes Unterrichtsmittel[3].

Das oben genannte Kloster Weremouth-Yarrow geniesst den Ruhm, den eigentlichen Lehrer des ganzen Mittelalters, Beda den Ehrwürdigen (672—735), hervorgebracht zu haben. Sein bester Schüler, Egbert, ein northumbrischer Königssohn, gestorben 767 als Erzbischof von York, gründete die berühmte Kathedralschule, welche einen Alcuin, den Reformator des fränkischen Schulwesens, erzeugte. Auch andere Schulen des anglosächsischen

[1] *Theiner*, a. a. O. S. 23. — [2] Beda, l. c. IV, 1, 2.

[3] Abgedruckt in *Migne*, Patr. LXXXIV.

Reiches gelangten durch ihre Schüler zu grossem Ruhme. So Lindisfarne (jetzt Holy-Island) auf der gleichnamigen northumbrischen Insel durch Wilfrid; Nhutscelle in Southamptonshire, wo St. Bonifatius seine Bildung erhielt und dann selbst die Schule leitete.

Irland und Britannien in brüderlichem Vereine waren es, welche ihre besten Söhne übers Meer nach Gallien sandten, um dort das Werk der christlichen Civilisation vor dem Verderben zu bewahren, von dem es bedräut war. Wohin sie kamen, spendeten sie reichlich von den geistigen Schätzen ihrer Heimat; sie stifteten Klöster, deren Schüler Prediger des Glaubens und Bahnbrecher der Gesittung und Bildung wurden. Dabei blieben sie in stetem wissenschaftlichen Verkehr mit den Mutterklöstern Irlands und Englands[1].

Nach Gallien kam im 6. Jahrhunderte Columban, geboren um 543 in der irischen Provinz Leinster. Als Knabe hatte er, mit glänzender Begabung ausgestattet, die freien Wissenschaften erlernt, die er bis zu seinem männlichen Alter betrieb[2]. Nachdem er über die Lockungen der Welt gesiegt hatte, wurde er Schüler des Abtes Sinell im Kloster Cluain-Inis (Clenisch oder Inselau). Dieser heiligmässige Mann war ein Meister der Schriftauslegung; er führte Columban, seinen Scharfsinn bald erkennend, nach der damals üblichen Methode in das Studium der heiligen Schriften ein. Von Abt Sinell weg begab sich Columban nach Bangor, dem Abt Comgall, der Gründer, vorstand, der dem jungen Mönche schon nach kurzer Zeit die Leitung der Klosterschule übertrug, gewiss eine hohe Auszeichnung bei dem Ruhme und Ansehen, dessen sich diese Schule erfreute. Columban war zum Lehrer wie geschaffen. Schon als Jüngling hatte er in zierlicher Sprache eine Psalmenerklärung geschrieben, eine Abhandlung über den Kirchen- und Psalmengesang (De cantu) und noch anderes verfasst, was für das Lehrfach nützlich ist. Seine mathematischen Kenntnisse waren achtunggebietende[3]. Noch als 68 jähriger Greis schrieb er Briefe und Gedichte, die reich genug sind in Erinnerungen an die alten Autoren[4]. Die Prosodie in seinen Gedichten mag manchmal zu

[1] *Specht,* a. a. O. S. 6. — *F. Keller,* Bilder u. Schriftzüge in den irisch. Manuscript. schweiz. Bibliotheken (Mitteil. d. antiq. Gesellsch. in Zürich 1853, II. 62—65.)

[2] Jonas in Vita S. Columbani c. 7: »Usque ad virilem aetatem.«

[3] *Gabr. Meier,* a. a. O. S. 30 (1886/87) hat Columbans astronomische Schrift »De saltu lunae« zum erstenmale abgedruckt.

[4] *Ozanam,* p. 120.

wünschen übrig lassen. Aber im Ganzen, sagt ein neuerer Autor, ist sie vielleicht besser als diejenige, welche die Schüler und selbst die Professoren unserer Gymnasien gegenwärtig erzeugen würden, wenn man sie kurzerhand auffordern würde[1].

Der Ruf Columbans als Lehrer in Bangor verbreitete sich bald so sehr, dass die Vornehmen des Landes glücklich waren, ihm ihre Söhne zur Bildung und Erziehung übergeben zu dürfen. Unter seinen Schülern befand sich auch Gallon (Gilian, Gallus), der nachmalige Apostel Alemaniens und Gründer der berühmten Abtei St. Gallen, »welche am besten inmitten der Barbarei des Mittelalters die Denkmäler des Altertums bewahrte.«

Zwischen 585 und 598 gelangte Columban, vom unwiderstehlichen Bekehrungseifer getrieben, mit zwölf auserwählten Schülern, unter ihnen auch Gallus, nach dem Frankenreiche. Dieses war nach dem Tode Chlotars († 561), des jüngsten Sohnes des grossen Chlodwigs, unter seine vier Söhne verteilt, aber nach Cheriberts († 567) Ableben wieder in drei Königreiche zusammengezogen worden, wovon Neustrien unter Chilperich, Austrasien unter Sigibert, Burgund unter Guntram stand. Columban kam in das burgundische Reich, wo er freundlich aufgenommen wurde. Nachdem seine erste klösterliche Niederlassung zu Anagray (Anagrates) in den Vogesen für die Zahl der Brüder bald zu klein wurde, gründete Columban acht Meilen entfernt auf den Trümmern einer alten Römerburg, ehemals Luxovium, das Kloster Luxieul (Departement Obersaône in der Franche-Comté). Hierher strömten Scharen von Jünglingen aus adeligen Familien, um sich den Wissenschaften und einem frommen Leben zu weihen. Auch dieses Kloster wurde zu beschränkt, und Columban gründete noch ein anderes, welches er wegen der quellenreichen Umgebung Fontanas (Fontain) nannte.

Die Regel, welche Columban seinen Mönchen vorschrieb, war streng, aber sie brach nicht mit den wissenschaftlichen Bestrebungen, welche der Gründer seit seinen Jugendjahren lieb gewonnen hatte. Täglich beten, täglich arbeiten, täglich in den Büchern lesen — das war die wichtige Dreizahl der Obliegenheiten, zu denen Columban seine Jünger anhielt. Ein so reich gebildeter Geist wie er war, musste den Wissenschaften zum Vorteile werden. Seit Jahren im Dienste der Jugend thätig, die er in die Hallen des Unterrichts einführte, konnte er auch jetzt nicht, als Gründer von

[1] *Healy*, l. c. pag. 380.

Klöstern, der liebgewordenen Beschäftigung des Lehrers entsage und unterwies er daher die jungen Mönche in den Fächern des Quadriviums ebenso wie im Verständnis der heiligen Schrift. Columban selbst sagt in seinen »Unterweisungen an die Mönche«, dass er den Unterricht für ungemein nötig erachte und ihm daher auch besondere Sorgfalt zuwende. »Hoch ist der Himmel, weit die Erde, tief das Meer und lange während sind die Jahrhunderte, allein höher und weiter und tiefer und länger dauernd ist die Wissenschaft; derjenige, der die Natur aus nichts erschuf, hat sie für den Menschen beschränkt.« Columbans Unterricht fusste auf dem Glauben an den ewigen einen Gott. »Die Thüre der Erkenntnis,« sagt er, »soll uns der Glaube des Herzens erschliessen Willst du den Schöpfer voll erkennen, so erkenne vorerst das Geschöpf; nicht durch die Disputierkunst, sondern nur durch die Gnade des Glaubens gelangt man zur Erkenntnis Gottes, und wer mit dem blossen Verstande die göttliche Weisheit sucht, vor dem weicht sie immer weiter zurück.«

Das Vergnügen des wissenschaftlichen Verkehrs erachtete Columban für besonders geeignet, um Jünglingen durch die Bitterkeiten der Herzens- und Seelenkämpfe zu helfen. Das Ausharren im Studium empfiehlt er als einen wichtigen Bestandteil der Vollkommenheit eines christlichen jungen Menschen. Die Pädagogik Columbans umfasst selbstverständlich alles, was dazu dient, die Annäherung des Menschen an seinen Schöpfer zu fördern und ihn im Streite gegen die Reizungen der Welt, aber auch im Kampfe gegen ihre Widerwärtigkeiten zu stählen[1].

Wie wenig ablehnend sich die Mönchsgenossenschaft Columbans gegen die profanen Wissenschaften verhielt, ersieht man aus dem uralten Bücherverzeichnisse des burgundischen Klosters St. Peter zu Rebez *(monasterium Resbacense)* im Brieggau, welches Bischof Audoënus im Jahre 634 gegründet hatte und dessen erster Abt St. Agilus (St. Aile), † 650, ein durch Wissen ausgezeichneter Mann, ein Schüler Luxieuls und St. Columbans war. Es finden sich in jenem Verzeichnisse zwei grössere und zwei kleinere Priscian, zwei Donatus, zwei Vergil, zwei Horaz, Cicero's »De senectute et amicitia (Cato major)«, die Komödien des Terenz, sowie auch Boëthius. Ausserdem noch von christlichen Schriftstellern ein Arator, die Werke Beda's, Isidors, Seduls, Prospers, die Gedichte Aldhelms, verschiedene Kirchenväter, Sammlungen von Väterhomilien, eine Anzahl hagiographischer Schriften, die Dialoge und der »Liber pa-

[1] Instr. ad Monachos. XIV.

storalis« von Gregor dem Gr., die »Gesta Francorum« und eine Menge Kollektaneen, Antiphonarien und Sakramentarien[1].

Die Regel Columbans wurde in verschiedenen fränkischen Klöstern eingeführt. Nach derselben gründete im Jahre 631 St. Eligius das Kloster Solignac bei Limoges, erstand zu Paris unter der Leitung der gottesfürchtigen Aurea ein Nonnenkloster, sowie auch eines zu Bourges, und so gab Columbans Regel noch zu mehreren frommen Niederlassungen den Anstoss[2], die ebensoviele Erziehungstätten und Schulen wurden. Von Luxieul aus wurde auch das Kloster Corbie (*Corbeja antiqua,* auch *aurea* und *Gallicana* genannt) bei Amiens bevölkert, welches Bathildis († 680), Gemahlin Chlodwigs II., 657 gegründet hatte und das als Mutterkloster des berühmten sächsischen Corvey an der Weser zu betrachten ist. Eustasius († um 625), der Nachfolger Columbans in Luxieul, legte den Grund zu zahlreichen Klöstern, deren Insassen nach der Regel Columbans lebten.

Nach zwanzigjährigem Aufenthalte in Gallien verliess Columban, damals ein Greis von vier und siebenzig Jahren; sein geliebtes Luxieul und wanderte in die Verbannung, weil er sich nicht gescheut hatte, der frechen Sittenlosigkeit einer Königin Brunhilde und den Ausschweifungen ihres von ihr irregeleiteten Enkels Theuderich strenge rügend entgegenzutreten. Columban zog nach Oberitalien, wo er im Longobardenreiche das Kloster Bobbio bei Mailand gründete, das später so berühmt wurde[3]. Einer seiner dortigen Schüler war der vornehme Franke Wando, auch Wandregisil († 667) genannt, der nach seiner Rückkehr in seine austrasische Heimat im Gebiete von Reims das Kloster Fontanelle gründete. Aus Bobbio hatte der Stifter einen Schatz von Büchern mitgebracht, der seinem Kloster zu dem Ruhme verhalf, eine der vorzüglichsten Bibliotheken des nördlichen Frankenreichs zu haben. Nicht nur die theologischen, sondern auch die profanen Wissenschaften, vorzugsweise Geschichtskunde, waren in ihr vertreten. Fontanelle zählte in kurzer Zeit an 300 Mönche; die Söhne der ersten Familien kamen dahin, um dort ihre Erziehung und Bildung zu erlangen[4].

Die Regel Columbans in den fränkischen Klöstern machte indes allmählich der Benediktinerregel Platz. Schon seit 625 war eine Verschmelzung der beiden Satzungen selbst in Luxieul einge-

1 *Greith,* a. a. O. S. 291. — 2 *Mabillon,* Annal. I, p. 321.

3 Die von Columban gegründete Bibliothek zu Bobbio besass im 10. Jahrhunderte den Demosthenes und Aristoteles im Urtext. *Muratori,* Antiqu. Ital. III. Disqu. 43.

4 *Mabillon,* Acta II, p. 503; III^{II} p. 119.

leitet[1]. Im Jahre 668 schrieb Erzbischof Ansbert von Rouen, der bis zu seiner Erhebung auf den bischöflichen Stuhl der dritte Abt Fontanelles gewesen war, den Mönchen der Stiftung St. Wandregisils die Benediktinerregel vor; zwei Jahre später ordnete der um die Bildung seines Clerus ungemein besorgte Bischof Leodegar von Autun († 678), ein für seine Zeit sehr unterrichteter Mann, auf einer zu Autun gehaltenen Synode die allgemeine Einführung der Regel St. Benedikts für seine Diözese an. Andere Oberhirten folgten diesem Beispiele, indem sie die Notwendigkeit erkannten, die in vielen Klöstern gelockerte Zucht durch Aufpfropfung eines frischen Reises zu heben. War doch selbst in dem einst so hochberühmten Lerin der Geist des Gehorsams und der Unterordnung so sehr gewichen, dass Abt Aigulf über dem Versuche einer Verbesserung der dortigen Zustände sein Leben einbüsste (675).

Im Jahre 614 hatte sich Chlotar II. (584—628) des ganzen Reiches bemächtigt, nachdem es lange Zeit durch blutige Greuelthaten und heftige Bürgerkriege zerfleischt worden war, und dessen Einheit wieder hergestellt. Unter ihm wurde der Grund gelegt zu jener Macht des Hausmeiertums, dessen Inhaber, anfangs nur Aufseher über den königlichen Hofstaat und die Lehensleute des Monarchen, bald grossen Einfluss auf das Königtum selbst gewannen und bestimmend in den Gang der Regierungsgeschäfte eingriffen. Bischof Arnulf von Metz († 641) und Pippin der Ältere (Pippin von Landen), Majordomus von Austrasien, sind die Ahnherren jenes Geschlechts, welches das Hausmeiertum zur grössten Machtentfaltung geführt hat, und dem die Dynastie Chlodwigs schliesslich unterlag. In der Schlacht bei Testri (687) überwand der kräftige Pippin von Heristal, Enkel Pippins des Älteren und Arnulfs von Metz, seinen Gegner, den Majordomus von Neustrien und Burgund, und herrschte seitdem als alleiniger Majordom über das gesamte fränkische Reich.

Damals war es, dass in Austrasien, im heutigen Belgien, das Christentum festen Fuss zu fassen begann und eine Anzahl von Klöstern und Schulen entstanden. Zwar hatte schon im 6. Jahrhundert das Evangelium in Belgien einige Verbreitung gefunden durch den apostolischen Eifer eines Monulfus und Gondulfus. Auch eine christliche Schule gab es schon und zwar zu Tournay, welche Eleutherius († 531 als Bischof von Tournay) mit seinem Freunde und späteren Nachfolger Medardus († 546) besuchte[2].

[1] *Mabillon,* Acta I^{II} p. 9. Dissert. de Regula S. Benedicti.

[2] Vita S. Medardi bei *Achery,* Spicil. II, p. 70.

Um 628 erschien Bischof Amandus († 679) in der Gegend von Gent und Tournay. Er war in der Nähe von Nantes geboren und hatte sich in Rom einen Teil seiner Bildung geholt. Als Bischof von Maestricht stiftete er 639 am Flusse Elno das nach ihm benannte Kloster, das eine Pflanzstätte mittelalterlicher Kunst und Wissenschaft wurde, und dessen Einfluss sich viele Jahrhunderte hindurch über ganz Belgien verbreitete[1]. Schon um 626 hatte Bertin, ein Schüler des Klosters Luxieul, bei dem heutigen St. Omer ein Kloster errichtet, welches eine grosse Anzahl von Mönchen besass und in welchem der letzte Merovinger Childerich seine irdische Laufbahn beschloss; Bischof Eligius von Noyon, ein beredter Aquitanier, dessen Predigten manchmal an die besten Stellen Fenelons erinnern, stiftete 631 St. Martin zu Tournay; Audomarus (St. Omer aus Luxieul) † 667 oder 668 als Bischof von Boulogne und Terouanne, das Kloster Sithiu (648), von seinem zweiten Abte, Bertinus († 709), einem Verwandten St. Omer's, Bertin genannt; Siegbert III. um 648 Cougnon im Luxemburgischen, Stablo und Malmedy im Wallonenland; 649 erstand St. Ghislain und Waulfort, 648 das Kloster Fosse in Namur, welches Gertrude († 659 oder 664), Tochter Pippins von Landen, für die beiden von ihr berufenen irländischen Mönche Fullan und Ultan gründete; Pippins Gemahlin, Itta, stiftete nach seinem Tode (639) das Kloster Nivelles, südlich von Brüssel; St. Landelinus († 686) errichtete die berühmte Abtei Lobbes (653) und Aulnes (656) am Sambreflusse, sowie die Klöster Vaslers (Waslare) und St. Crespin bei Valenciennes; im Limburgischen entstand durch St. Trudo († 689) die später zu einem ausserordentlichen Rufe gelangte Abtei gleichen Namens; Pippin von Heristal und seine Gemahlin Plectrudis erbauten angeblich um 687 das Kloster Andoin (*monasterium Andaginese,* später Hubertusabtei) in den Ardennen[1].

Bald besass jedes Kloster seine Schule und es gab in Gallien im 7. Jahrhunderte sehr viele Klöster. Wie reich damals das gallische Klosterleben erblühte, zeigt die Thatsache, dass in den Klöstern der Stadt Vienne und Umgebung allein über 1200 Mönche und Nonnen und überdies in der Diöcese Vienne noch dreissig religiöse Genossenschaften vorhanden waren[2]. Der Norden des Franken-

[1] *Claessens,* La Belgique chrétienne, I, cap. 1. 2. (Louvain 1881.) — *Ch. Stallaert-Haeghen,* De l'instruct. publique au moyen-âge, p. 6. 18. — *Wetzer u. Welte,* Kirchenlexikon 2. Bd. S. 274.

[2] *Mabillon,* Acta II, p. 483, Vita S. Clari.

reichs wurde gegen das Ende des 7. Jahrhunderts ein Herd und eine Pflegestätte christlichen Lebens und christlicher Kultur und ebnete den Boden für das herrliche Wirken des heil. Lambertus und des heil. Willebrords. Lambertus war an der von Amand gegründeten Kathedralschule von Tongern in geistlichen und weltlichen Wissenschaften von seinen Vorfahren, den Bischöfen Remaclus und Theodard, erzogen worden[1]. 656 verlegte er seinen bischöflichen Stuhl nach Lüttich, und die dortige Kathedralschule, ein Hauptsitz für Erziehung und Unterricht[2], erwarb sich vier Jahrhunderte später den stolzen Namen »Weisheitquelle« (sapientiae fons). St. Lambert starb 708 als Bischof von Maestricht. Zu Utrecht errichtete um 690 der Anglosachse St. Willebrord eine Schule, in welcher Pippin, der Sohn Karl Martells, nebst anderen, vornehmen Knaben erzogen wurde. Willebrords Nachfolger, Winfrid oder St. Bonifatius, führte das Werk seines verdienstvollen Landsmannes in demselben Geiste fort, und von seinen Schülern ist es besonders Abt Gregor, der die Episkopalschule von Utrecht zu grosser Blüte emporbrachte, so dass ihr Schüler aus dem Frankenreich, England, Sachsen, Friesland, ja sogar aus Baiern zuströmten[3]. Ebenso hatten an St. Aubert, dem Bischofe der vereinigten Diözesen Cambray und Arras, im Austrasischen die Studien einen eifrigen Gönner und Förderer[4].

Auch anderwärts zeigt sich erfreuliches Geistesleben. Eine Schule gab es im 7. Jahrhunderte zu Bourges, welche der heil. Sigiranus, † 655 als Abt des Klosters Lourey *(Longoretum)* besuchte[5]; zu Warandra, dem heutigen Varda, an der Grenze von Beauvais, wo St. Germer, † 658 als Abt des von ihm gegründeten Flay, seine erste Bildung erhielt[6]; zu Grandvall, (Granfelden im heutigen Münsterthal, Kanton Bern), dessen erster Abt Germanus († 666), ein Zögling von Luxieul, von dem Trierer Bischof Moduald in den Wissenschaften unterrichtet worden war, und der ebenso sehr durch Frömmigkeit als Gelehrsamkeit hervorragte[7]. Eine Schule besassen die Klöster Yssoire (Auvergne), welche St. Praejectus, † 674 als Bischof von Clermont, besuchte, der sich als Schüler namentlich im

1 *Stallaert-Haeghen,* p. 8.

2 *Cramer,* Gesch. der Erzieh. u. des Unterrichts in den Niederlanden. S. 71.

3 *Buddingh,* Gesch. van opvoeding en onderwys in de Nederlanden p. 6—8.

4 *Stallaert-Haeghen,* l. c. p. 9. — 5 *Mabillon,* Acta II, p. 414.

6 Ibid. p. 455. — 7 Ibid. p. 490.

Gesange, aber auch in den Wissenschaften hervorthat[1]; Jumièges *(Monasterium Gemeticense)* in Rouen, von dem Aquitanier St. Filibert († 684) gegründet, welches an 900 Mönche gehabt haben soll und namentlich vielen neustrischen Klöstern das Entstehen gab; Abt Aicard († 687) desselben Klosters war ein in den freien Künsten wohl unterrichteter Mann[2]; das Kloster des heil. Hilarius zu Poitiers, wo der Studiengang auf sieben Jahre verteilt war, so dass die beiden ersten auf den Elementarunterricht entfielen; Solignac *(Monasterium Sollemniacense),* wo der heil. Remaclus, († 668) ein edler Aquitanier und Nachfolger des heil. Amandus auf dem bischöflichen Stuhle zu Maestricht, und St. Tillo († 700) als Mönch desselben Klosters, in weltlicher wie geistlicher Wissenschaft unterrichtete; St. Germain zu Auxerre, gegründet vom gleichnamigen Bischof dieser Stadt; Moutier-la-Celle bei Troyes; St. Taurin zu Evreux, Mici oder Mesmin *(Monasterium Miciacense)* bei Orleans, Agaune und die Klöster St. Vincent zu Laon, St. Valery (Wallarich) an der Somme in der Diözese Ambezac, Tholey, *(Tholegia, Tholeia)* in den Vogesen, gegründet um 623. In fast allen diesen und anderen Schulen, deren Namen leicht vermehrt werden könnten, wenn es uns um eine trockene Aufreihung von Namen überhaupt zu thun wäre, wurden die Gegenstände des Triviums und Quadriviums[3], teilweise auch noch die Gesetzeskunde (Codex Theodosianus) gelehrt[4]. Im 7. Jahrhunderte schreibt der anonyme Biograph des Abtes Maximin († 520) von Mesmin, dass unter Allen jene als die gebildetsten gelten, die das Trivium durchlaufen haben, in welchem die Kenntnis göttlicher und menschlicher Dinge erworben werde und welches in Physik, Ethik und Logik, auf lateinisch *Naturalis, Moralis* und *Rationalis* genannt, bestehe[5].

[1] Ibid. p. 618. — [2] Ibid. p. 916.

[3] Vita S. Pauli Virodunensis († 647) in *Mabillon,* Acta II, p. 258. Liberalium studiis litterarum (sicut olim moris erat nobilibus) traditur imbuendus, ut non eum grammaticae, seu dialecticae, vel etiam rhetoricae ceterarumque disciplinarum fugerent ingenia.

[4] Grammaticorum imbutus initiis, necnon Theodosii edoctus decretis, ceteros coaetaneos excellens, a Sophistis probus atque praelatus est. Vita S. Boniti c. 3, *Mabillon*, Acta III, c. 1, p. 79. — *Du Chesne,* I, p. 618. Vita S. Leodegarii, ep. Augustodiens.

[5] *Mabillon,* Acta I, p. 564: Inter omnes illi judicati sunt summam sapientiae attigisse, qui Trivium illud terere conati sunt, in quo requiritur divinarum, humanarumque peritia rerum, quod constat in Physica et Ethica et Logica, quae Latine dicuntur Naturalis, Moralis et Rationalis, rimari.

Die Frauenklöster blieben im allgemeinen hinter den geistigen Bestrebungen keineswegs zurück. Manche von ihnen erfreuten sich eines Ruhmes, der bis über's Meer drang und ihnen aus England die Töchter vornehmer Familien zur Erziehung zuführte[1]. So die Nonnenklöster Faremoutier *(Farae-monasterium)*, gegründet von Fara (Burgundofara), einer Schwester des Bischofs Faro von Meaux und des Bischofs Chagnoald von Laon; Chelles *(Callense)* bei Paris, ein Doppelkloster, von Bathildis errichtet; Andeley bei Reims[2], letzteres von Chrothildis († 544), der Witwe des Chlodoväus, gestiftet.

Was die Bildung in den Frauenklöstern betrifft, so ähnelte sie in mehrfacher Hinsicht derjenigen der Mönchsklöster. Überhaupt waren es jene Stätten des Friedens, wo die Erziehung der christlichen Frau zuerst im Grossen gelehrt wurde[3]. Die Anleitung, welche St. Hieronymus einer Laeta geschrieben hat, galt in den Frauenklöstern fast ausschliesslich als pädagogischer Leitfaden. Noch im 9. Jahrhunderte empfiehlt das Konzil von Aachen (817) den Äbtissinnen, sich bei Erziehung der Mädchen nach den Winken des heiligen Hieronymus zu richten, auch den Lesestoff nach den dort enthaltenen Hinweisen zu wählen, wobei nur das Hohelied und der Heptateuch aus naheliegenden Gründen ausgeschlossen bleiben sollen[4].

Die Lesung der Psalmen und der heiligen Schrift waren ausser dem Gebete die Hauptgegenstände, auf welche sich die Beschäftigung der Nonnen richten musste. Auch das Abschreiben von Büchern wurde ihnen zur Pflicht gemacht, wie uns die Klosterregel des heil. Caesarius von Arles bereits dargethan hat[5], und der ausdauernde Fleiss, sowie der angeborene Schönheitsinn des zarteren Geschlechts hat auf diesem Gebiete Prachtvolles zuwege gebracht. Manche Klosterfrau besass zudem eine das gewöhnliche Mass weiblicher Bildung weit überschreitende Kenntnis. Radegundis, die Äbtissin des von ihr gestifteten Klosters zu Poitiers, eine sorgfältig erzogene Frau[6], las die Schriften eines Gregor von Nazianz, Basilius, Atha-

[1] Beda, Hist. eccles. lib. III, c. 8: et filias suas eisdem erudiendas, ac sponso coelesti copulandas mitterent.

[2] *Mabillon,* Annal. I, p. 123, 305. — Beda l. c.

[3] *Ozanam,* l. c. p. 129.

[4] Concil Aquisgran. (817) De institut. sanctimonial. c. 22 bei *Schannat-Hartzheim,* Concil. Germ. I, p. 537. 515.

[5] S. Caesarii Regula ad Virg. c. 17.

[6] *Du Chesne,* I, p. 542 (Vita S. Juniani) — *P. Rousselot,* Hist. de l'éducation des femmes en France, I, p. 18.

nasius, Hilarius, Ambrosius, Sedulius und Orosius[1]. Sie ermahnte ihre Genossinnen, deren sie eine grosse Anzahl hatte, ihr Beispiel nachzuahmen, unterrichtete sie selbst und setzte ihnen den Sinn dunkler Stellen auseinander[2]. Wie viele studierte Männer unserer Zeit, von den Frauen überhaupt ganz abgesehen, vermöchten wohl den Urtext der griechischen Väter mit Verständnis zu lesen? Rusticula, Äbtissin von Arles († 632), lernte, von einem vorzüglichen Gedächtnis unterstützt, in kurzer Zeit alle Psalmen und die ganze heilige Schrift auswendig. Die Tochter Pippins, die Äbtissin Gertrudis († 658) des Klosters Nivelles, konnte fast die ganze heilige Schrift, sogar die schwierigeren Stellen auswendig und erklärte sie ihren Mitschwestern[3]. Um sich und die ihrigen noch besser zu unterrichten, liess sie Bücher aus Rom und Lehrer, unter ihnen die Brüder Fullan und Ultan, aus Irland kommen, welche den Nonnen die Kunst des Gesanges beibringen mussten[4]. Und nun vergleiche man diese Frauen des frühen Mittelalters mit jener Herzogin von Chartres des vorigen Jahrhunderts, die nicht einmal orthographisch schreiben konnte und in allen Wissenszweigen sehr unwissend war, oder mit der damals äusserst mangelhaften Erziehung der höchsten aristokratischen Frauen Frankreichs, deren Bildung selten über die Lektüre einiger Romane hinausreichte[5].

Was die beim Unterrichte der Nonnen angewandte Lehrmethode betrifft, so war sie dieselbe wie die in den Schulanstalten des Clerus; auch die Erziehung der Mädchen folgte den pädagogischen Grundsätzen der Knabenschulen, die strenge Zucht nicht

1 Cujus sunt epulae quicquid pia regula pandit,
Quicquid Gregorius Basiliusque docent,
Acer Athanasius, quod lenis Hilarius edunt,
Quos causae sociis lux tenet una duos.
Quod tonat Ambrosius, Hieronymus atque coruscat
Sive Augustinus fonte fluente rigat.
Sedulius dulcis quod Orosius edit acutus,
Regula Caesarii linea nata sibi est.
(Venant. Fortunat. lib. VII. Carm. p. 815.)

2 *Mabillon,* Annal. I, p. 125. 141. — Hist. litt. III, p. 347. — *Ch. Jourdain,* sur l'education des femmes en moyen-âge in Mémoires de l'Institut national de France, Académie des inscript. et belles léttres t. XXVIII, p. 84.

3 *Mabillon,* Annal. I, p. 240.

4 *Mabillon,* Acta II, p. 785. Vita S. Gertrudis, ibid. p. 467.

5 *Mad. de Genlis,* Mémoires sur le XVIII^{e} siècle, Paris 1825. 2. Bd. S. 258.

einmal ausgenommen[1]. In einer sehr alten Klosterregel, deren Verfasser unbekannt ist, wird den Klosterfrauen Anleitung zur besten Unterrichts- nnd Erziehungsmethode der Mädchen gegeben. Die Leitung derselben soll einer bewährten älteren Nonne anvertraut werden, die ein strenges Auge auf die Kinder haben müsse. Keine soll aufgenommen werden, die nicht lesen lernt, alle sollen den Psalter auswendig wissen. Im Speisesaal seien sie von den Nonnen an einem besonderen Tische getrennt, doch müssen sie von einigen älteren Schwestern sorgsam überwacht werden. Die Äbtissin soll die Stunden für Erholung und Ruhe festsetzen[2].

In den meisten Klöstern, welche sich mit dem Unterrichte weltlicher Schülerinnen beschäftigten, bildeten Lesen, Schreiben und Gesang sicherlich die einzigen Unterrichtsgegenstände. Das genügte für die damaligen Bedürfnisse[3]. Doch gebricht es auch nicht an Beispielen, dass sich Frauen sogar die Wissenschaften Roms aneigneten, wie jene vornehme Fränkin Wilithrude, die Gattin eines gewissen Dagulf's, deren Grabschrift besagt, sie sei von Geburt Barbarin, dem Wissen nach eine Römerin gewesen[4]. Die Bildung eines Mädchens wurde in jener Zeit ohne genügende Fertigkeit in den Handarbeiten und weiblichen Verrichtungen nicht für vollkommen gehalten. Während in der gallo-römischen Familie die Mutter ihre Tochter die Kunst des Webens, Stickens und Spinnens lehrte, übernahmen diesen, selbst den Fürstentöchtern nicht entbehrlichen Teil weiblicher Ausbildung später die Klöster. Als Muster weiblicher Erziehung im 8. Jahrhundert mögen die beiden Töchter des belgischen Grafen Adalard, Harlindis und Reglindis (Renildis, Reinula), beide um 745 gestorben, gelten. Sie waren im Kloster Valenciennes im Hennegau aufgezogen worden. Ausser in den religiösen Wissensgegenständen wurden sie unterrichtet im Lesen, Singen, Psalmieren sowie, — was in der Zeit ihres in der Mitte des 9. Jahrhunders lebenden Biographen als etwas Wunderbares betrachtet

1 *Specht,* a. a. O. S. 574.

2 *Holsten-Brokie,* Cod. regul. 1, p. 140.

3 Noch im 16. Jahrhundert reichte es für die Mädchen der niederen Volksklassen hin, wenn sie wenigstens lesen, für die aus den mittleren Ständen, wenn sie auch schreiben konnten; für die Töchter vornehmer Familien forderte man überdies das Rechnen. Dazu kamen dann noch die häuslichen Arbeiten. Vgl. *Silvio Antoniano,* Die christliche Erziehung. Aus dem Italien. übersetzt von *F. X. Kunz* (Bd. I der Pädagog. Bibliothek. Freiburg i. B. 1888) S. 392.

4 Venant. Fortunat., Carm. III, 17.

worden wäre, weil es auch dem kräftigsten Manne als eine Last geschienen hätte — im Schreiben und Malen; ebenso auch in allen einfachen und künstlichen Handarbeiten, wie Spinnen, Weben, Nähen, Gold- und Perlensticken. In dem von ihnen gestifteten Kloster Eick (Eika, Echa, Alteneyk) bei Maaseyk zwischen Maestricht und Roermund, brachten sie ihre Zeit zu mit Gebet, Lesung, Psalmensingen, Handarbeiten, Bücherabschreiben und Unterricht der zahlreichen Schwestern. Ihr Biograph sagt, dass noch einige Palliola, von ihrer Hand mit kunstvollen Ornamenten, mit Gold und Edelsteinen geschmückt, vorhanden seien; auch die vier Evangelien schrieben sie ab, ebenso den Psalter und Teile der heiligen Schrift, lauter Arbeiten, welche die Bewunderung ihres Biographen erregten[1].

Im Frankenreiche war es nicht selten, dass die äusseren Schulen der Frauenklöster selbst von kleinen Knaben besucht wurden. Eine derartige Schule bestand im Kloster Chelles[2]. Bertila († 702), die erste Äbtissin dieses Klosters, aus vornehmer Familie im Soissonais stammend, sandte auf Bitten der anglosächsischen Könige Schülerinnen und Bücher über's Meer nach England. Erst Karl der Grosse trat gegen den Brauch, Knaben in Frauenklöstern zu unterrichten, mit einem Verbote auf, das aber in der Sache kaum etwas änderte[3].

Überall, im Süden wie im Norden des fränkischen Reiches, sieht man die Kirche oft unter sehr beträchtlichen Anstrengungen die Sache der christlichen Civilisation vertreten und verteidigen gegen die Angriffe der Roheit und Unwissenheit. »Jeder bedeutende

1 *Mabillon,* Acta III, p. 607: In praedicto namque monasterio, quo creditae erant beatissimae virgines erudiendae . . . omni divino dogmate pleniter erant eruditae diversis usibus divini officii et ecclesiastici ordinis, i. e. in legendo, modulatione cantus, psallendo, necnon, quod nostris temporibus valde mirum est, etiam scribendo atque pinguendo, quod hujus aevi robustissimis viris oppido onerosum videtur. Simili etiam modo in universi operis arte, quod manibus feminarum diversis modis ac varia compositione fieri solet, honestissime fuerant instructae, videlicet nendo et texendo, creando ac suendo: in auro quoque ac margaritis in serico componendis, miris in modis exstiterant perfectae opifices. Vgl. hierzu *Friedrich,* Kirchengesch. Deutschlands, 2. Bd. S. 346, wo nach einem Artikel der Cölner Blätter No. 268 v. 29. Sept. 1867 (*Bock,* Kunsstickerei des 7. Jahrhunderts) der Schatz der Kirche von Maaseyk und die Arbeiten der beiden Künstlerinnen Harlindis und Reglindis besprochen sind.

2 *Mabillon,* Acta III, p. 20—25.

3 Monum. Germ. Leg. Sect. II. Capit. Reg. Franc. I, 119.

Schritt zur höheren Bildung im Frankenreiche war durch ihre Thätigkeit bedingt[1].« Zwar ist es wahr, dass nicht jede Schule, welche in irgend einem Kloster erstand, im gleichen Umfange wie eine andere den Wissenschaften diente, aber dem edlen Werke der Erziehung weihte sich jede, und das heilige Feuer der Geisteskultur hütete jede so viel als in ihrem Vermögen lag. Auch von nicht wenigen dieser Anstalten gilt, was ein deutscher Kulturhistoriker von den ähnlichen Instituten einer ein wenig späteren Periode urteilt, indem er schreibt: »Diese Klosterschulen dünken mir zur Entwickelung wirklicher Fähigkeiten weit besser eingerichtet gewesen zu sein, als die nachmaligen Universitäten. Es ist wahr, es wurde nur in sehr wenigen Wissenschaften Unterricht gegeben; keine Regel, keine Form, was, in welcher Ordnung und wie alles vorgetragen werden sollte, war vorgeschrieben. Es gab keine Fakultäten und Promotionen. Aber selbst dies war ohne Zweifel ein Vorzug. Die Lehrer hatten mehr Freiheit nach eigener Einsicht zu handeln und sie schränkten sich nicht auf das blosse sogenannte Docieren oder Hersagen dessen, was sie selbst von einem Gegenstande wussten, oder für den Zuhörer gewusst zu werden zuträglich hielten, ein; sie hielten ihre Zöglinge zu eigenen Übungen an . . . Aus dem Erfolg ist zu schliessen, dass in diesen Schulen wenigstens sehr oft Lehrer waren, die eben so viel Talent als Eifer für ihr Amt besassen, oder dass wenigstens die Einrichtung überhaupt zur Geistesentwickelung geschickt war[2].«

Es is ein schönes Bild, welches der geistreiche Ozanam von den Klöstern des 7. Jahrhunderts entwirft:

»Die Abteien des 7. Jahrhunderts mit ihren Bevölkerungen von drei-, von fünfhundert Mönchen waren wie eben so viele Festungen, deren Mauern die Einbrüche der Ungläubigen abhielten. Sie erstreckten sich von den Ufern der Somme bis an den Rhein, Austrasien im Norden mit einschliessend und es von den heidnischen Ländern trennend. Die Abteien waren unbewegliche Ansiedelungen inmitten einer unsteten Landbevölkerung. Diese Vereinigungen, welche nicht starben, die nicht abdankten wie die Bischöfe, die sich nicht, gleich diesen, in die Gefolgschaft der Könige ziehen liessen, die besser als diese dem Betrug und der Gewalt widerstanden; diese gehorsamen, keuschen, arbeitsamen Vereinigungen machten die Barbaren staunen, zogen diese durch Wohlthaten an sich und nötigten sie endlich, was viel war, zur Civilisation;

[1] *Leo*, a. a. O. S. 119.

[2] *Hegewisch*, Allgemeine Übersicht der deutschen Kulturgeschichte. Hamburg 1788, S. 50.

Schulen der heiligen und profanen Wissenschaft waren sie zu gleicher Zeit Schulen der Industrie und des Ackerbaues, die in ihren Werkstätten alle Künste des Altertums bewahrten, welche mit der Ausdauer der alten Römer die Trostlosigkeit der Wildnisse beseitigten. Hier ist es, wo man jene Neuerung der christlichen Zeit beginnen sieht: die Erziehung der Frauen. Bald mehrten sich die Frauenklöster; das Kreuz ihrer Äbtissinnen machte sich geachtet bei den benachbarten adeligen Herren, ihre Bibliotheken bereicherten sich mit klassischen Texten, ihre Religiosen nahmen Platz unter den Chronisten und Dichtern. Die Gleichheit der Seelen, welche die antike Weisheit nicht gekannt hatte, musste in den Klöstern erscheinen, um in die Familie einzutreten. Diese ernsten Gründerinnen des 7. Jahrhunderts, welche nur an die Erziehung von einigen hundert Barbarentöchtern gedacht hatten, begannen jene des ritterlichsten und höflichsten Volkes der Welt[1].«

Aber es war den Klöstern nicht vergönnt, ihrem civilisatorischen Wirken ungestört und ungehindert zu obliegen. Die Wolken am Firmament der Zeit verdüsterten sich, Stürme heulten über die Länder und legten manches ehrwürdige Stift in Trümmer.

Noch einmal wie in den Tagen Attilas schien das Abendland, schien Gallien die Beute der Barbarei und Roheit zu werden, schien die Saat der Kirche dem lauernden Verderben verfallen. Fanatische Araberhorden überstiegen die Pyrenäenkette nnd ergossen sich siegestrunken und mit der verwüstenden Gewalt eines Orkans durch Septimanien, plünderten Arles, Dijon, Besançon, überfielen und zerstörten die Horte der Wissenschaft, Lerin, Vienne, und vertrieben oder erschlugen ihre friedlichen Insassen, die Mönche. Aber Karl Martell zerschmetterte bei Poitiers (732) die Macht der braunen Wüstensöhne und rettete Europa vor dem Fanatismus des Korans. Und dennoch wurde derselbe glorreiche Sieger für sein eigenes Land der Urheber schmachvoller Barbarei. Unter seiner Herrschaft erstarkte wohl das Reich politisch, allein die allgemeine Verrohung von Hoch und Nieder wuchs in demselben Masse. Am Hofe verfielen die Studien, welche durch die Merovinger mit anerkennenswertem Eifer gehütet worden waren, einer vollständigen Verwahrlosung[2], so dass der grosse Karl in seiner Jugend nicht einmal schreiben konnte und mit Mühe die empfindlichen Lücken in seinem Wissen später ausfüllen musste.

Karl Martells Kriege verschlangen viel Geld. Er griff darum

[1] *Ozanam,* l. c. p. 108. — [2] *Ebert,* a. a. O. S. II, 3.

nach dem Erbe der Kirche, verkaufte die Bischofstühle an die Meistbietenden oder bedachte seine verdienten Haudegen mit den Einkünften der Kirchen und Klöster. Die Simonie spreizte sich im Frankenreiche mit derselben Schamlosigkeit wie in den Tagen Theodorichs, da Gregor der Grosse seine tadelnde Stimme gegen diesen Frankenkönig erhob. Bittere Klagen führte der heilige Bonifatius in einem Briefe an Papst Zacharias darüber, dass die meisten bischöflichen Stühle an habsüchtige Laien oder ehebrecherische Cleriker, Hurer und öffentliche Sünder zur weltlichen Nutzniessung überlassen seien[1]. Der Chronist des Klosters St. Wandrille (Fontanelle) schildert lebhaft die Zustände, welche in demselben einrissen, nachdem Abt Theutsind 734 seine Leitung übernommen, der durch eine unerhörte Misswirtschaft das einst blühende Stift in die äusserste Armut stürzte, »denn er riss fast den dritten Teil des Besitzes an sich und gab ihn seinen Verwandten und den Leuten des Königs als Eigen. Wo die Streiter Christi in der Kirche gelebt, werden nun die Hunde gefüttert, und wo das Licht vor dem Altare Christi in der Kirche brannte, werden jetzt Armringe, Schwertgehenke und Sporen verfertigt und Pferdesättel mit Gold und Silber verziert. Solche Vorsteher sind schlimmer als die Heiden; denn ob auch die Heiden den Ort selbst verbrennen würden, so schleppen sie doch den Boden nicht mit sich[2]«. Teutsind's Nachfolger, Wido, hatte stets einen Rudel Hunde um sich und liebte die Jagd mehr als alles andere. Auch der nächste Abt, Raginfred, zugleich Erzbischof von Reims, war ebenso ungebildet wie sein Vorgänger. Fontanelle, einst stolz auf seine Büchersammlung, musste nun Mönche beherbergen, die nicht mehr lesen konnten und gräulich unwissend waren[3]. Und dies war nicht das einzige Kloster, wo die Nacht geistiger Roheit brütete; in vielen anderen Klöstern des Frankenreichs hatten die Mönche, unwissend wie die ihnen aufgezwungenen Laienäbte, kaum mehr die Elemente des Lateinischen inne. Es war viel, wenn mancher Geistliche noch lesen und schreiben konnte, das war aber auch alles[4]. Man brauchte nicht lange zu suchen, um einen Analphabeten als Bischof zu entdecken. Viele Weltgeistliche wurden Krieger und rauften sich an der Seite des gemeinen Mannes in den blutigen Kämpfen ab, welche die Pippiniden um die Hegemonie führten. Waffenübungen, Jagd, kriegerische

1 *Alex. Natalis,* Hist. eccles. XI. p. 134.

2 Gesta abbat. Fontan. (Monum. Germ. SS. V) II, p. 270—301.

3 *Launoi,* De scholis celebr. c. VI, p. 37.

4 *Pertz,* Script. II, p. 274.

Spiele beschäftigten viele Bischöfe und Cleriker weit mehr als ihr Beruf und die Bücher. Unter der Herrschaft des pippinischen Hausmeiertums konnte es geschehen, dass der Biograph des heil. Eligius schrieb: »Was nützen uns die verschiedenen Argumente der Grammatiker? Was helfen uns, frage ich, mit ihrem Philosophieren Pythagoras, Sokrates, Plato, Aristoteles, und was die Narrenpossen der schändlichen Dichter wie des Homer, Vergil und Menander? was Sallust, Herodot und Livius, was Lysias, Gracchus, Demosthenes und die Rednerkunst des Tullius[1]?« Derselbe Schriftsteller nimmt Tullius und Cicero für zwei verschiedene Persönlichkeiten. Ging ja die Unwissenheit soweit, Athen für die Hauptstadt der lateinischen Sprache unter Pisistratus zu halten. Zwar liess sich Karl Martell einmal sogar herbei, in der Abtei Augia-la-Riche (Reichenau) eine Schule zu gründen, wo die Söhne der Edelinge, der Grafen und Barone von Kindheit auf erzogen wurden. Aber die Söhne des Volkes hatten keinen Zutritt zu dieser Art Prinzenschule[2].

Nichts offenbart und kennzeichnet den Zustand der kirchlichen Verhältnisse unter Karl Martell und dessen Nachfolger Pippin deutlicher als der Inhalt der von Karl dem Grossen ausgegangenen Kapitularien. Als dieser den Thron bestieg, fand er häufig Jäger, Krieger und Trunkenbolde an der Spitze der fränkischen Kirche[3]. Viele Priester lebten in Vielweiberei, vergossen Menschen- wie Tierblut und sahen gleichgiltig zu, wie das Volk im alten Schlamme des Heidentums sich wälzte und im Wesen des Christentums oft nichts anderes entdeckte, als einen wünschenswerten Anlass, in den Kirchen zu Ehren eines Heiligen zu zechen, zu schmausen, zu tanzen und wohl auch, wenn die Köpfe voll waren, mit den Fäusten darein zu schlagen[4]. Die vom Clerus beim Gottesdienste benützten Bücher waren würdig solcher Zustände. Missale, Psalterien und die Exemplare der heiligen Schrift waren in so schlechtem Latein geschrieben und wimmelten dermassen von Verstössen gegen Grammatik und Orthographie, dass oft kaum ein Sinn zu ermitteln war[5]. Häufig benützte man Psalter und Evangelienbuch einfach ohnehin bloss dazu, um daraus das Los zu sprechen[6], indem man sie an irgend einer

[1] *Achery,* Spicil. II, p. 77. (Vita S. Eligii.)

[2] *Conring,* Antiqu. Acad. Supplem. XXXII, p. 286.

[3] *Lorentz,* Alcuins Leben, S. 156.

[4] *Baluzii,* Capitul. Reg. Franc. I. col. 191. 193.

[5] *Froben,* Alcuini op., Comment. p. XXIX, nr. 64.

[6] Neue histor. Abhandl. der kurf. bayer. Akademie der Wissensch. 1781, II. Bd., S. 335.

Stelle aufschlug und diese dann zum Wahrsagen gebrauchte. Wer sich eine Vorstellung von der Verderbtheit und Barbarei der lateinischen Sprache vor Karl dem Grossen bilden will, der lese die von Fredegar abgefasste Familienchronik der karolingischen Dynastie. Fredegar gehörte wahrscheinlich dem Kloster des heiligen Marcellus zu Chalon-sur-Saône an, einer Colonie des burgundischen Klosters St. Maurice *(Monasterium Agaunense).* Fredegar schrieb seine Chronik um 600. Der ihm beigelegte Name *Scholasticus* findet sich nirgends in den Handschriften, sondern taucht erst im 16. Jahrhunderte auf. »Merkwürdig wäre es allerdings,« sagt Wattenbach, »wenn Fredegar wirklich einer Schule vorgestanden hätte, denn seine Kenntnis des Lateinischen ist unglaublich gering, seine Sprache ist über die Massen barbarisch.« Fredegar selbst jammert: »Wir stehen jetzt im Greisenalter der Welt; darum hat die Schärfe des Geistes nachgelassen und niemand vermag es in dieser Zeit, den früheren Schriftstellern gleichzukommen.«

Es ist nicht leicht zu sagen, bis zu welcher Tiefe der Clerus noch fortgerissen worden wäre auf der abschüssigen Bahn, hätte nicht ein Mann das Verderben abzuschwächen unternommen, das selbst den einfachen Bestand der fränkischen Kirche in Frage stellte. Dieser Mann ist der Erzbischof Chrodegang von Metz (742—766).

Chrodegang, auch Chrotgang, Crodogundis, Crodegaudis genannt, ein Verwandter des karolingischen Geschlechts, wurde im Haspengau in der Diözese Lüttich geboren. Seine Bildung und Erziehung genoss er im belgischen Kloster St. Trond (Trudo). Seine Frömmigkeit und sein Wissen erwarben ihm das Vertrauen des Hausmeiers Karl Martell, der ihn ungemein hoch schätzte, ihn zu seinem Reichskanzler und 737 zum ersten Minister erhob. Der zeitgenössische longobardische Geschichtschreiber Paul Warnefried verherrlicht Chrodegang als einen Meister der Beredsamkeit, der die lateinische wie die deutsche Sprache vollkommen in seiner Gewalt hatte[1]. Aber trotz der hohen weltlichen Auszeichnungen, deren Träger er war, blieb Chrodegang einem strengen Mönchsleben getreu und als man ihn nach Karl Martells Tode (741) zum Erzbischof von Metz wählte, richtete er seine Thatkraft auf die Besserung des in weltliches Treiben verstrickten, unwissenden Clerus, auf Hebung der zerrütteten Kirchenzucht und auf Belehrung des seiner Leitung anvertrauten Volkes. Nach der Regel St. Benedikts gründete er das

[1] *Du Chesne,* II p. 204 (Paul. Diac. fragment. de Episc. Metens. Eccles.)

Kloster St. Peter in der gleichnamigen Pfarrei an der Mosel, 748 das Kloster Gorze in Lothringen, das nachmals eine berühmte Schule wurde[1], und 764 gab er dem ihm geschenkten Kloster Lorsch oder Laurisheim in der Diözese Worms, das eine Verwandte von ihm gestiftet hatte, Benediktinermönche aus dem Kloster Gorze.

Im Jahre 753 reiste er im Auftrage Pippins nach Rom, um Papst Stephan II. nach Frankreich zu führen. Damals verlieh ihm das Oberhaupt der Kirche das Pallium und den erzbischöflichen Titel. Wahrscheinlich hat Chrodegang auf dieser Reise die Schönheiten des Gregorianischen Chorals kennen gelernt, für dessen Einführung er in seiner Diözese, wo derselbe bisher unbekannt gewesen, hernach rastlos thätig war[2], und wobei ihn der Papst durch Abordnung von zwölf Sängern nach Gallien wesentlich unterstützte.

Seine berühmteste That ist aber seine Regel und deren Anwendung auf die ihm unterstehende Geistlichkeit. Nach dem Beispiele St. Augustins und des Bischofs Eusebius von Vercelli, die zuerst das Ordensleben mit dem Priesterstande verbanden und den Clerus veranlassten, in gemeinschaftlichem Leben der Frömmigkeit und dem Studium sich zu widmen, wesshalb beide auch als die Stifter der regulierten Chorherren verehrt werden, wollte Chrodegang auf der Grundlage der Benediktinerregel ein ähnliches Insitut im Frankenreiche einführen. Er verlieh daher dem Metzer Clerus eine Regel, die hauptsächlich und soweit es der Dienst eines Weltgeistlichen erlaubte, den Geist St. Benedikts atmete und das kanonische Leben fördern sollte. Zwar hatte bereits vor Chrodegang Bischof Baudinus von Tours ein gemeinschaftliches Leben der Cleriker, »Kanonici«, versucht[3], aber er war damit nicht durchgedrungen, da der unkirchliche Sinn mancher Bischöfe dagegen stand.

Chrodegangs Regel enthielt 34 Kapitel, die später auf 86 Abschnitte erweitert wurden, um sie mit Hinweglassung des nur auf die Metzer Kirche Bezüglichen für eine allgemeine Geltung zu ermöglichen.

Demut ist für Chrodegang der goldene Faden seiner Pädagogik. Sie stellt er daher an die Spitze seiner Grundsätze und Forderungen, zugleich auf das Wort der Schrift verweisend: Jeder, der sich erhöht, wird erniedrigt und wer sich erniedrigt, wird erhöht. Der Stolz ist ein Sohn Satans. Die jüngeren Mitglieder des Hauses müssen die älteren ehren, diese aber jene in Gott

1 *Launoi* l. c. p. 171. — 2 Hist. litt. V, p. 128.
3 Gregor Tur. Hist. Franc. X. c. 31.

lieben. Der jüngere muss sich vor dem älteren verneigen, wo immer er ihm begegnet und, wenn er sitzt, vor dem älteren, der vorübergeht, sich erheben, ihm seinen Sitz abtreten, wie er sich auch ohne Erlaubnis des älteren nicht setzen darf. In einem gemeinsamen Schlafraume beaufsichtigen die älteren die kleinen Knaben. Keine Frauensperson, kein Laie darf das Kloster betreten, letzterer nur in dringenden Fällen und mit Erlaubnis des Oberdiakons oder des Primicerius. Die Erziehung zur Reinlichkeit erhält ein eigenes Kapitel. Täglich muss Handarbeit verrichtet werden, namentlich wird das Bücherabschreiben angeordnet. Das bei der Arbeit zu beobachtende Schweigen darf nur gebrochen werden, wenn sich die Rede auf jene bezieht. Schläge, Fasten, letzteres so lange, bis der Fehlende Reue zeigt, sind die Zucht- und Strafmittel. Aber stets muss der Grundsatz gelten: Man soll Fehler hassen und den Fehlenden lieben. Die Strafe muss dem Alter, der Schuld und der Person angemessen sein, immer aber sei sie massvoll.

Das wichtigste Kapitel ist jenes, welches sich mit der Erziehung und Bewachung der Knaben beschäftigt. Darin betont Chrodegang, die Leiter der Kirche müssen wachen, dass die ihrer Genossenschaft anvertraute Jugend durch die kirchliche Zucht im Zaume gehalten werde, damit ihr zu Fehltritten so leicht geneigtes Alter keine Gelegenheit finde zu sündigen. Desshalb müsse ein zuverlässiges Mitglied mit der Überwachung der Übrigen betraut werden und sie sehr strenge halten, damit sie, mit kirchlicher Wissenschaft und geistigen Waffen ausgerüstet, geziemend auftreten und einst zu den kirchlichen Würden befördert werden können. Hierauf nimmt Chrodegang Bezug auf den 24. Kanon des vierten Konzils von Toledo, abgehalten i. J. 633 unter Isidor von Sevilla's Vorsitz, eines der wichtigsten Monumente der alten Kirchendisciplin[1]. In jenem Kanon war der Ansicht Raum gegeben, dass jegliches Alter von Jugend an sich zum Schlechten neige, wesshalb es nötig sei, dass die Knaben und Jünglinge an einem gemeinsamen Orte vereinigt und einem ganz verlässigen Senior überantwortet werden, der ihnen sowohl als Lehrer wie auch als Zeuge ihres Lebenswandels diene. Der Bruder aber, der diese ihm übertragene Pflicht nicht wahrnimmt und etwas Anderes, als recht ist, lehrt, soll unter strengster Strafe

[1] *Vicente de la Fuente*, Hist: de las Universidades, Colegios y demas establecimientos de Enseñanza en España. Madrid 1884. Tom. I, p. 28.

seines Amtes entsetzt, dieses aber einem Würdigeren übertragen werden[1].

Chrodegang fordert von dem Lehrer ferner, dass Lehre und Beispiel Hand in Hand gehen. Der Lehrer muss sowohl durch sein Wort wie durch sein Leben leuchten, denn eine Lehre ohne Leben macht anmassend, ein Leben ohne Lehre unnütz. Jene ist die wahre Lehre, welche das Leben begleitet, denn nichts ist schändlicher, als wenn Einer das Gute, das er verkündet, nicht selbst übt.

Wie nicht für alle Krankheiten die gleiche Arznei taugt, so muss auch der Lehrer seinen Unterricht nach dem Fassungsvermögen des einzelnen Alters, Geschlechts und Standes anpassen. Der Vortrag des Lehrenden muss sich stets nach der Beschaffenheit des Hörenden richten.

Namentliches Gewicht legte Chrodegang in seinen Satzungen auf die Pflege des Gesangs. Er ermahnt die Sänger, die ihnen verliehene Gabe nicht durch Laster zu beflecken, sondern sich vielmehr durch Demut, Nüchternheit und Keuschheit, sowie durch alle übrigen Tugenden auszuzeichnen. Die Melodieen der Sänger sollen das Volk zur Liebe himmlischer Dinge erheben sowohl durch die Anmut der Worte, als der Töne. Der Sänger aber muss, wie es von den heiligen Vätern überliefert worden ist, durch Stimme und Kunst hervorragen und auch die Buchstabenlaute gut und zierlich aussprechen. Letztere Mahnung dürften sich auch heute noch die meisten Kirchensänger merken, ebenso wie schlechte Sänger folgende Mahnung Chrodegangs beherzigen mögen: Die aber in der Kunst des Gesanges weniger erfahren sind, sollen, bis sie besser unterrichtet sind, schweigen, anstatt durch Singen, wenn sie es nicht können, die Stimmen Anderer misstönig zu machen.

Für die Geistlichen erhebt Chrodegang die religiöse Belehrung des Volkes zur ganz besonderen Pflicht. Eindringlich ermahnt er sie, demselben das Wort Gottes fleissig zu verkünden. Die Priester sollen eifrig die heilige Schrift studieren, sie sollen die zur Ausübung ihres Berufes erforderlichen Bücher besitzen; wer sie nicht hat, soll seines Amtes entsetzt werden, denn die Schrift sagt: Stumme Hunde können nicht bellen.

Chrodegangs äusserst zeitgemässes Institut verbreitete sich rasch in Frankreich, Deutschland und Italien, selbst nach England kam es. Und nicht bloss bei den Kathedralkirchen, sondern auch bei

[1] *Hartzheim*, Concil. Germ. I, p. 110.

den grösseren Pfarrkirchen wurde es eingeführt, so dass es zu Ende des 8. Jahrhunderts schon ziemlich allgemein war[1]. Im Jahre 816 bekam der Diakon Amalarius von Metz, ein Schüler Alcuins, auf der Aachener Synode von Kaiser Ludwig den Auftrag, die Regel Chrodegangs zu erweitern und entsprechend umzugestalten. In dieser Form, welche grösstenteils auf den Werken des Hieronymus, Augustinus, Gregors, Isidors, Leo's I. und auf den afrikanischen Konzilien fusst[2], erhielt sie die kirchliche und staatliche Bestätigung und wurde ihre Einführung allen Bischöfen anbefohlen. Aber schon um die Mitte des 10. Jahrhunderts zerfiel an sehr vielen Orten das kanonische Leben wieder, weil viele Stiftsmitglieder nicht auf persönlichen Güterbesitz verzichteten. Ohne freiwillige Armut aber war an keine Zucht zu denken.

In pädagogischer Hinsicht beruht Chrodegangs Verdienst vorzugsweise darin, eine bestimmt umschriebene Einheit und Gleichmässigkeit in das Wirken der Kathedral- und Klosterschulen gebracht zu haben. Freilich schwebte ihm bei Errichtung seiner Anstalt zuvörderst die Heranbildung junger Geistlichen vor Augen. Dennoch aber hat er wesentlich dazu beigetragen, Wissenschaft und Unterricht dem Leben näher gebracht und namentlich die grossen Städte, wo die nach seiner Regel geleiteten Schulen sich befanden, zum Mittelpunkte des christlichen Lebens wie des Christentums überhaupt gemacht zu haben. Da diese Schulen auch in den Anfangsgründen des Wissens unterrichteten, so kann ihnen der Charakter von Volksschulen nicht abgesprochen werden[3].

Auch sonst hat Chrodegang den erstarrten Puls wissenschaftlichen Lebens erwärmt. Er übte auf die Ausgestaltung der zeitgenössischen Annalistik einen unverkennbaren Einfluss. Seine Metzer Singschule gab auch hierin Anregung[4]. Überhaupt darf die von dieser Schule ausstrahlende Wirkung nicht unterschätzt werden, denn sie war es, welche die Hauptkirchen des Reiches mit gebildeten Sängern und Gesanglehrern versah. Wurden doch sogar gewisse kirchliche Melodieen *metensis major, metensis minor* benannt, und in Deutschland leitete man das Wort »Mette«, der nächtliche Chorgesang, von Metz ab[5].

1 *Ritter,* Kirchengeschichte I, S. 436.
2 *Binterim,* Denkwürdigkeiten der christlich. kathol. Kirche, 3. Bd. S. 33.
3 *Cramer,* a. a. O. S. 31.
4 *Wattenbach,* a. a. O. I, S. 157. 161. — Vgl. *Launoi* l. c. p. 47 c. X.
5 *Specht,* S. 141.

So stiftete Chrodegangs Werk nach verschiedenen Richtungen hin Nutzen. Sicherlich hat dieser rührige Kirchenfürst den gänzlichen Ruin des Geisteslebens so lange aufgehalten, bis eine mächtigere Hand ihn von dem schweren Posten ablöste. Wenn daher ein Zeitgenosse Karls des Grossen behauptet, dass es vor Karl in Gallien kein Studium der freien Künste mehr gegeben habe[1], so ist dies tendenziös übertrieben und auch nur bedingungsweise zu verstehen. Allerdings musste das wunderbare Aufblühen der Wissenschaften unter Karl zu einem Vergleiche mit den früheren Zeiten herausfordern, der sich dann auf dem hellen Grunde der neuen, günstigeren Verhältnisse um so schärfer abhob.

Sei dem wie es wolle, ein grosser Morgen brach im Frankenreiche, brach in Europa an. Der Mann mit der Riesenseele, dessen gigantisches Denken und Streben zwei Welten, die antike und die christliche, mit einander zu versöhnen trachtete und auch versöhnte, der nicht nur die politische, sondern auch die geistige Physiognomie des Abendlandes umgestaltete, dieser Mann, »der Leuchtturm Europas«, war erschienen. Karl der Grosse trat vor seine Zeit hin, neues Leben in die alte Form zaubernd. Er hat Alles das, was die Kirche vom 5. bis zum 8. Jahrhundert unter den Stürmen der Zeit mit Anstrengung gerettet hat, in Sicherheit gebracht und vor dem Untergange geborgen, wie ein Lotse das mit kostbarer Ladung befrachtete Fahrzeug in den schützenden Hafen führend.

[1] *Pertz,* Monum. Germ. SS. I, p. 171.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Berichtigungen und Nachträge.

S. 23, Zeile 18 v. ob. ist zu lesen viscum statt viscus.

S. 29, Note 3, Zeile 2 v. ob. sommes statt somnes.

S. 38, Zeile 6 v. ob. ist zu den Medizinern der in der folgenden Zeile genannte Menecrates zu rechnen; auch der Massiolite Demosthenes gehört zu ihnen. Sie alle lebten während der Kaiserzeit in Rom.

S. 54 zu Zeile 10 v. ob. Die Tabula Iliaca wurde im Jahre 1683 in den Ruinen des alten Bovillä (heute Marino am Albanersee) entdeckt, wo Kaiser Tiberius der gens Julia ein Heiligtum errichtet hatte. Die Tafel war in Relief aus sogenanntem Palombino, einer weichen, weissen Marmorart, gearbeitet und stammte aus der Zeit des Augustus. Sie wird jetzt, leider nicht mehr vollständig erhalten, in Rom im capitolinischen Museum aufbewahrt. Man hat später noch viele solcher Tafeln entdeckt, die alle dem gleichen Zwecke bestimmt waren, in den Schulen als Anschauungsmittel beim Unterrichte verwendet zu werden. Dieser Anschauungsunterricht hat sich zuerst in den griechisch-alexandrinischen Schulen entwickelt, aus denen er in die römischen überging. Es ist also ganz falsch, wenn die neuere Pädagogik das didaktische Prinzip der sinnlichen Anschauung erst mit Comenius († 1670) und seinem 1657 erschienenen »Orbis pictus« beginnen will. Vgl. hierüber meinen Aufsatz »Amos Comenius u. Luis Vives« in der Donauwörther Kathol. Schulzeitung No. 15 und 16, 1892, sowie die tüchtige Arbeit Joh. Müller's: Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichts bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts (IV. Band der »Gesch. der Methodik« von Kehr, S. 338).

S. 138. Anmerk. Zeile 2 v. ob. ist zu lesen 5., anstatt 12. Jahrhundert.

S. 124, Zeile 18 v. unt. lies für welche statt welche für.

S. 177, Zeile 8 v. ob. ist das Wort »Bischof« vor Salvian zu streichen.

S. 201, Zeile 16 v. ob. Pronomen statt Pronomon u. Zeile 18 dass anstatt das.

S. 265 zu Note 3. Erst der berühmte spanische Humanist und Pädagoge Juan Luis Vives, geb. zu Valencia 6. März 1492, † zu Brügge 6. Mai 1540, der als der eigentliche Begründer der modernen Pädagogik und ihrer Induktionsmethode, sowie als einer der Mitbegründer der historisch-kritischen Methode überhaupt anzusehen ist, hat unter den Neueren der wissenschaftlichen Bildung des weiblichen Geschlechts das Wort geredet in seinem vorzüglichen Werke »De Institutione feminae Christianae.« (Vivis op. omnia ed. Gregor Mayans, Valentiae 1782 bis 1790, 8 Bde., Fol., u. Basel, 1555, 2 Bde., Fol.) Über den grossen Vives vgl. man den einschlägigen Artikel von A. Lange in Schmid's »Encyklopädie des gesamt. Erziehungs- u. Unterrichtswesens«, 9. Bd. S. 737 ff., sowie die Schriften von Rudolf Heine (Vives, »Pädagog. Schriften«, Leipzig), u. Jak. Wychgram (J. L. Vives, »Ausgewählte Schriften«, Wien, 1883) und meine bereits erwähnte Artikelreihe in der Kathol. Schulztg.

SBB 013401325461

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Denk, Victor Martin Otto,

Geschichte des gallo-fränkischen Unterrichts- und Bildungswesens von den ä
ltesten Zeiten bis auf Karl den Grossen ; mit Berücksichtigung der
litterarischen Verhältnisse

Mainz 1892

Bamberg, Staatsbibliothek -- Paed.o.4-bp
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11845364-5